r F. XXXIV. 109.

Europa

England

Gr. 89.

George

Mittheilungen

aus dem

Reisetagebuche

eines

deutschen Naturforschers.

Der Bibl. der Naturf. Gesellsch. Schaffhausen
D. Fäsi.

England.

Basel,
Druck und Verlag der Schweighauser'schen Buchhandlung.
1842.

Seiner Familie

gewidmet

vom

Verfasser.

An den Leser.

Zunächst findet der Verfasser es für nöthig, zu bemerken, daß aus dem Titel seines Büchleins nicht auf dessen Inhalt geschlossen werden darf und derjenige Leser sich sehr täuschen würde, welcher vermuthete, die nachstehenden Mittheilungen bezögen sich ausschließlich oder vorzugsweise auf naturwissenschaftliche Dinge. Zwar ist bei schicklicher Gelegenheit von Solchen allerdings die Rede und wird namentlich auch der wissenschaftlichen Anstalten der britischen Hauptstadt mit einiger Umständlichkeit gedacht; allein Angaben und Beschreibungen dieser Art machen wirklich nur den kleinern Theil des vorliegenden Werkchens aus.

Der Verfasser hat während seines Aufenthaltes in England den Blick über den Kreis der Gegenstände, die ihn als Fachsmann zunächst interessiren mußten, hinausgeworfen und sich bestrebt, auch auf dem so ausgedehnten Gebiete des geselligen und öffentlichen Lebens Beobachtungen anzustellen

und Erfahrungen zu sammeln. Das Wichtigere hievon dem Leser mitzutheilen, war nicht der letzte Zweck, den man bei Abfassung dieses Büchleins zu erreichen suchte.

Bisweilen wird der geneigte Leser auch andere als englische Verhältnisse besprochen finden und auf Abschweifungen stoßen, die er am allerwenigsten in einem Reisetagebuche gesucht hätte.

Einige Male ist in dem Buche die Rede von einzelnen Männern und Familien, mit denen der Verfasser jenseits des Kanals in Berührung gekommen. Es hat aber derselbe diese Freiheit sich nur in dem Falle genommen, wo Etwas von allgemeinerem Interesse mitgetheilt werden konnte, ohne irgendwie die Vorschriften des Zartgefühls zu verletzen.

Die Freimüthigkeit als eine der ersten männlichen Tugenden betrachtend, hat der Verfasser nicht angestanden, über mancherlei Dinge sein Urtheil offen und ohne Rückhalt auszusprechen. Vielleicht wird er darüber von Einigen getadelt werden; da er aber glaubt, nie eine schuldige Rücksicht aus den Augen gesetzt und seine Aeußerungen immer innerhalb der engsten Schranken des Anstandes gehalten zu haben; so fürchtet er doch nicht, allgemeiner Mißbilligung zu begegnen.

Der Verfasser erkennt bereitwilligst an, daß die Form seines Werkchens viel zu wünschen übrig lasse und der Stoff desselben, besser als geschehen, hätte angeordnet werden

können. Er weiß auch, daß dasselbe namentlich den Fehler besitzt, keine Abschnitte zu haben und dem Leser keine Ruhepunkte zu gewähren. Zur Entschuldigung vermag er nichts vorzubringen, als seine Unerfahrenheit in dieser Art von Schriftstellerei, im Büchermachen überhaupt. Hoffentlich hält aber dieser Mangel allein Niemand ab, die „Mittheilungen“ des Durchlesens zu würdigen.

Ob es nöthig gewesen sei, ein neues Buch über England zu schreiben, ob namentlich der Verfasser auch für dieses Geschäft den Beruf gehabt habe; das sind Fragen, deren Beantwortung er andern überlassen muß.

Geschrieben im Januar 1842.

Inhalt.

	Seite
Eine Vergleichung zwischen Franzosen und Engländern .	3
Warum der Verfasser nicht durch Frankreich reist . . .	4
Dampfschifffahrt auf dem Oberrhein	6— 7
Artigkeit der deutschen Zollbeamten	7— 8
Eine Rauchergesellschaft in Mannheim	9—10
Schiffsbeobachtungen:	
Ein Officier	12—13
Ein vornehmer Engländer und seine Begleiterin . . .	14—17
Benehmen der englischen Schiffsgesellschaft	14—17
Unterhaltungen über das Rauchen	18—19
Ein Traktätchenmann und des Verfassers Gespräch mit demselben	20—22
Zwei englische Matronen und ihre Reisen auf dem Festlande	23—26
Die Rheinstädte und ihre Verschönerung	27—30
Ein Abendessen in Düsseldorf	30—32
Zurechtweisung eines Engländers	33—34
Ankunft in Holland	35
Holländische Reinlichkeit	36
Betrachtungen über diese Tugend	37—39
Ankunft in Rotterdam	40
Bemerkungen über diese Stadt und Holland überhaupt .	41—44
Rotterdamer Kirchweihen	45
Schönheit der holländischen Weiber	46—47
Einschiffung nach London	48
Seekrankheit und Ueberfahrt	49—53
Ankunft in der Themse	54—56

	Seite
Ein schwimmendes Krankenhaus	56
Landung am Londoner Zollhaus	57
Dessen Langsamkeit in Abfertigung der Reisenden	58
Ein Mittagessen in Ship-Tavern	59— 60
Beschreibung dieses Gasthofes	61— 62
London und Waterloobrücke	63— 64
Die Omnibuse in London	64
Geschicklichkeit der Londoner Taschendiebe	65
Ein Ausflug nach Greenwich:	
Eisenbahn dahin	66— 67
Greenwicher Park	68— 69
Sternwarte daselbst	70— 71
Greenwicher Wirthshäuser	72
Das Hospital daselbst	73
Die Gemäldegallerie	74
Das Gespräch einiger Greenwicher Philister über die Verheirathung ihrer Königin	75— 76
Musik auf einem Londoner Dampfschiff	77
Abreise nach Birmingham	78
Eisenbahn von London nach Birmingham	79— 81
Unterhaltung mit einem Reisegefährten	82— 83
Arago	84
Priestley	85— 86
Ankunft in Birmingham	86
Englischer Pöbel	87
Times	88
Die britische naturforschende Gesellschaft	89— 90
Townhall	91
Cavendish und Watt	92— 94
Anfeindung der Geologie	95
Buckland, Geologie und einige Bemerkungen	96— 99
Grove	100
Die erste grovesche Säule	101—102
Reitz der Naturforschung und die für einen Naturforscher nöthige Gemüthsverfassung	103—104
Oeffentliches Gastmahl	105—106
Der Marquis von Northampton	107
Vergleichung zwischen deutscher und englischer Beredtsamkeit	108—109

	Seite
Der nordamerikanische Gesandte	110
Whewell aus Cambridge	111
Besuch bei Sir R. Peel:	
Empfang	112—113
Mittagessen	114
Das Trinken der Engländer bei Tische	115—116
Englische Tischunterhaltungen	117
Tafelgeschirr und jüdische Liebhaberei für Gold und Silber	118—119
Peels Liberalität	120
Ein englischer Nachtisch	121—122
Der Abgang der Damen	123
Das Trinken nach Tische	124—125
Ein nordamerikanischer Gast	126—127
Philister und Cosmopolit	128—129
Eine eigenthümliche Sammlung	130
Walter Scott's Büste	131—133
Peel's Bibliothek	134
Deutsche Bücher	135
Schlafzimmer	136—137
Peel's Landsitz	138
Peel's Karakter und Stellung	139—141
Ausflug in die Dudley Caverns	142
Beschreibung derselben	143—145
Murchison's und Bucklands Reden	146—149
Fahrt nach Sandwell Park	150—151
Gesellige Formen	152—153
Tischnachbarschaft	154—155
Die körperlichen Vorzüge der englischen Frauen	156—158
Deren Gang	159
Die Ursachen der Schönheit des englischen Volks	160—165
Die körperliche Auszeichnung des englischen Adels	166—167
Der gesellige Karakter des englischen Frauenzimmers	168—169
Des Verfassers Erfahrungen darüber	170—171
Freiheit des Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern	172—173
Weitere Vorzüge des englischen Frauenzimmers	174—178
Bleiweißfabrike	179
Soho und Boulton	180—181
Liethfield und Watt	182—184

Seite

Watt's Denkmal in Handworth 185
Besuch bei einem Schweizer . . . . . 186—187
Thierischer Magnetismus und Gespenster . . . . . 188—190
Birmingham:
Seine Geschichte und Größe . . . . . 191—192
Denkmäler 193
Secten . . . . . 194—196
Neue katholische Kathedrale 197
Naturforschende Gesellschaft 198
Gewerbsschulen 199
Arzneischule 200
King Edward's School 201
Humanismus und Realismus . . . . . 202—203
Kleinkinder- und andere Schulen 204
Armenwesen . . . . . 205—206
Vergnügungen der Arbeiter 207
Besuch nach A..... Castle 208
Die Achtung der Briten vor dem Geschichtlichen . . . 209—211
Der schöne Landsitz von A....y . . . . . 212—213
Seidenbandweber von Nuneaton 214
A..... Hall 215
Neue katholische Kirche und Kloster daselbst 216
Fortschritte des Katholicismus in England und Ursachen hievon . . . . . 217—218
Ein Würtemberger 219
Englische Landsitze 220
Ihr wohlthätiger Einfluß . . . . . 221—222
Der Einfluß von Paris auf Frankreich 223
Erstgeburtsrecht . . . . . 224—225
Deutscher Adel . . . . . 225—227
Aristokratische Gesinnung des englischen Volks . . . . 228—229
Schönes Verhältniß zwischen zwei politischen Gegnern 231—232
Familienstücke und Alterthümer 232
Englische und schwäbische Gespenster . . . . . 233—234
Einrichtung eines englischen Landsitzes 235
Kostspieligkeit des englischen Landlebens 236
Conventry 237
Der Peeping Tom . . . . . 238—239

	Seite
Die Ruinen von Kenilworth	240—241
Die Stadt Warwick	242
Das dortige Gefängniß und die Tretmühle	243—245
Das Bad Leamington	246—247
Ein englischer Coachman	248—249
Seine Aehnlichkeit mit einem Dandy	250—251
Englische Postpferde	251
Englische und französische Landkutschen	252—253
Eisenwerke	254—259
Katholisches Seminar in Staffordshire	260
Englischer Gottesdienst	261—263
Englischer Kirchengesang	264
Ein eigener Verein	264
Englisches Glockengeläute	265—266
Rückkehr nach London	266
Die Naturforscher	267—268
Besuch bei Faraday	269
Royal Institution	270—272
Dessen Leistungen	273
Die Riesensäule	274
Das Tagebuch Davy's	275
Arbeiten im Laboratorium	276
Davy und Faraday	277—278
Kielmeyer	279
Mißstände	280
Würtembergisches Lehrwesen	281—282
Karlsschule	283—284
London Institution	285—286
London University College	287—292
King's College	293—300
Dessen Laboratorium	300
Chemische Kanonade	301
Die Daniell'sche Säule	302
Die deutschen Naturforscher	303
Das Ohm'sche Gesetz	304
Ein merkwürdiger Apparat	305
Wheatston's volta'scher Telegraph	306
Betrachtungen darüber	307—311

	Seite
Adelaide-Gallery	311—312
Der Zitteraal	313—314
Versuche mit demselben	315—319
Bemerkungen darüber	320—331
Polytechnic Institution	332
Die Taucherglocke	332—334
Mittel die versunkenen Schiffe zu zertrümmern	335—337
Ein Taucher	337—338
Colloseum	339
Die königliche Gesellschaft	340
Karl der Zweite	341—343
Die Statuten der Gesellschaft	344—346
Deren Leistungen	347
Die französische Akademie	348—350
Das britische Museum	351—352
Die zoologische Gesellschaft	353—354
Die zoologischen Gärten	354—355
Royal Surrey Zoological gardens	355
Künstliche Brütanstalt	356
Pflanzenliebhaberei und Nurseries	356—357
Royal College of Surgeons	358
Die geologische Gesellschaft	359—360
Die electrische Gesellschaft	361
Die astronomische Gesellschaft	362
Die Linneische Gesellschaft	363
Die Londoner Clubhäuser	364
Das Athenäum und dessen Einrichtungen	365—370
Die Westminsterabtei	371
Die Kirchenverbesserer	372
Die Quäker	373
Der englische Kathedralgottesdienst	374
Die Sänger der Abtei	375—376
Die Reformation der deutsch-protestantischen Kirche	376—377
Theaterbesuch	377—378
Englische Schauspieler und Schauspielerinnen	379—380
Französisches Trauerspiel und Lustspiel	380—381
Englische Theatersitten	382—387
Lustgas	387—390

	Seite
Gasbeleuchtung	391
Beleuchtung der Hauptstadt	392
Ein Londoner Gaswerk	393—394
Londoner Chemiker	395—396
Davy's Vorlesung	397—399
Neue Methode der Seifenbereitung	400—401
Eine Londoner Brauerei	402—403
Porter und Ale	404
Dampfmaschine und Oberbrauknecht	405
Ställe, Schenken und Maler	406—407
Eigenthümliches Verhalten der Hefe	408—409
Geistige Gährung und Hypothesen darüber	409—411
Der Londoner Tunnel und Herr Brünel	411—416
Die Londoner Münze	416—417
Katherine- und London-Docks	417—418
Die Weinkeller	418—419
Saurer Rheinwein	419—420
Matrosenwirthshaus	421—422
Die City Watchmen	423—425
Früheres Straßenunwesen	425—426
Neue Polizeiordnung	426—428
Die Neugierde der Londoner und Pariser	428—429
Slough	430
Einfluß der Eisenbahnen	431—432
Herschels Wohnung und der Vierzigfüßer	433—434
Slough und Wilhelm Herschel	434—435
Sir John Herschel	436—439
Eton College	439—443
Die englische Jugend und Schriftstellerei	443—445
Windsor Castle	445—446
Die diplomatische Gallerie und der Eßsaal	447—449
Der Round Tower, die Kastellanin und die Aussicht	450—451
Ein königlicher Ausritt	452
Die Königin	453
Weibliche Herrschaft	454—455
Die Terrasse und das Städtchen Windsor	455—456
Besuche	457—461
Britische Gastfreundschaft	462—463

Seite

Ein französischer Virtuos 463
Abreise von London 464
Reisegesellschaft . . . . . 465—467
Das Meer, die Dünen und die Schelde 468
Die Polizei 469
Zollgesetze 470
Belgische Eisenbahnen 471
Omnibuse 472
Bettler und Hutschachtel . . . . . 473—474
Schluß der Reise . . . . . 475—476

Reiseskizzen.

In einer frühern Periode meines Lebens hielt ich mich mehrere Jahre in Großbritannien und Frankreich auf; nach letzterem Lande brachte ich viele Empfehlungsbriefe, nach ersterem einen einzigen. In beiden Ländern machte ich ziemlich viel Bekanntschaften, namentlich in deren Hauptstädten; die französischen haben längst aufgehört und meinen Aufenthalt in Paris nicht überlebt, während die englischen noch mit der alten Innigkeit fortdauern, obgleich, seit sie abgeschlossen wurden, beinahe zwei Jahrzehnte vorübergegangen sind. Für einen freundschaftlichen Privatverkehr scheint die Mehrzahl der Franzosen nicht gemacht zu sein; sie sind bei persönlicher Berührung artig und gefällig, vorausgesetzt jedoch, es lassen sich diese geselligen Tugenden mehr durch Worte als durch Handlungen ausüben. Aus dem Auge aus dem Sinn, das ist französische Weise und der Grund dieser Vergeßlichkeit scheint in angestammter Gemüthsarmuth zu liegen. Wie anders der Britte! Scheinbar kalt und nach Außen theilnahmslos, selbstsüchtig und rückhaltig, ist derselbe voll innerer Wärme, aufopfernd, edelmüthig und hingebend und es entfalten sich in ihm diese und noch andere Tugenden, wenn man es nur versteht, mit ihm in den rechten Berührungspunkt zu treten.

Dieses Vorwort soll meinen Lesern den allgemeinen Beweggrund andeuten, der mich bestimmte, in schon etwas vorgerückten Jahren zum dritten Male den Kanal zu kreuzen.

Zwei Wege konnten mich zu meinem Ziele führen; der eine lag durch la belle France und dessen Hauptstadt, der andere war die Wasserstraße des Rheines. Ich hatte früher schon die Reize des Reisens im schönen Frankreich sattsam gekostet, die Comforts der schmutzigen Diligencen der Messageries royales mit ihrer exquisiten Reisegesellschaft und den schlecht unterhaltenen Straßen des europäischen Musterlandes hinreichend kennen gelernt, wie auch genug gelitten von der spezifischen Langenweile, welche man in den öden französischen Provinzialstädten, diesen armseligen Reflexen von Paris, empfindet, als daß ich nur einen Augenblick in der Wahl meines Weges hätte schwanken können.

An einem Samstag Morgen im Monat August sagte ich den Meinigen Lebewohl. Wie verschieden sind doch die Gefühle, mit denen der Junggesell aus seinem gewöhnlichen Kreise scheidet, von den Empfindungen, welche das Gemüth des Vaters und Gatten bewegen im Augenblicke seiner Trennung von dem, was ihm am theuersten auf Erden ist. Jener ist omnia sua secum portans, dieser läßt einen Theil von sich selbst zurück. Ich mußte mich anstrengen, als ich den lieben, noch schlafenden Kleinen den Abschiedskuß aufdrückte und der Hausfrau das letzte Wort sagte, um einen zu starken Ausdruck meiner Gefühle zurückzuhalten. Ich schäme mich indessen nicht, zu bekennen, daß meine Augen nicht trocken blieben, als die „Stadt Straßburg“, an deren Bord ich mich befand, in die nördliche Richtung des Stromes eintretend,

mir den Anblick des von der Brücke flatternden Sacktuches der Gattin entzog.

Die Reisegesellschaft war im Verhältniß zu den winzigen Dimensionen des Dampfbootes sehr zahlreich, so, daß man sich kaum bewegen konnte. Sie bestand zum großen Theil aus Engländern und Engländerinnen, die nach vollendeter Schweizerreise wieder die Heimat suchten; auch fehlte es nicht an Leuten, die man ehemals Musterkartenreiter nannte; ja selbst die interessante Klasse der deutschen Handwerksbursche war repräsentirt. Malerisch kann man den Wasserweg zwischen Basel und Straßburg nicht nennen; denn hat man einmal den sogenannten „Isteiner Klotz“ umfahren, so theilt sich der Fluß in viele Arme, welche langweilig aussehende, mit Weiden bewachsene Inseln umfließen; der Jura wird dem Blick entzogen und Schwarzwald und Vogesen sind zu sehr von den Ufern entfernt, als daß jene diese heben könnten. Bisweilen wird der Fluß so seicht, daß die nur wenige Fuße ziehenden Boote den Boden schürfen, bei niedrigem Wasserstande sogar aufsitzen. Von eigentlicher Gefahr ist jedoch nie die Rede, denn im schlimmsten Falle können die Reisenden immer mit Leichtigkeit das eine oder andere Ufer erreichen. Wie unvollkommen in mancher Beziehung auch dermalen die Dampfschifffahrt zwischen Basel und Straßburg noch ist, so muß sie doch für das reisende Publikum als Gewinn betrachtet werden; da man durch dieselbe nun in sechs Stunden von ersterer in letztere Stadt gelangen kann, während die Landreise 14 Stunden erfordert. Die Eilwagen auf dem rechten Rheinufer haben daher in den Dampfbooten sehr gefährliche Nebenbuhler gefunden und es werden wohl die Badenser genöthigt sein, ihre hohen Posttaxen herabzu-

setzen, wenn sie anders in der guten Jahreszeit ihre Fahrten nicht einstellen wollen. Wer nicht gerade zu wasserscheu ist, wird gewiß lieber 15 französische Franken bezahlen und in sechs Stunden zu Schiff nach Kehl fahren, als sich des Eilwagens bedienen, mehr als das doppelte der Zeit gebrauchen und überdieß ein noch bedeutend höheres Postgeld entrichten.

Altbreisach, an dem man vorüber fährt, erinnert durch sein ruinenhaftes Aussehen nur noch zu sehr an die verhängnißvolle Zeit der neunziger Jahre und erregt Gefühle in einem Deutschen, die dem Nachbarlande keineswegs freundlich sein können. Wie viel Unbilden hat doch Deutschland schon von Frankreich erlitten, welche schmähliche Behandlung unser Vaterland von der Nation erfahren, die sich die große nennt, und dennoch gibt es noch Deutsche, die entweder kurzsichtig oder entartet genug sind, von jenseits des Rheines Heil und Volksglück zu erwarten!

Um zwölf Mittags hatte unser Boot unterhalb der Kehler Brücke angelegt und wir bestiegen unverweilt den stattlichen „Grafen von Paris“, der unser sehnlich zu warten schien, da er sogleich, als der letzte von uns an dessen Bord gestiegen war, seine Reise stromabwärts antrat. Da die Reisenden, von Oben herabkommend, bei dem Schiffswechsel Frankreichs Gebiet nicht betreten, so entgehen sie den Plackereien französischer Zöllner und Polizeidiener und man hat das Vergnügen, dieses der modernen Zeit unentbehrliche Volk nur von Ferne zu sehen. Um die Wasserfahrt von Kehl nach Mannheim schön zu finden, darf man nicht aus der Schweiz kommen, überhaupt kein Freund von Gebirgsgegenden sein. Holländer und Sandmärker aber würden sie entzückend erklären, wenn dieselben plötzlich aus ihren Flachländern auf den Mittelrhein

gebracht werden könnten. In weiter Ferne sieht man noch Einiges vom Schwarzwald, den Vogesen, der Haardt und andern Bergen; in der Nähe den Rhein hundertfach zerrissen; zahllose kleine Inseln; große Heerden wilder Enten, bald fliegend, bald schwimmend; einsame Reiher, dem Fischfange nachgehend und hie und da eine Barke. Um die Monotonie der Fahrt zu unterbrechen, ist weislich angeordnet, daß das Dampfschiff in Leopoldshafen Halt macht. An dieser Zollstätte der Vereinsstaaten soll Einsicht genommen werden von dem, was Reisende mit sich führen und Schau gehalten über den Inhalt der Nachtsäcke und Koffer. Ich muß es aber den hier Angestellten nachrühmen, daß sie von ihrer Amtsmacht einen sehr discreten und mäßigen Gebrauch machten und nichts weniger als eine ungebührliche Neugierde weder in Hinsicht auf unsere Habseligkeiten noch Pässe zeigten. Vergeblich hatte ich Portmanteau nebst Nachtsack aufgeschlossen und meinen Ausweis in Bereitschaft gesetzt; Niemand wollte Notiz davon nehmen. Nur einige halbvornehm aussehende Frauenzimmer, die formidable Hut- und andere Schachteln mit sich führten, traf das Schicksal, ihre Herrlichkeiten zur Schau legen zu müssen und genau besichtiget zu werden. Angenehm wurden die Reisenden von dieser mauthlichen Milde und Artigkeit überrascht und diese vortrefflichen Tugenden um so lauter gepriesen, als dieselben so sehr abstachen gegen das Benehmen der französischen Zöllner, die, obgleich der artigsten und galantesten Nation angehörig, nicht selten die unverletzbarsten Rücksichten der Delicatesse aus den Augen setzen und durch ihr Betragen in den Fremden starke Zweifel an der Richtigkeit der Behauptung erregen, daß Frankreich vorzugsweise das Land seiner Sitte und der Ur-

banität sei. Mehrere Reisende an Bord unsres Schiffes, namentlich einige Frauen, führten über die ihnen in Straßburg gewordene Behandlung von Seite der dortigen Douane bittere Klagen.

Wenn Regierungen an der Ehre und dem Rufe der ihnen untergebenen Länder etwas liegen kann, so scheint es mir, müßten sie streng darauf halten, daß deren Diener an den Grenzen ihrer Gebiete den eintretenden Fremden mit Artigkeit begegnen und letzteren die Erfüllung zweckloser Formalitäten erspart werde, denn nichts bringt einen üblern Eindruck hervor, als überflüssige Polizei- und Mauthquälereien. Häufig haben diese allerdings weniger in Vorschriften als in der Wichtigthuerei und Quälsucht der Handlanger der öffentlichen Gewalt ihren Grund.

Als die Sonne schon längst unter den Horizont gesunken war und dicke Dunkelheit das breite Rheinthal bedeckte, langten wir wohlbehalten in Mannheim an. Wie wenig anstrengend auch die Wasserreisen an und für sich sind, so ermüden sie mich doch mehr, als die zu Wagen und immer betrete ich daher mit einem ganz eigenen Vergnügen wieder das Land. Anstatt in einen der von den Gastwirthen zur Beschlagnahme der Reisenden an den Landungsplatz abgeschickten Wagen zu steigen, ging ich zu Fuß in die Stadt, in der Absicht, in den von mir als Student vor vielen Jahren besuchten „Weinberg“ zu gehen. Dank sei es aber der verzweifelten Regelmäßigkeit der Straßen Mannheims, ich konnte meinen Weinberg nicht finden und sah mich gezwungen, mein Obdach, ich glaube im Gasthofe der Russen oder Preußen, zu suchen, wo ich, da es schon etwas spät war, mit einem frugalen Nachtessen vorlieb nehmen, nichtsdestoweniger aber für ein

reichliches zahlen mußte. Die Entbehrungen des Magens wurden mir indessen anderweitig vergolten.

Seit einer Anzahl von Jahren hatte ich keine deutschen Beamtete mehr gesehen, eine eigene Klasse von Menschen, für welche ich von Kindesbeinen an eine gewisse Vorliebe besitze. In meinem Gasthofe saß eine herrliche Gesellschaft beisammen. Natürlich war jeder dieser vornehmen Herrn mit einer Pfeife versehen, die je nach Alter, Rang und Geschmack des Besitzers ihre Eigenthümlichkeit hatte. Aus silberbeschlagenen, schön gebräunten Meerschaum-, aus feinmasrigen Ulmer- und aus Porzellanköpfen, mit den Brustbildern reizender Mädchen geziert, wurden die verschiedensten Knasterforten um die Wette in Rauch aufgeblasen und die Operation von Zeit zu Zeit durch das Benetzen der Zunge mit Ueberrheiner unterbrochen. Abgesehen von andern Merkmalen, konnte ich die Sprosse, die jeder der anwesenden Herren auf der Stufenleiter der Beamtenhierarchie einnahm, schon aus der Art und Weise abnehmen, nach welcher derselbe den Tabacksdampf seinem Munde entließ und die Pfeife hielt. Derjenige, welcher um das Rohr seiner Dampfmaschine Zeig- und Mittelfinger hart anlegte, den Daumen aber nach aufwärts gegen den gleichen Theil preßte; welcher die Mundhöhle möglichst vergrößerte und durch einen kräftigen Zug mit dem aromatischen Dufte füllte; der die Kernspitze dann etwa vier Zoll vom Mund entfernte und diesen für einige Augenblicke hermetisch verschloß; der hierauf in etwas langen aber gleichen Intervallen den gesammelten Rauchvorrath in fußlangen Püffen in die Luft blies, durch Zusammenpressen und schnelles Oeffnen der Lippen einen eigenthümlichen, schmatzenden Laut hervorbringend; wer konnte diese Person

anders sein, als wenigstens ein Oberamtmann, mit Hof= oder Geheimrath Titel? Ein anderer, der seiner Pfeife bald eine nah horizontale Stellung gab, bald dieselbe nachläſſig elegant in vertikaler Richtung am Munde hängen ließ; der bisweilen die Luft von oben nach unten dirigirte und dadurch den Kopf in einen Vulkan en miniature verwandelte; der den Rauch in demselben Moment, wo er in den Mund gelangte, abwechselnd durch den rechten und linken Mundwinkel mit einiger Vehemenz entließ und auf dessen Porzellankopf ein Mimilisbild war, in Claurens Geschmack gezeichnet, dieser Herr war Niemand als der Herr Actuar.

Meine Leser, die Liebhaber des Krautes sind, vernähmen vielleicht mit einigem Interesse etwas über die Eigenthümlichkeiten der übrigen Raucher; allein da ich hoffe, daß von meinem Reisebericht auch Notiz genommen werde von dem Geschlecht, dessen Nase den Tabacksdampf verabscheut, so darf ich mich über den interessanten Gegenstand nicht weiter auslassen. So viel muß ich aber dem Gesagten doch noch beifügen, daß nach meinem unmaßgeblichen Ermessen eine Wissenschaft sich begründen ließe, welche durch Wichtigkeit an die Seite der Physiognomie und Phrenologie gestellt werden könnte, die Wissenschaft nemlich, deren Besitz uns in den Stand setzte, aus der Art und Weise, wie ein Mensch raucht, nicht nur mit Sicherheit auf seinen Rang in der Gesellschaft, sondern auf seinen Karakter und Temperament zu schließen.

Obgleich unsere Reisegesellschaft, ich weiß nicht, in wie vielen Gasthöfen Obdach und Nachtlager genommen hatte, so fehlte Morgens fünf Uhr doch kein Haupt derselben auf dem Verdeck. Zu Fuß und zu Wagen eilte Groß und Klein

herbei, um vor dem dritten Geläute noch das Schiff zu erreichen, das — wie Zeit und Fluth — auf Niemand wartet. Nichts sieht sich von Bord aus behaglicher an, als das hastige Herbeieilen von Spätlingen, in deren Gesicht man die Besorgniß ausgedrückt sieht, das Schiff möchte noch vor ihren Augen abfahren und der Zweck ihrer Eile nicht erreicht werden. Da häufig Leute in solchem Falle noch mit Nachtsack oder sonstigem Gepäck belastet sind, so erhält dadurch ihre Locomotion ein drolliges Aussehen, besonders wenn die Lastträger etwas beleibter Natur und vorgerückten Alters sind. Mich ergötzte höchlich ein wohlhäbig aussehender, ältlicher Herr von florider Gesichtsfarbe und starken Queerdimensionen, mit einer gewaltigen goldenen Kette behangen und am rechten Arm einen Nachtsack schleppend, als er keuchend heranwatschelte. Der gute Mann war Morgens fünf Uhr schon in Schweiß gebadet und hatte, an Bord gelangt, Nichts Eiligeres zu thun, als Wäsche zu wechseln. Man sah es dem Herrn an, daß derartiges Ungemach noch nie in seinem Leben über ihn ergangen und daß er in sich wenig Lust verspürte, so bald wieder ein berädertes Schiff zu besteigen. Eine gute Zeit verging, bis in dem Behaglichen das gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt war und ohne Zweifel verdankte er das gehabte Mühsal dem einfachen Umstande, daß der gute Mann ein Viertelstündchen zu spät von seinem Kissen sich trennte.

Es wäre über die schöne, wundervolle Wasserfahrt von Mannheim nach Köln gar vieles zu sagen, denn was wird nicht in einem Tage zwischen beiden Städten gesehen! Aber wie oft schon ist die nie alternde Schönheit des Rheines, die Herrlichkeit seiner Ufer, das Malerische seiner in Trümmer

liegenden Burgen und dessen unvergleichlicher Nectar beschrieben und besungen worden! Ohnehin nicht zum Dichter und Maler geboren, beschränke ich mich auf einige Bemerkungen über Menschen. Von Mainz bis Köln ertönt die Schiffsglocke beinahe jede halbe Stunde, als Zeichen des einer Station sich nähernden Bootes. Leute gehen ab, Leute kommen an, man ist beinahe jeden Augenblick Zeuge von Abschieds- und Begrüßungsscenen und sieht Freud und Leid in ununterbrochenem Wechsel mit behaglicher Ruhe an sich vorüber gehen. Wie unbedeutend auch der neue Ankömmling erscheinen mag, man wirft einen prüfenden Blick auf ihn und sucht aus Anzug, Betragen und Gesicht auf Stand, Karakter und Landsmannschaft zu schließen. Wir empfinden Neigung oder Abneigung für oder gegen ihn, je nachdem sein Aeußeres oder unsere Laune ist. Begünstiget uns der Zufall, daß der temporäre Reisegefährte einen berühmten Namen trägt, daß er notabel ist, wie angenehm fühlen wir uns überrascht. In Mainz vermehrte sich unsere Gesellschaft um ein Beträchtliches und einige Individuen betraten das Schiff, die Stoff zur Beobachtung versprachen. Unter ihnen befand sich ein Mann, der mich zunächst deßhalb interessirte, weil es unmöglich schien zu sagen, ob er alt oder jung sei. Ein bis an den Hals zugeknöpfter und mit der größten Sorgfalt ausgebürsteter Militärrock umschloß eine dünne und kurze Gestalt, deren spitzes Köpfchen eine Mütze mit Lederschild deckte. Die Stiefel glänzten wie ein Metallspiegel und die daran befestigten Sporen rasselten gewaltig beim Auf- und Niedergehen. Weiße Lederhandschuhe kamen den ganzen Tag nicht von und eine elegante Reitgerte nicht aus der Hand. Der wichtigste Theil an diesem Kriegsmanne

war ein röthliches Schnurrbärtchen, dessen Dimensionen mit der Person des Trägers im schönsten Einklange standen. Nur mit großer Mühe und unter Beistand einer klebrichten Substanz konnte das bischen Haar, das die Oberlippe bedeckte, zusammengehalten und in Form kleiner spitzen Hörnchen aufwärts gestellt werden. Während nun einen nicht kleinen Theil der Schiffsgesellschaft die Herrlichkeit und Fülle der Rheinnatur in Entzücken versetzte und sich selbst vergessen machte, war unser Krieger einzig mit seinem Schnurrbärtchen beschäftigt, dessen beide Enden er von Minute zu Minute zwischen Daumen und Zeigfinger nahm und zwirnte, zu gleicher Zeit auf dem Verdecke auf und abgehend und mit seinen Sporen möglichst stark klirrend. Selten wendete der Mann seinen Blick von sich auf seine Umgebung; er war fortwährend in Betrachtungen über sein eigenes Selbst und dessen hohe Bedeutung vertieft. Nur bisweilen rief er in einem schnarrenden Tone seinem Bedienten, was natürlich dazu beitrug, die eminente sociale Stellung des Kriegers in das gehörige Licht zu setzen. Welche deutsche Armee das Glück hat, diesen Mann als Offizier zu besitzen, weiß ich nicht anzugeben.

Zwei vornehm aussehende Personen waren es jedoch, welche vor allen andern neuangekommenen Reisenden die Neugierde der Gesellschaft erregten, besonders die der Engländerinnen. Ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren nahm allein in Gemeinschaft mit einer wenigstens doppelt so alten und durch eine beträchtliche Korpulenz sich auszeichnenden Dame denjenigen Theil des Bootes ein, den man „Pavillon“ nennt und welcher bekanntlich das Sanctum Sanctorum der Rheindampfschiffe, d. h. der Platz für Fürsten und andere

vornehme Leute ist, die ihre hohen Personen dem Wasser anvertrauen. Zwischen diesem Ort und der großen Cajüte ist wo möglich eine noch größere Kluft befestiget, als die ist, welche diese und den dritten Platz trennt. Wer jenen einnimmt, steht jedenfalls auf der höchsten Stufe der jeweiligen Schiffsgesellschaft und wird eben dadurch Hauptgegenstand der Beobachtung. Auf unser Paar richteten sich daher aller Blicke; leider entzog es sich aber denselben schnell. Indessen nach einer halben Stunde schon war es seiner vornehmen Abgeschiedenheit überdrüssig geworden und erschien wieder auf dem Verdeck. Aecht aristokratisch betrug sich unser Paar unter den Augen der Gesellschaft, das heißt ganz so, als ob diese gar nicht da wäre. Die ältliche Dame schien sterblich in den jungen Mann verliebt zu sein, denn ihr Benehmen gegen ihn war im höchsten Grade zärtlich und deutete auf das intimste Verhältniß zwischen beiden Personen hin. Der junge Herr schien indessen die Liebkosungen sich eher gefallen zu lassen, als dieselben zu wünschen und erwiederte sie nicht selten durch etwas heftige Gesten und barsche Worte. Diese Unarten gossen aber nur Oel in das Liebesfeuer der beleibten Dame und steigerten die Aeußerungen ihrer zarten Gefühle. Anstatt im Sanctum zu speisen, wurde öffentlich ein déjeûner à la fourchette auf dem Verdecke eingenommen, an welchem außer unserem Paare auch zwei zierliche Bologneser Hündchen Theil nahmen. Die Tischunterhaltung zwischen dem liebenden Paare wurde so laut geführt, daß wir Umstehenden dieselbe sehr leicht verstehen konnten. Es wurde bunt durcheinander französisch, englisch, deutsch und italienisch geredet und von der Dame jede dieser Sprachen mit vollkommener Reinheit der Aus-

sprache und großer Eleganz des Ausdruckes gebraucht. Dem Liebhaber floß das Englisch am leichtesten von der Zunge, aus welchem Umstande die umherlauschenden Engländer und deren schöne Hälften den Schluß zogen: er müßte ihr Landsmann und zwar ein Mann of high rank sein. Einmal zu einem solchen Resultate gekommen, gaben sich die guten Leute die größte Mühe, den Namen des vornehmen Reisenden auszukundschaften, denn unter allen Völkern Europa's stellt kein anderes seinen Adel so hoch, als dieß das britische thut. Ein bürgerlicher Engländer betrachtet es schon für eine Art von Glück, auch nur in der Nähe eines Nobleman sich zu befinden. Ein alter Angloſachse, mit dem ich bekannt geworden, war endlich so glücklich, zu erfahren, wer der junge Mann sei. Die Entdeckung wurde als eine höchst wünschenswerthe betrachtet und in wenigen Minuten war der Name von Lord . . . von Ohr zu Ohr geflüstert. Eine ältliche etwas fürwitzig aussehende britische Jungfrau, die zufälliger Weise in meiner Nähe saß, vernahm die Nachricht mit dem Ausruf des Erstaunens: Dear me, is it indeed Lord . . .! what a fine and noble looking man he is! How genteel and graceful his bearing! Yes! erwiederte ihre Nachbarin, after all there goes nothing beyond an english nobleman. War vorher unser Paar schon Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewesen, so wurde es dieß noch mehr nach der gemachten Entdeckung, daß der Sprößling einer alt adelichen Familie auf dem Schiffe sei. Jede Miene, jede Bewegung desselben wurde aufmerksamst von seinen plebeischen Landsleuten beobachtet und die offenbare Extravaganz seiner Manieren und sonstige Verstöße gegen das, was man in der Welt Anstand nennt, galten bei ihnen

nur für liebenswürdige Naivität. Nach vollendetem Frühstück zogen sich unsere vornehmen Leute nebst Bologneser Hündchen wieder in das Heiligthum des Pavillon zurück und ließen der englischen Gesellschaft auf dem Verdeck Zeit, sich in Muthmaßungen über die Herkunft der Begleiterin des jungen Lords und deren Verhältniß zu seiner Herrlichkeit zu erschöpfen. Es fehlte nicht an Vermuthungen, die eben nicht in einem sehr christlichen Sinne ihre Entstehung nahmen und welche zu hören der unbekannten Dame wohl kaum besonderes Vergnügen gemacht haben dürfte.

Der junge Lord präsentirte sich gegen Abend wieder auf dem allgemeinen Schauplatz unseres Schiffs, aber in einem so veränderten Aufzuge, daß er kaum wieder zu erkennen war. Seinen am Morgen getragenen eleganten Reisehabit hatte er gegen eine Art von Talar vertauscht, der den Boden beinahe berührte und auf welchem alle Farben des Regenbogens in der buntesten Mischung prangten. Die Hüften des Edelmannes umschloß ein braunseidener Gürtel, an dessen Enden riesenhafte Quasten hingen, und das vornehme Haupt bedeckte eine Mütze, die einem Turban nicht unähnlich sah. An allen Fingern der schönen weißen Hände steckten Ringe, funkelnd von Diamanten, Rubinen und Smaragden, die vielleicht mehr Werth hatten, als die Güter manches deutschen Grafen. Die Hauptzierde unseres Lords aber bestand in einer Pfeife, deren Kopf vom feinsten Meerschaum und deren Rohr mit der herrlichsten Bernsteinspitze versehen war; auch hingen Quasten herab von einer Größe und Mannigfaltigkeit der Farben, wie sie selten bei deutschen Musensöhnen angetroffen werden. Gemessenen Schrittes machte Lord . . . die Runde auf dem ganzen Verdeck und blies

rechts und links Rauchwolken von beträchtlichem Umfang in die Luft mit einer Miene göttlicher Ruhe und orientalischer Indifferenz, wie sie vielleicht Ali Pascha selbst nicht anzunehmen im Stande ist, wenn er mit gekreuzten Beinen auf einer Ottomanne seine Pfeife raucht und Mokkakaffee schlürft. Mit dem größten Vergnügen betrachtete ich die Perambulationen des britischen Edeln und ich konnte nicht umhin, seine bis zur höchsten Virtuosität gebrachte nonchalance, dieses erste Merkmal wahrer Gentilität, zu bewundern. Wahrhaft entzückend aber war für mich das Erstaunen, welches ich auf den Gesichtern der auf Sesseln und Bänken herumsitzenden englischen Damen und Herren nur zu deutlich lesen konnte; ein Erstaunen, nicht erregt durch den ungewöhnlichen türkenartigen Aufzug seiner Herrlichkeit, denn derselbe konnte ja recht wohl unter die Kategorie der liebenswürdigen Naivitäten fallen, nein durch den Umstand, daß der noble schöne Mund als Kamin eines, wie die Briten sagen, stinkenden Dampfes diente. So oft unser Lord einer Landsmännin den Rücken gekehrt hatte, so oft nahm diese ihr Sacktuch zur Hand und suchte unter ausdrucksvollem Nasenrümpfen die sich ihr nähernde Rauchwolke durch Fächeln von sich zu entfernen. Des Flüsterns, wie man sich leicht denken kann, war ohnehin kein Ende. Wäre indessen der Raucher nicht Lord . . . gewesen, so würde sicherlich die ganze anwesende britische Gesellschaft gegen ihn sich erhoben und von dem Kapitän plötzliche Entfernung des Verletzers feiner Sitte verlangt haben.

Mir gab übrigens der Rauchauftritt noch eine ganz besondere Genugthuung. Kurz ehe derselbe statt hatte, erfreuten sich einige Herren ihrer Pfeife, ohne aber irgendwie eine

englische Nase dadurch zu beleidigen, indem sie in ächt deutsch bescheidener Weise den hintersten Theil des Schiffes einnahmen, wo bekanntlich in der Regel nur low people sich aufzuhalten pflegt. Dieser Umstand gab zwischen einigen englischen Damen und meiner Wenigkeit Anlaß zu einer Unterhaltung über das Rauchen, in welcher britischer Seits die Behauptung aufgestellt wurde, daß diese Gewohnheit exceedingly vulgar sei und in England ein Mann, der auf den Titel eines Gentleman Anspruch machen wolle, derselben durchaus nicht fröhnen dürfe. Auch fielen in unserer Unterredung manche Bemerkungen über Deutschland und dessen Vorliebe für das „abscheuliche Kraut", welche meinem Patriotismus nicht besonders zusagen konnten, um so weniger, als ich selbst einer guten Havannah-Cigarre nicht ganz abhold bin. In allem Ernste wurde von meinen schönen Insulanerinnen, die, beiläufig bemerkt, ein wenig blau und in der metaphysischen Literatur über Gebühr bewandert waren, kühn behauptet: der Tabacksdampf habe auf die Gestaltung der neuern Philosophie in Deutschland wenigstens einen eben so großen Einfluß ausgeübt, als der sei, welchen der Wasserdampf in den letzten Jahrzehnten auf die britische Industrie gehabt. Diese unerhörte und in der That nahe an Blasphemie gegen den deutschen Geist gränzende Behauptung suchte man sogar noch physiologisch-psychologisch zu begründen. Der narcotische Tabacksrauch wirke auf eine dem Opium ähnliche Weise auf das Gehirn und von diesem zurück auf den Geist. Letzterer werde daher indirekt durch den Genuß des Tabackes in einen gewissen träumerischen, hallucinirenden Zustand versetzt, der es nicht gestatte, die Dinge zu betrachten, wie sie in der Wirklichkeit seien und in welchem

der Mensch nur phantasiren, aber nicht mehr denken und reflektiren könne. Da nun angenommen werden müsse, daß die meisten deutschen Philosophen rauchen und dieß namentlich thun, während sie schreiben, so erkläre sich sehr genügend, warum der Inhalt der Mehrzahl ihrer Werke so nebelhaft, so unbestimmt und für die übrige Welt vollkommen unverständlich sei. In Bezug auf einen Metaphysiker, der von einem gewissen deutschen Land, ja der von sich selbst, als der Inbegriff aller philosophischen und anderer Weisheit, als der moderne Christus ausgegeben ward, drückten meine Damen sogar den Verdacht aus, daß derselbe von Zeit zu Zeit Opium genascht habe, denn die meisten Ansichten dieses Mannes seien zu überschwenglicher Natur, zu sehr out of the way of common sense, als daß man nicht glauben müßte, dieselben wären in einer Art von Delirium und völliger Vernunftsabwesenheit produzirt worden. Man kann sich leicht denken, daß ich den ganzen Vorrath meiner Geduld aufbieten mußte, um durch dergleicheu Aeußerungen mich nicht leidenschaftlich reizen zu lassen und meine Gegenbemerkungen im Tone des Anstandes zu halten. Der Umstand, daß solche unbegründeten Urtheile nicht von Männern gefällt wurden und die Rücksicht, daß Fremde die Tiefe unserer Sprache unmöglich zu erfassen vermögen, trugen wesentlich dazu bei, daß mein patriotisches Blut sich nicht erhitzte. Als Lord . . . später die Nasen der Schiffsgesellschaft mit dem aromatischen Dampfe eines Knasters erster Qualität so reichlich regalirte, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, meine schönen Engländerinnen zu fragen, ob seine Herrlichkeit in Großbritannien wohl auch als Gentleman gelte.

Noch muß ich einige Worte über eine Person sagen, die

wahrscheinlich von mir mehr als von irgend Jemand sonst auf dem Schiffe der Aufmerksamkeit für Werth gehalten wurde. Es war ein Mann, der dem vierzigsten Jahre näher als dreißigsten stand und dem man ansah, daß ihn die schöne Gegenwart wenig interessirte und sein Sinnen und Trachten von dem der meisten Menschen seiner Umgebung wesentlich verschieden war. Sein Anzug war schwarz, die weiße Halsbinde à la Franklin gebunden, das rabenschwarze Haar sorgfältig gescheitelt und glatt gestrichen, der Gesichtsausdruck entschieden ascetisch, weltverachtend und demüthig. Selbst in seinen gewöhnlichsten Bewegungen lag etwas gesucht Langsames und eine Absichtlichkeit, von den übrigen Menschenkindern sich zu unterscheiden. Ging er, so hing der Kopf etwas vorwärts, die Augen waren zu Boden gesenkt und warfen nur selten seitliche Blicke. Die beiden Arme kreuzten sich nicht nach weltlicher Weise auf dem Rücken, sondern hingen etwas nachläßig vorn herab, die linke Hand über die rechte gelegt. Von Zeit zu Zeit wechselte der Mann seinen Sitz auf den Bänken und Sesseln des Verdeckes und nicht selten sah man kleine Büchelchen an den verlassenen Stellen liegen. Ich war neugierig genug, einige in die Hand zu nehmen und überzeugte mich bald, daß deren Inhalt mit dem Aeußern meines Mannes im vollkommensten Einklang stand. Daß der Mensch durch und durch sündhaft und absolut unfähig sei, das Gute auch nur zu wollen, geschweige zu thun; daß durch Adams Fall nicht allein die gesammte Menschheit, sondern selbst die ganze Natur mit Fluch belastet worden und in die größte Unordnung gerathen sei und daß nur durch das Blut des Lammes der entflammte Zorn Gottes wieder beschwichtigt und Harmonie und Versöhnung

in die Welt gebracht werden könne; dieß und noch vieles Andere enthielten die deutsch, französisch und englisch geschriebenen Büchelchen in sehr eindringlicher Sprache auseinandergesetzt und am Schlusse wurde der Sünder zu sofortiger Bekehrung unter Androhung ewiger Höllenstrafen aufgefordert.

Ich fühlte Lust, mit dem Verbreiter dieser merkwürdigen Traktätchen in ein Gespräch zu kommen, welche zu befriedigen mir wirklich nicht schwer wurde. Ich setzte mich bei schicklicher Gelegenheit in seine Nähe und begann meine Unterhaltung mit ihm etwa folgender Maßen: Wie schön ist doch diese Umgebung, wie herrlich der Rhein! Ja wohl, wurde mit süßlich sanfter Stimme erwiedert, aber diese schöne Welt vergeht mit all' ihrer Lust und Herrlichkeit. Das mag sein, ist sogar höchst wahrscheinlich, denn nichts dauert ewig, entgegnete ich; vor der Hand scheint mir aber doch noch keine große Gefahr hiefür vorhanden und der Weltuntergang noch etwas ferne zu sein. Der gute Mann nahm diese unschuldig gesprochenen Worte sehr ernsthaft auf und machte mir in ziemlich unverblümten Ausdrücken bemerklich, daß ich noch von arger Weltlust erfüllt, in mir der Sinn für das Licht noch nicht eröffnet und mein inneres Auge noch sehr stark verblendet sei. Bereitwilligst gab ich ihm die erste seiner Behauptungen zu und bekannte ihm offen, daß es mir in dieser Welt noch gar wohl gefalle, ich sie für die bestmögliche halte und nichts sehnlicher wünsche, als noch recht lange Bewohner derselben und Bewunderer ihrer Schönheiten zu bleiben. Ich sagte ihm unverholen, daß ich es mir zur Hauptaufgabe meines Lebens gestellt habe, in der Welt mich so heimisch, mit der Natur so vertraut als möglich

zu machen und ich Gleichgültigkeit für die lebendige Gegenwart für eben so thöricht als unrecht halte. Wofür, erlaubte ich mir meinen Weltfeind zu fragen, wofür hat uns der liebe Gott das Auge und das Ohr gegeben, warum den Menschen mit tausend Banden an diese Welt geknüpft, weßhalb uns von derselben so abhängig gemacht, daß wir keinen Augenblick ohne sie bestehen können, wozu den Drang in uns gelegt, das Was und Wie der äußern Welt, die Erscheinungen der Natur kennen zu lernen und deren Ursache zu erforschen? Hieße es nicht, fragte ich, dem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen, wenn man auf alle diese Fragen die Antwort gäbe: gerade dieser Zustand der Abhängigkeit von der Außenwelt, die sinnliche Beschaffenheit unserer Natur und unsere Liebe zu derselben sei etwas Sündhaftes und gegen den ursprünglichen Willen und die Absicht des Schöpfers, und die Aufgabe des Menschen bestehe eben darin, dieser Außenwelt den Rücken zu kehren und dieselbe möglichst zu ignoriren. Ich brauche kaum zu sagen, daß nach all unserem Gerede keiner sich rühmen konnte, den Andern zu seinen Grundsätzen bekehrt zu haben, und daß wir auf der Weiterreise uns niemals wieder suchten, um unsere Meinungen über den Werth der Welt gegenseitig auszutauschen. Der gute Mann hielt mich ohne Zweifel für ein unverbesserliches Weltkind und mir konnte natürlich auch nicht viel daran liegen, die Fundamente der Dogmatik eines Traktätchenverbreiters zu erschüttern.

Noch muß ich zweier auf dem Schiffe befindlichen britischen Matronen gedenken, denen man leicht anmerkte, daß sie das Festland noch nicht breit getreten hatten, für sie die Welt überhaupt, trotz ihres vorgerückten Alters, noch allen

Reiz der Neuheit besaß und jeder Zoll an ihnen altjüngferlich war. Das beweglichste Glied ihres Körpers schien die Zunge zu sein und ungleich der Mehrheit ihrer Landsleute und Landsmänninnen suchten sie mit Unbekannten ins Gespräch zu kommen. Nur mit wenigen Reisenden erreichten sie ihre Absicht, und gerade die englische Gesellschaft schien geflissentlich selbst die oberflächlichste Berührung mit dem Jungfernpaare zu vermeiden. Ob ich gleich in der Regel dem schönen Geschlecht den ihm von der Männerwelt schuldigen Tribut mit der größten Bereitwilligkeit entrichte, so gehöre ich doch nicht zu denen, welche man übergalant nennen könnte und die den Verkehr mit Frauen dem Umgang mit Männern vorziehen. Namentlich mache ich mir nicht besonders viel aus Damen, die einzig deßhalb auf der Welt zu sein glauben, um Huldigungen und Aufmerksamkeiten von Männern entgegen zu nehmen, ohne denselben für das Dargebrachte irgendwie ein Equivalent zu geben. Allein für alte Jungfrauen, für weibliche Wesen überhaupt, welche die Welt vernachläßigt, gegen die das Schicksal hart und stiefmütterlich sich erwiesen hat, und welche mitten in dem Getümmel der Welt einsam dastehen und als Nullen behandelt werden, fühle ich vielleicht mehr, als der beliebteste Weibermann, Sympathie und gegen sie pflege ich vorzugsweise aufmerksam mich zu benehmen.

Ein solch theilnehmendes Gefühl bestimmte mich, den englischen Jungfrauen einige Aufmerksamkeiten zu erweisen, da es mir vorkam: als ob sie noch selten in ihrem Leben Gegenstand einer solchen gewesen wären und sie sich um so verödeter fühlten, als ihr Bedürfniß nach Mittheilung groß

war, sie dasselbe aber nur durch das Medium ihrer Mutter-sprache zu befriedigen vermochten.

Eben fuhren wir in das Bingerloch ein, als ich meinen Sitz in der Nähe der Matronen aufschlug und eine kurze Zeit nur verging, bevor die Unterhaltung in vollem Zuge war. Von meiner Seite bedurfte es hiezu in der That weiter nichts, als daß ich den Sprecherinnen ein bereit-williges Ohr lieh, was zu thun ich natürlich nicht versäumte. An jedem Wort, das sie zu mir sprachen, merkte ich, welch großes Vergnügen ihnen die Gelegenheit gewährte, endlich mit Jemanden Anderem als mit sich selbst zu reden. Wie lange zusammen gepreßter Dampf mit Heftigkeit der gehobe-nen Klappe entströmt, so ergoß sich gleichzeitig aus dem Munde der Jungfrauen ein Alles überfluthender Strom von Worten, und wie ziemlich vertraut ich auch mit Albions Sprache bin, so war es für mein Ohr doch keine geringe Aufgabe, die große, in so kurzer Zeit hervorgebrachte Menge englisch articulirter Laute deutlich zu unterscheiden und ihren Sinn zu fassen. Ich vernahm jedoch, daß die guten Mäd-chen ihres vieljährigen Stilllebens in einem entlegenen Orte der Grafschaft Yorkshire überdrüssig und durch die Lectüre von Reisebeschreibungen angefeuert, den kühnen Entschluß faßten, ohne männliche Begleitung den Kanal zu kreuzen und einen Theil des Festlandes sich anzusehen. Wirklich, wie ihre Gegenwart auf dem Rheinschiffe mir den thatsäch-lichen Beweis lieferte, führten sie diesen Plan auch aus und eben waren sie auf der Heimreise begriffen, nachdem dieselben Frankreich und dessen Hauptstadt, Italien, Rom und den Papst wie auch einen Theil der Schweiz gesehen hatten.

Es amüsirte mich höchlich, von ihren Reiseerlebnissen mir erzählen zu lassen, vor allem aber ergötzten mich die Glossen, welche meine Jungfrauen über die Sitten und Gebräuche der von ihnen besuchten Länder machten. Da sie natürlich an Alles einen rein englischen oder vielmehr Yorkshire'schen Maßstab anlegten und überdieß noch eine eigene Weltanschauungsweise hatten, die sich eben nicht durch eine sehr große Universalität auszeichnete, so kann man sich leicht einen Begriff von der Natur der Urtheile machen, welche unsere reisenden Jungfrauen über Nichtyorkshir'sche Menschen und Dinge fällten. Es thut mir in der That sehr leid, aus Mangel an Raum meinen Lesern nicht einige Pröbchen ihres Scharfsinnes und ihrer Beobachtungsgabe darlegen zu können; ein Paar Naivitäten muß ich indessen doch zum Besten geben.

Mit ihrer Reise durch Frankreich und namentlich mit ihrem Aufenthalt in Paris waren sie nichts weniger als zufrieden; sie führten über angetroffenen Schmutz, Wanzen und dergleichen Dinge mehr, überaus bittere Klagen; vor allem schienen mir aber die Jungfrauen auf ihre französischen Mitschwestern übel zu sprechen zu sein und eine tiefe Abneigung gegen dieselben gefaßt zu haben. Den Grund für ihre Antipathie ließen sie mich nur errathen, denn um mir einfach zu sagen, daß die Pariserinnen bei schmutziger Straße zur Schonung ihrer Kleider den Saum der letztern etwas zu weit vom Pflaster entfernen und daß eine reisende Französin vorkommenden Falles sich nicht sehr viel daraus mache, auf Augenblicke den Wagen zu verlassen, gebrauchten meine Yorkshire'schen Fräuleins alle Feinheiten der Umschreibung und die Zartheiten der Anspielung, welche die englische

Sprache für die betreffenden Gegenstände nur immer besitzt. Ich konnte in der That nicht umhin, in dieser Beziehung die rhetorische Gewandtheit der beiden Damen zu bewundern und bin überzeugt, daß unter Tausenden ihrer continentalen Mitschwestern kaum Eine im Stande wäre, so gewöhnliche und einfache Dinge auf eine so äußerst elegante und delikate Weise vor Männern auszudrücken. Den Papst bedauerten die Yorkshire Damen hauptsächlich deßwegen, weil er gezwungen sei, allein zu essen und an der katholischen Kirche wurde die Ehelosigkeit der Geistlichen als das größte Gebrechen getadelt. Wie viele brave Mädchen würden versorgt werden, meinten sie, wenn die vielen hunderttausend Priester ein häusliches Leben führen dürften und welch eine glänzende Lage müßte diejenige einer Frau Päpstin sein.

Als ich sie fragte, wie ihnen die Ruinen am Rhein gefielen, so gaben sie zur Antwort: »Well enough«, aber, fügten sie bei, es ist doch eine gar zu arge Geldverschwendung. Geldverschwendung erwiederte ich in fragendem Tone. Yes Sir an unpardonable waste of money and of labour too. Ein halb Dutzend Ruinen zwischen Bingen und Bonn wären mehr als hinreichend gewesen, der Gegend ein romantisches Aussehen zu geben, jetzt ist sie damit überschüttet. Ich bemerkte ihnen, daß diese Trümmer einst alle Wohnsitze deutscher Edeln gewesen wären. Wollen Sie uns dieß nicht glauben machen, wurde mir erwiedert, denn wie wäre es möglich gewesen, daß auf einem so kleinen Raum so viele Noblemen hätten standesgemäß leben können. Die Schönen von Yorkshire ließen es sich nicht nehmen, daß die Ruinen als solche nur zur Decoration der Gegend gebaut worden seien, eben so gut als diejenigen von Schwetzingen und man-

cher andern fürstlichen Gärten. Noch jetzt thut es mir leid, auch nur ein Wort in der Absicht gesagt zu haben, den unhistorischen Glauben meiner Damen zu erschüttern; ich hoffe indessen, derselbe stehe heutigen Tages noch so fest, wie voriges Jahr.

Da ich die Rheinufer von Mainz bis Köln 14 Jahre lang nicht gesehen hatte, so war ich sehr begierig, eine Vergleichung zwischen den Zuständen von Damals und denen von Jetzt anzustellen. Sie fiel in der That nicht zum Nachtheil der Gegenwart aus; überall mußte der oberflächlichste Blick bedeutende Zunahme des Wohlstandes wahrnehmen, überall Verschönerung und Fortschritt bemerken. Um wie viel freundlicher ist Mainz, ist Koblenz, sind Bonn und Köln geworden seit dem Jahre 1825. Letztere Stadt machte bei meinem ersten Besuch eben nicht den freundlichsten Eindruck auf mich; sie erschien mir finster, schmutzig und etwas zerfallen; wesentlich zu ihrem Bessern verändert fand ich sie jetzt. Viele Straßen haben ein lichtes Aussehen gewonnen, die früher düster und dunkel waren; öffentliche Plätze fand ich da, wo vor wenigen Jahren noch ein Labyrinth kothiger Gäßchen stand, reiche und zierliche Waarenlager, wo früher armselige Buden das Auge beleidigten; und wie die meisten Häuser ein freundlicheres Gewand angezogen hatten, so schien mir auch die Masse der Menschen besser gekleidet zu sein. Kurz die wohlthätigen Folgen eines langen Friedens, vermehrten Verkehres und einer sorglichen Verwaltung traten mir an allen Ecken entgegen.

Die Rheinländer sollten dem Himmel täglich auf den Knieen danken, daß er in seiner Gnade sie wieder in den Verband mit Deutschland geführt und vom Joche des Fran-

zosenthumes erlöst hat. Was wären ihre Städte heutigen Tages, wenn sie noch von der großen Nation beherrscht würden? Gewiß nichts anderes, als was die meisten Städte Frankreichs sind: matte Wiederscheine von Paris, langweilige, öde, jeder Eigenthümlichkeit möglichst beraubte, vernachläßigte und schmutzige Nester. Und was würden sie, die Rheinländer selbst sein, als die widrigsten aller Zwitterwesen, Deutsch-Franzosen, über die sich der geborne Gallier gerade so lustig machte, wie er es heute noch über den Elsasser thut, welcher, trotz aller seiner Bemühung und Anstrengung, in Sprache und Sitte den Franzosen sich gleichzustellen, bei diesen doch nur als tête carrée gilt, dazu gemacht, fränkischer Feinheit als Folie zu dienen. Ich traue indessen den Rheinländern zu viel Einsicht in ihre eigenen Zustände, zu vielen politischen Verstand und vaterländische Gesinnungen zu, als daß ich dieselben der Lust nach Abtrennung von Deutschland und Wiedervereinigung mit dem Erbfeind unsres Vaterlandes auch nur entfernt für fähig und das für wahr halten könnte, was Zeitungs- und andere Schreiber an der Seine täglich ihren eitlen und leichtgläubigen Landsleuten in- und außerhalb Paris über die Gesinnungen der Rheinbewohner vorschwätzen.*) Diesem Gerede nach würde in allen deutschen Herzen am Rhein Verrath wohnen und daselbst nur auf die erste Gelegenheit gewartet werden, um den Franzosen sich in die Arme zu werfen und vaterländische Bande von tausendjähriger Dauer zu zerreißen.

Kann man die Rheinländer empfindlicher beleidigen, in

---

*) Obiges wurde im Frühsommer 1840 geschrieben. A. d. V.

den Augen der Welt tiefer erniedrigen wollen, als ihnen solche Absichten beizumessen? Ich würde lügen, wenn ich sagte, daß ich aus dem Munde irgend eines Rheinländers Aeußerungen vernommen hätte, welche geeignet gewesen wären, auch nur einen Schatten von Zweifel auf dessen vaterländische Ehrenhaftigkeit zu werfen. Daß er an seinem französischen Gesetzbuch hängt, beweist nichts gegen seinen Patriotismus; es zeigt nur, daß sein praktischer Sinn dem beklagenswerthen, schleppenden, vielschreiberischen Gerichtswesen Deutschlands abhold ist; und deßhalb kann ihn kein vernünftiger Mensch tadeln, wenn es nicht etwa ein Jurist wäre, der da meint, es könne über einen Prozeß nicht genug geschrieben, nicht genug formalisirt werden und eine Kriminalunterſuchung z. B. müßte, wenn sie gründlich sein soll, wenigstens zwei Jahre dauern.

Ich selbst lebe in einem Gemeinwesen, wo der verwickeltste Rechtsstreit nicht über drei Monate unentschieden bleiben kann, und noch nie habe ich über ungerechte Urtheilssprüche der Justiz klagen, noch viel weniger von einem Justizmorde sprechen hören. Eine rasche und wohlfeile Gerechtigkeitspflege muß als das erste Gut eines Staates betrachtet werden und als Tausendmal wichtiger, als die beste politische Verfassung. Wie weit sind wir aber noch von einer solchen in Deutschland entfernt, wo es Länder gibt, in denen heute noch Prozesse anhängig sind, die ihren Ursprung im dreißigjährigen Krieg genommen haben.

Nehmen wir daher den Rheinländern ihre Vorliebe zum französischen Kodex nicht so übel; denn wenn derselbe auch seine großen Mängel haben mag, so ist er doch jedenfalls besser, als die jetzige deutsche Weise, Gerechtigkeit zu admi-

nistriren. Ueber diesen Punkt urtheilen Unbefangene ungefähr auf dieselbe Art und hier halte ich Vox populi für »vox Dei«, wie wenig ich auch sonst von der Richtigkeit dieses Sprichwortes überzeugt bin.

Wer weiß es nicht, daß der Rhein abwärts von Köln ausnehmend langweilig wird? Wie öde nehmen sich die unabsehbaren Flächen aus, die man zu beiden Seiten des Stromes übersieht, nachdem man eben die malerischste Gegend verlassen hat, die Deutschland, die Europa aufweisen kann. Nichts als Fläche und Fläche und kein Punkt, auf welchem das Auge zu ruhen vermöchte.

In dem freundlichen Düsseldorf hielten wir einige Stunden an; leider war es aber bei unserer Ankunft schon so dunkel, daß ich mir die Stadt beim Lampenschein betrachten mußte; doch sah ich genug, um mich zu überzeugen, daß Düsseldorf ein wohnlicher Ort ist. Auch konnte ich aus einem vortrefflichen Abendessen, das ich mir beim nächsten besten Speisewirth auftischen ließ, abnehmen, daß die Düsseldörfer keine Kostverächter und Küche und Keller bei ihnen sehr gut bestellt sind. Alles war im höchsten Grade appetitlich, man witterte schon holländische Luft; Messer, Gabel und Löffel glänzten wie Spiegel, die Serviette bestand aus dem feinsten Damast, der Braten war höchst saftig, der Endiviensalat in das beste Olivenöl gehüllt und der Moselwein von der feinsten Blume. Nur das Brod wollte mir nicht recht munden; es war wahrscheinlich der vielgerühmte Pumpernickel, von welchem der Westphale mit größerem Entzücken spricht, als der Lazaroni von seinen Macaronis und der Schweizer vom fetten Emmenthalerkäse. De gustibus non disputandum; mein Gaumen und Magen zieht dem

schweren schwarzen Gebäcke Westphalens lockeres Weißbrod vor und in diesem Punkte bin ich ganz Franzose, wie wenig ich auch in andern Dingen dessen Geschmack theile. Mein Wirth schien ein ächtes Original und der liebenswürdigste Philister zu sein. Er war noch ein grüner Sechsziger, trug einen stattlichen Zopf, gepudertes Haar, Nankinhosen, lange Steifstiefel mit Quasten, einen braunen Frack mit Lappen und eine lederne Schildmütze von höchst eigenthümlicher Form. Kellner und Wirth in einer Person vereinigend hatte ich das Vergnügen, von ihm mich bedient zu sehen und Gelegenheit, die vollendete Virtuosität im Vorlegen, die ihm angebornes Talent und eine vierzigjährige Praxis gegeben hatten, zu bewundern. Mit welchem à plomb und mit welcher Eleganz zerlegte er ein gebratenes Huhn! Jeder Schnitt verrieth den Meister und einer meiner Freunde, der seine Vorlegekunst für noch vollendeter, als sein philosophisches System hält, könnte sicherlich bei meinem Düsseldorfer Wirthe noch manche Feinheit dieser wichtigen socialen Kunst lernen. Alle seine Bewegungen wurden mit gemessener Eile ausgeführt, sehr unähnlich der widrigen und unästethischen Hast, mit welcher gewöhnlich das Kellnervolk in größeren Gasthöfen die Reisenden umschwirrt und behelliget. Wenn ich einen Sohn hätte zum Wirth bestimmt, ich würde ihn nicht auf die Universität der deutschen Kellner, nach der Bundesstadt Frankfurt schicken; er müßte mir nach Düsseldorf wandern und bei meinem Alten in die Lehre gehen.

Ich gewann den Mann beim ersten Anblick lieb und zauderte nicht lange, in ein Gespräch mit ihm mich einzulassen. Schon aus den ersten paar Antworten, die er mir gab, leuchteten Witz und Humor hervor, die schönsten Gaben, mit

welchen der Himmel ein Menschenkind beglücken kann. Wir kamen bald auf Düsseldorfs Geschichte zu sprechen, von der, wie er mir sagte, er seit den letzten fünfzig Jahren Augenzeuge gewesen ist. In wenigen Zügen voll Anschaulichkeit und Humor entwarf er ein Gemälde von Theodors Herrschaft an bis auf die letzten Tage herab, und wie billig und recht pries er seine Jugendzeit als die schönste und herrlichste; war er Baierns Oberherrlichkeit günstiger, als der Preußischen, lobte er die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart. Ach vor fünfzig Jahren, wie sah es da in Düsseldorf aus, welch Leben war da, rief mein Wirth am Schlusse seiner Erzählung! Wie herrlich war doch Düsseldorf in den vierziger Jahren, werden die Düsseldorfer Philister, die jetzt noch auf den Schulbänken sitzen, im neunten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sagen, wenn anders um jene Zeit die Welt noch nicht untergegangen sein wird! Angenehme Jugendeindrücke sind von unzerstörbarer Dauer und gegen sie gehalten erscheinen die glänzendsten Erlebnisse des reifern Alters matt und unbedeutend.

Schon hatte die Schiffsglocke den Reisenden das zweite Zeichen zum Aufbruche gegeben und noch waren wir in lebhaftem Gespräch begriffen. Mit Bedauern trennte ich mich nun von dem liebenswürdigen Greis und versprach ihm unter Händedruck, bei meinem nächsten Besuch in Düsseldorf ihn nicht zu übergehen, welche Zusage ich gewiß auch halten werde.

Eben als ich mich zu Schiff begab, ertönte Kirchweih-Jubel vom jenseitigen Rheinufer herüber; Schiffchen nach Schiffchen sah man bei Fackelschein abstoßen, voll singender und musicirender Leute und der ganze Zug steuerte unserem

Dämpfer zu. Da angelangt, klopfte das lustige Völklein an die Fenster des Salons, richtete witzige, aber nicht entfernt beleidigende Worte an die Reisenden und wünschten uns eine glückliche Reise. Lebensfrohe Menschen frei von Rohheit zu sehen, ist für mich ein höchst erquicklicher Anblick; unser Traktätchenmann, der eben im Saal auf- und abging, runzelte über die Fröhlichkeit der Vorbeischiffenden gewaltig die Stirne und man sah es ihm an, daß sein saurer Sinn die unschuldige Freude verdammte. Ich empfand keine Lust, zum zweiten Male ein Zwiegespräch mit dem Weltfeind anzuknüpfen, wir hätten uns vielleicht dadurch gegenseitig die Nachtruhe verdorben. Um letztere zu genießen, war ohnehin keine besondere Vorsorge getroffen; jeder hatte sich im Saale sein Plätzchen auszusuchen und bei der zahlreichen Schiffsgesellschaft pries sich derjenige glücklich, welcher eine Ecke erwischt hatte.

Während ein großer Theil der Reisenden die Bedürfnisse des Magens in Düsseldorf befriedigte, hatte ein Enakskind mehrere Polster zusammengetragen, sich daraus eine comfortable Kopfunterlage bereitet und in seiner ganzen Länge auf die weiche Bank des Saales ausgestreckt. Bald waren die noch leeren Plätze von den zurückkehrenden Passagieren besetzt und da noch immer Plätzesucher ankamen, deren Auge über die besetzten Bänke einen forschenden Blick warf, so konnte der Ruhende nicht unbemerkt bleiben. Es entstand ein Gemurmel von Unzufriedenheit über die stattgefundene Platzusurpation. Der Riese schnarchte fort und als die lautesten Aeußerungen des Mißvergnügens nicht in das Ohr des Schlafenden zu dringen vermochten, so sah man sich genöthigt, kräftigere Erweckungsmittel in Anwendung zu bringen

und auf das Gefühl zu wirken. Es wurde zu gleicher Zeit stark an den Armen und Beinen des Schläfers gezupft und gezogen, was den langen Kerl endlich zur Besinnung brachte. Sich auf einmal in eine sitzende und drohende Stellung werfend, rief der Erwachte in zornigem Tone: What the devil is the matter? Obgleich die Zupfer und Zieher nicht sonderlich gut englisch zu verstehen schienen, so gaben sie dennoch mit Deutlichkeit ihre Absicht zu erkennen, einen Theil des Platzes einzunehmen, den der lange Mann allein besetzt hielt. Dieser wollte durchaus nichts verstehen, legte sich wieder aufs Ohr und kehrte seinen Drängern den Rücken. Damit war jedoch die Sache nicht abgethan; entschieden wurde das Aufstehen verlangt, diesem Ansinnen aber nicht entsprochen; einige Minuten lang schrieen sich die Leute in dem ergötzlichsten Deutsch und Englisch an und eben als der hartnäckige Platzhalter die Worte herausschnaubte: »Damn me if J give up my place«, legten zwei kräftige Rheinländer Hand an den Kerl, drehten ihn um 90° um, daß die Füße auf den Boden, der Kopf aufwärts zu stehen kamen und nahmen sofort den frei gewordenen Platz ein. Dieser wohlgelungene Handstreich erhielt natürlich den ungetheiltesten Beifall der Anwesenden und veranlaßte ein schallendes und lange anhaltendes Gelächter, was auf den Engländer einen sehr beruhigenden Einfluß auszuüben schien; denn ohne ein weiteres Wort zu verlieren, zog er seine Schlafmütze einige Zolle über die Augen herab, hüllte sich fester in seinen Mantel ein und gab bald wieder deutliche Zeichen von sich, daß er seinen Streit und die ganze Welt vergessen habe.

Man fährt von Düsseldorf aus die ganze Nacht hindurch, weil der Strom ungefährlich ist und die Reisenden nichts

verlieren. Des Morgens sah es rechts und links so niederländisch aus, daß wir uns bereits in Holland glaubten, noch segelten wir aber an deutschem Gestade vorüber und erst gegen acht Uhr legten wir am ersten holländischen Dorfe an, um Paß- und Mauthgeschichten in Ordnung zu bringen. Unsere Siebensachen wurden indessen keiner Ansicht gewürdigt, welchen Mangel an Aufmerksamkeit wir uns ohne Widerrede gefallen ließen.

Nur auf einen Mann wurden die Zollvorschriften angewendet. Derselbe affectirte den Engländer, war aber in der Wirklichkeit ein Deutscher, schien eine schwäbische Kolonie anzuführen und hatte für seine Leute etwas mehr Wurst, Schinken und anderen Mundvorrath mitgenommen, als die holländischen Zollwächter für nöthig fanden. Unser Mann entging mit genauer Noth der Confiscation aller seiner fahrenden Habe, nicht aber einer schweren Buße, die seinen westphälischen Schinken ziemlich kostbar gemacht haben mag.

Dieser Douanenhandel gab mir die nöthige Zeit, um einen Lauf durch das anliegende Dorf zu machen. Ich hatte schon so viel von holländischer Reinlichkeit, von der Nettigkeit der niederländischen Dörfer, von dem in den kleinsten Dingen sich aussprechenden Ordnungssinn der Holländer und der Wohnlichkeit ihrer Häuser sprechen gehört und ich halte so viel auf diese Vorzüge, daß ich voll Neugierde meinen Fuß auf den holländischen Boden setzte. Meine Erwartungen wurden nicht getäuscht, sie wurden sogar übertroffen und ich lernte bald begreifen, daß es dem Holländer in seinem feuchten, niedrigen Nebellande auch wohl und behaglich zu Muthe sein kann.

Es ist in der That nicht möglich, sich ein ruhigeres,

friedlicheres, wohlhäbigeres, ich möchte sagen, pastoraleres Aussehen zu denken, als dasjenige was ein holländisches Dorf hat. Selbst das kleinste Häuschen trägt den Karakter hoher Ordnungsliebe und vollendeter Reinlichkeit und nichts wird daran bemerkt, was das verwöhnteste Auge beleidigen könnte. Ich konnte mich nicht enthalten, in eine kleine Wohnung einzutreten und wie natürlich fand ich das Innere im vollkommensten Einklang mit dem Aeußeren. Wie Hausthüre und Schloß, Fenster und Vorhänge, geleckt, glänzend, krystallhell und schneeweiß von Außen dem Auge sich darstellen, so durchaus reinlich erweist sich das Innere. Alles zeigt eine Frische, eine Staub- und Fleckenlosigkeit, als ob es in Holland dasjenige gar nicht gäbe, was man in andern Ländern Schmutz nennt und selbst Dinge, die täglich für sehr gewöhnliche Zwecke gebraucht werden, sehen aus, als ob sie nie eine Hand berührte, als ob sie zur bloßen Schau, zur Zierde aufgestellt wären. Die Küche namentlich, die bisweilen auch als Wohnstube zu dienen scheint, gewährte mir einen sehr vergnüglichen Anblick; wie steht alles in Parade da, wie glitzerten und funkelten auf den Schäften herum die Pfannen und Kannen und was sonst von Metall an diesem Orte gebraucht wird.

Leute, die so sehr darauf bedacht sind, in ihrem Hauswesen und unmittelbaren Umgebung Reinlichkeit und Pünktlichkeit auf das Höchste zu treiben, können unmöglich nachläßig und schmutzig in Bezug auf ihren eigenen Körper sein. In der That sind mir auch an Niemand ein ungewaschenes Aussehen, unreine Wäsche oder schmutzige Kleider aufgefallen. Selbst das Vieh scheint in Holland zierlicher und

reinlicher als anderwärts zu sein und sich einer höchst regelmäßigen und geordneten Aufführung zu befleißigen.

Unter den abendländischen Völkern gilt das germanische wohl nicht mit Unrecht als dasjenige, welches am meisten Werth auf Ordnung im Allgemeinen und im Besondern auf Behaglichkeit und Heimlichkeit seiner häuslichen Einrichtungen setzt. Jedenfalls können die Gallier, welche die bescheidene Meinung von sich hegen: in jeder Beziehung die erste Nation der Erde, das Mustervolk für die ganze Welt zu sein, auf diesen Vorzug keinen Anspruch machen; denn wer einmal ihr Land, ihre Städte und Dörfer und das unvergleichliche Paris gesehen hat, der wird kaum mit gutem Gewissen den Franzosen großen Reinlichkeitssinn nachrühmen dürfen. Man gehe nur einmal auf den Kaien der Hauptstadt spazieren, und werfe einen Blick hinab an die Ufer der Seine; man gehe entlang das Louvre, wo der Pallast dem Fluße zugekehrt ist; man besichtige die unmittelbare Umgebung des Pantheons und der Magdalenen-Kirche, von gewissen Orten des Inneren von Privathäusern gar nicht zu reden und man wird die triftigsten und sprechendsten Beweise für die Richtigkeit der Behauptung antreffen, daß das gebildetste und zierlichste Volk Europa's von den allerersten Vorschriften des natürlichen Anstandes entweder gar keine Ahnung hat oder deren Verbindlichkeit nicht anerkennt.

Eben so wenig haben die Lehrmeister der Welt einen Sinn für dasjenige, was der Engländer Finish nennt. An den prachtvollsten öffentlichen Gebäuden wie an Privathäusern und Anlagen wird immer irgend Etwas noch nicht fertig sein, irgend etwas noch fehlen, wird man die deutlichsten Spuren von Fahr- und Nachläßigkeit bemerken, wird das

Ganze oder werden einzelne Theile den Stempel der Hudelei tragen. Und wie sehen erst französische Bauern und deren Häuser, wie ihre Felder und ihr Vieh aus! Welcher Deutsche hat einmal ein ächt französisches Fuhrwerk gesehen und nicht darüber gelacht oder sich geärgert? Es kann nichts Schmutzigeres, nichts Liederlicheres, nichts Lumpigeres und auch nichts Pferdeplagenderes geben, als ein gallisches Fuhrwerk und seinen Treiber. Alles wird vom Staub und Schmutz zerfressen und der reinigende Gebrauch des Wassers für Menschen und Vieh scheint gänzlich unbekannt zu sein.

Noch ließe sich über diesen Punkt manche Angabe machen, die übel im Einklang stünde mit der Prahlerei französischer Scribler und Schwätzer, daß ihre Nation an der Spitze der Zivilisation marschire, daß ihre Einrichtungen die vortrefflichsten in der Welt, daß Frankreich das schönste Land der Erde sei; kommen wir aber wieder auf unsere Germanen zurück.

Wenn wir dieselben durchschnittlich für die reinlichsten Menschen Europa's halten dürfen, so kann dieses Lob nicht allen Stämmen dieses Volkes gleichmäßig ertheilt werden. Holländer und Engländer nehmen unstreitig in dieser Beziehung den obersten Rang ein. In dem jetzigen Germanien selbst trifft man leider nur zu häufige Ausnahmen von der Regel und gibt es Theile, wo man sich der deutschen Cardinaltugend keinesweges besonders befleißigt. Wie schmutzig sieht es noch in einer großen Anzahl süddeutscher Dörfer und Städtchen aus und wie häufig leben deren Bewohner in der unmittelbaren Umgebung von Pfützen und Düngerhaufen; wie wenig sehen sie auf Wohnlichkeit und Nettigkeit ihrer Häuser, wie sehr vernachläßigen sie ihre eigenen

Körper und diejenigen ihres Viehes, wie wenig Sinn für Ordnung und Reinlichkeit zeigen sie in Bezug auf ihre Geräthschaften! Für höchst wichtig und äußerst verdienstlich halte ich daher die Bestrebungen Derer, welche unter ihren Mitmenschen durch eigenes Beispiel Schönheitssinn, Ordnungsliebe und das Bedürfniß nach Reinlichkeit zu erwecken und zu verbreiten suchen; denn auf eine innigere Weise, als man sich dieß gewöhnlich denkt, stehen dieselben im Bunde mit dem äußern Glück und mit dem sittlichen Wohlsein eines Volkes.

Ein süddeutscher Regent, der diesem Punkte seine Aufmerksamkeit zugewendet und es sich zur besondern Aufgabe seiner fürstlichen Thätigkeit gemacht hat, in den Bewohnern seines Landes Reinlichkeitsliebe und Geschmack an nettem, geordnetem Wesen zur Nationaltugend zu erheben, verdient gewiß alles Lob. Da aber ein einzelner Mensch, selbst wenn er König ist, wenig vermag, um tief eingewurzelte üble Gewohnheiten zu beseitigen und die Erreichung eines solchen Zweckes allein nur durch langes und unverdrossenes Zusammenwirken vieler Einzelnen erreicht werden kann; so ist sehr zu wünschen, daß die schönen Absichten des wohlwollenden und gutgesinnten Fürsten nicht nur von seinen Oberamtleuten und Schultheißen und durch polizeiliche Anordnungen ausgeführt, sondern durch das freiwillig gegebene Beispiel von Einzelnen gefördert werden möchten. Wenn in jedem Dorfe auch nur eine Familie wäre, die durch die That zeigte, daß Reinlichkeit, Ordnung und Nettigkeit am Körper und im Hause, im Garten und Feld nicht das ausschließliche Vorrecht des Reichthumes, nicht das Privilegium höhern Ranges und vornehmer Erziehung ist, sondern selbst in den

niedrigsten Kreisen geübt werden kann, so bin ich überzeugt, daß ein solches Beispiel bald Nacheiferung erwecken und den wohlthätigsten Einfluß auf das Dorf ausüben würde. Aber woher solche Musterfamilien nehmen?

Die meisten süddeutschen Landleute hegen die Meinung, sie seien zu sehr mit Arbeiten überhäuft, als daß sie viel Zeit auf die Reinhaltung ihrer Kleidung, Häuser, Ställe ꝛc. verwenden könnten. Würde man diese Leute auf einmal, ich will nicht sagen, nach Holland oder England versetzen, sondern nur nach dem Emmenthal in der Schweiz und sie dort ein Bauernhaus mit allem was dazu gehört besichtigen lassen, so müßten sie wohl von ihrem Irrthume zurückkommen und überzeugt werden, daß die Bauern in ihrer Weise eben so reinlich und geordnet leben können, als die vornehmern Leute.

Schon gegen vier Nachmittags langte unser Dampfschiff in Rotterdam an, nachdem wir an dem einladenden Nimwegen und andern freundlichen Orten vorübergefahren waren. Gar stattlich, ja wirklich großartig nimmt sich die Stadt von der Wasserseite aus und herrlich ist der Kai, an welchem die Schiffe landen. Eine Allee der schönsten Bäume läuft an demselben hin, hinter welcher eine Reihe hoher und reinlicher Häuser sich erhebt, unter denen sich die ersten Gasthöfe der Stadt befinden. Nachdem ich in einem derselben, ich glaube im Hôtel des pays-bas, mein Zimmer bezogen und die Bedürfnisse meines Magens durch ein saftiges Beef steak und eine Flasche ächten Porters befriedigt hatte, trat ich mit einem alten Engländer und Reisegenossen, der das Pflaster genau kannte, eine Wanderung durch die Straßen der Stadt an. Ob ich gleich kein Neuling im Reisen mehr

war und schon manche bedeutende Stadt gesehen hatte, so überraschte mich Rotterdam doch nicht wenig durch die Menge seiner Kanäle, die große Zahl der darauf liegenden Schiffe, die vielen über jene geworfenen Brücken, die schönen Alleen in allen Theilen der Wasserstadt, auch die Größe und ausnehmende Nettigkeit und Reinlichkeit ihrer Häuser und den überall durchblickenden Wohlstand ihrer Bewohner. Welche Summe von Thätigkeiten, welche Anstrengung und Ausdauer, welcher Muth und Entschlossenheit und welches umsichtige und berechnete Zusammenwirken war nothwendig, um Rotterdam zu dem zu machen, was es jetzt ist! Das gleiche läßt sich auch von dem größern Theile Hollands sagen, denn dieses Land ist, wie schon eben so oft als wahr bemerkt worden, eine wahre Eroberung des Menschen, dem ihm feindseligsten Elemente abgezwungen und abgetrotzt; ein durch ungeheuren Kraft- und Intelligenzaufwand errungenes Gut, das beinahe eben so schwierig in dauerhaftem Besitz zu erhalten ist, als es gewonnen werden mußte. Von der Natur zum Meere oder Sumpf bestimmt, ist dasselbe überdeckt mit den fettesten Triften, dem fruchtbarsten Lande, den blühendsten Dörfern, den reichsten Städten; ist bewohnt von einigen Millionen glücklicher und in behaglichem Ueberflusse lebender Menschen. Nach meinem Dafürhalten ist die bloße Existenz von Holland das glänzendste Denkmal, das die Thätigkeit des Menschen sich errichtet, das riesenhafteste Werk, welches je ein modernes, unternehmendes Volk ausgeführt hat. Wenn die Bewohner von der Natur hochbegünstigter Länder sich ein angenehmes Dasein verschaffen, so können wir dieß ihnen nicht zum großen Verdienst anrechnen; wenn wir aber ein Land sehen, das, sich selbst überlassen von den Gewässern

des Ozeanes überfluthet wäre, dennoch seine Bewohner reichlich ernährt, so zwingen uns diese Bewunderung ab und wir können nicht umhin, sie in der Stufenleiter der Völker hoch zu stellen. Phlegma und Indolenz der Holländer ist sprichwörtlich geworden, man thut aber ihnen sicherlich dadurch in hohem Grade unrecht. Sie zeigen allerdings nicht die Beweglichkeit des Franzosen, die Lebhaftigkeit des Italieners, die Rührigkeit des Britten, die joviale Gemüthlichkeit des Deutschen; aber an Thatkraft, an Entschiedenheit des Willens, im Beharren auf einmal gefaßten Entschlüssen, an Ausdauer in begonnenen Unternehmungen und an besonnener Ueberlegung wird der Holländer von keiner andern Nation übertroffen. Wenn er nun eminent praktisch und sein Sinn vorzugsweise auf Erhaltung und Erweiterung materiellen Besitzes und greifbarer Güter gerichtet ist, wenn er vielleicht einen zu großen Werth auf Gold und Silber legt, zu sehr Kaufmann ist, so kann man ihm höhere Richtungen und edlere Bestrebungen dennoch nicht absprechen.

Der Holländer hat Gemeinsinn und Vaterlandsliebe, das beweisen seine trefflichen und reich dotirten öffentlichen Anstalten, das zeigt seine Geschichte, das hat er in der neuesten Zeit wieder auf eine glänzende Weise beurkundet. Der Holländer hat auch noch nicht aufgehört, die Kunst zu schätzen und die Wissenschaft höher zu achten, als dieß sonst Handelsvölker zu thun pflegen. Wie reich sind seine Museen, wie gefüllt seine öffentlichen Sammlungen! Allerdings steht das heutige Holland dem frühern nicht mehr gleich, weder in wissenschaftlicher noch in künstlerischer Beziehung. In den letztvergangenen Jahrhunderten lebten dort Männer, deren Namen in der Geschichte der Wissenschaft unvergänglich ge-

worden sind; Naturforscher, welche neue Gebiete des Wissens schufen; kühne Denker, welche sich an die Lösung der höchsten Aufgaben wagten; Künstler, welche den Pinsel auf eine höchst eigenthümliche Weise und mit vollendeter Meisterschaft führten. Jetzt bemerken wir dort eine Art von Stillstand, man ist in Holland mehr aufnehmend, als selbsterzeugend und weder auf dem Gebiete der Kunst noch auf demjenigen des Wissens geschieht Ungewöhnliches und weder die holländischen Künstler noch Gelehrte, weder Naturforscher noch Philosophen spielen heutigen Tages eine sehr hervorragende Rolle, ob dieselben gleich eine ehrenhafte Stelle einnehmen. Allein, wie es im Leben des Individuums Zeiten des Erwerbens und des Genießens, der Thätigkeit und der Ruhe gibt; so hat auch jede Nation ihre Perioden des selbstständigen Schaffens und des passiven Empfangens, des rührigen Gewinnens und des ruhigen Besitzens. Das kleine Holland hat während seiner selbstständigen Existenz schon so viel geleistet, schon einen so großen Beitrag zum geistigen Kapital der Menschheit geliefert, daß wir kein Recht haben, ihm sein jetziges Ruhen zum Vorwurf zu machen, es geistig träge zu nennen und daß namentlich wir Deutsche stolz darauf sein dürfen, einen so achtungswerthen Stammesgenossen zu besitzen, wenn dieser sich eben auch nicht viel um sein Mutterland bekümmert.

Mit einem großen Beispiel ist Holland der übrigen civilisirten Welt vorangegangen und hat dadurch sich selbst einen unverwelklichen Lorbeer, um die Menschheit ein unsterbliches Verdienst sich erworben; es hat auf dem europäischen Festlande zuerst den Muth gehabt, dem Menschen den unverkümmerten Genuß seines edelsten Rechtes zu gewähren:

den Genuß der Freiheit des Geistes und des Gewissens. Zu einer Zeit, wo in dem übrigen Europa der Gedanke gefesselt war; wo eine engherzige und herrschsüchtige Geistlichkeit und Priesterschaft die freie Forschung im Zaume hielt; wo eine Aeußerung, abweichend von den herrschenden Vorstellungen, die Sicherheit der Person bedrohte; wo geistliche und weltliche Mächte im Bunde standen, um das Reich der Geister sich unterwürfig zu erhalten: da war Holland die Freistätte des unabhängigen Denkers, der Zufluchtsort des gehaßten und verfolgten freien Geistes, da gewährten die Niederlande Gewissensfreiheit und da wurden von ihnen die Grundsätze geübt, zu welchen sich in unsern Tagen jeder erleuchtete Staat und jeder Einzelne bekennt, der auf den Namen eines vernünftigen Mannes Anspruch macht.

Doch kehren wir, nach dieser langen Abschweifung noch auf einige Augenblicke nach Rotterdam zurück. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß während meiner Anwesenheit in dieser Stadt gerade Kirchweihe war. Bekanntlich spielt dieses Fest in den Dörfern und Städten der Niederlande schon seit Jahrhunderten eine bedeutende Rolle und deren Bewohner, welche das ganze Jahr hindurch ein so gemessenes, eintöniges und ruhiges Leben führen, scheinen alle ihre Lustigkeit für die Kirmiß aufzusparen. Diese Festlichkeit dauert in Rotterdam nicht weniger als drei volle Wochen, ein Zeitraum, der hinreichend lange sein dürfte, um Tanz- und jede andere Art von Lust zu befriedigen. Während der Holländer ein häusliches Leben führt und für öffentliche Vergnügungen keinen sonderlichen Geschmack zu besitzen scheint, begibt er sich zur Zeit der Kirchweih in die Straßen jubelt und ergötzt sich vor aller Welt und wählt hiefür vor-

zugsweise die Nachtzeit. In meinem ganzen Leben habe ich nie ein solches Treiben und Durcheinanderwogen von Menschen gesehen, nie einen so betäubenden Lärm gehört, bin nie Zeuge von einem solchen Volksfreudentaumel gewesen, als in den Straßen von Rotterdam, in welchen die Kirchweih abgehalten wird.

Die Einwohner der ganzen Stadt schienen sich dahin gedrängt zu haben und Niemand zu Hause geblieben zu sein. Bude stand an Bude, Zelt an Zelt, zum Theil von riesenhafter Größe. Die einen dienten zu Schauspielhäusern, die andern zu Tanzsälen; in den einen wurden wilde Thiere, Zwerge und Riesen gezeigt, in den andern suchten Possenreißer und Hanswurste durch burleske Bewegungen und saftige Witze die Zuschauer und Zuhörer zum Lachen zu reizen. Da wurden schauerliche Tragödien, dort belustigende Farcen aufgeführt; am einen Orte Festungen eingenommen, am andern Seeschlachten beim heftigsten Gewehrfeuer und Kanonendonner geschlagen. Von allen Seiten her ertönte Musik, schmetterten Trompeten, knallten Pistolen, daß man sein eigen Wort nicht mehr vernehmen konnte.

Aber nicht für Aug und Ohr allein, für Neugierde und Schaulust war überflüssig gesorgt, der Holländer will nie seinen Magen vernachläßigt wissen. Hier wurden Fische geschmort und Fleischkeulen gebraten, dort Thee abgebrüht und Backwerk verfertigt; hier kredenzten artige Mädchen Liköre, Weine und Selteserwasser, dort standen Buden, in denen Bier abgezapft und Schnaps gereicht wurde. Daß unter derartigen Umständen die Nase nicht leer ausging und aus den tausend prasselnden Pfannen und qualmenden Kesseln Gerüche der wunderlichsten und mannigfaltigsten Art in die

Lüfte stiegen, daß es zu gleicher Zeit nach Fischen und Austern, nach Knoblauch und Zwiebel, nach Fett und nach Steinkohlen und noch nach hundert andern Dingen roch, das werden mir meine Leser aufs Wort glauben.

Was mich aber beim ganzen Schauspiel nicht am wenigsten interessirte, das waren die hundert und hundert Mädchen, welche, in ihren schönsten Putz gehüllt, an dem Feste Theil nahmen. Unglücklicher oder glücklicher Weise für meine Leserinnen führe ich den Walterscottschen Pinsel nicht, sonst würde ich mich versucht fühlen, den niedlichen Anzug der niederländischen Schönen bis auf das Einzelnste hinaus zu beschreiben; trotz dieses Mangels kann ich aber doch nicht umhin, einige Worte über diesen Gegenstand zu sagen. Die meisten Mädchen trugen Kleider, die durch ihre Weiße mit dem frischgefallenen Schnee wetteiferten und äußerst reizend nahm sich der Kopfputz aus, der mir aus einer Art von Schleier zu bestehen und durch goldenes Schmuckwerk an das Haupt befestigt zu sein schien. Aus diesen weißen Kopfhüllen guckten die anmuthigsten Gesichtchen hervor, Rosenwangen und Taubenaugen, wie man sie kaum in einem andern Lande sehen dürfte. Die Haut der Holländerin ist so frisch und rein, daß letztere in dieser Beziehung als Muster weiblicher Schönheit gelten kann; ihre Büste ist nichts weniger als kärglich von der Natur ausgestattet und auch Arm und Hände schienen zierlich und voll geformt zu sein. Wie indessen in der Welt der Wirklichkeit nichts vollkommen und ganz tadellos ist, so möchten wir auch den Niederländerinnen wünschen, daß die untere Hälfte ihres Körpers zu der oberen in einem etwas mehr künstlerischen Verhältniß stünde. Da aber jedenfalls der dem Himmel zugerichtete Theil der

menschlichen Gestalt an Würde und Bedeutung denjenigen übertrifft, welcher mit der Erde in unmittelbarer Berührung steht, so haben die holländischen Schönen alle Ursache, der Natur für das ihnen gewordene Erbgut dankbar zu sein; denn wie stiefmütterlich sind im Vergleich mit ihnen nicht Millionen ihrer Mitschwestern im Innern von Europa bedacht worden!

Mein englischer Begleiter selbst, welcher im höchsten Grade eifersüchtig auf die Vorzüge seines Landes sich zeigte, erkannte bereitwilligst an, daß in vielen Beziehungen das schöne Geschlecht Hollands mit seinen Landsmänninnen in die Schranken treten dürfte. Obgleich in Jahren vorgerückt, wurde ihm beim Anblick so vieler weiblichen Schönheiten das Herz etwas warm und naive Aeußerungen, wie: »Damn me if ever in my life J saw so many beautiful women as J do to-night« that er mehr als eine während unserer Promenade.

Leider war es mir nicht vergönnt, Rotterdams Merkwürdigkeiten anzusehen, ich konnte nicht einmal zu dem Denkmal des Mannes wallfahrten, welcher der feinste Kopf des sechszehnten Jahrhunderts war und auf welchen die Niederländer stolz sein können.

Nur einmal übernachtete ich in der schönen Stadt und schon den nächsten Morgen, nachdem ich dem Wirthe eine tüchtige Zeche für einen mäßigen Aufwand und dem Ausläufer für die Besorgung meines Passes nicht weniger als anderthalb holländische Gulden bezahlt hatte, oder vielmehr trotz aller Gegenrede bezahlen mußte, begab ich mich auf ein englisches Dampfboot, dessen Namen ich mir nicht gemerkt habe. Außer einer zahlreichen Gesellschaft bestand

dessen Hauptladung aus Johannisbeeren. Der Himmel weiß, wie viele tausend Körbe dieser sauren und zähneabstumpfenden Frucht in dem untern Schiffsraume aufgespeichert lagen. Ihre nächste Bestimmung war: auf die Londoner Märkte gebracht, ihre entferntere: in Form von Torten von den Engländern verspeist zu werden. Wie man mir sagte, sind die englischen Gärtner über das Einbringen von dutch currents und andern nicht auf ihrer Insel gewachsenen Gartenfrüchten sehr erbost, und betrachten dieß als eine Verletzung ihrer Vorrechte. Wer wollte ihnen auch ihren Zorn verdenken? Jeder denkt mit Recht zunächst nur an seinen Vortheil, und wer weiß es nicht, daß der mächtigste Hebel für menschliches Handeln Eigennutz nnd Selbstsucht ist. Dieß sind auch die letzten Ursachen der Douanensysteme und jeder Art von Beschränkung des freien Handels und Wandels.

Der Himmel hatte bei unserer Abfahrt ein etwas zweideutiges Aussehen, wir rechneten aber doch auf gutes Wetter, und ließen uns von einigen Witterungspropheten eine ruhige und angenehme Ueberfahrt voraussagen. Nachdem wir einige Zeit gefahren und in das Meer eingetreten waren, wurde die Wolkendecke immer dicker, blies der Wind immer stärker aus Westen. Das Verdeck wurde von vielen Passagieren nun lebhafter als sonst beschritten, alles arbeitete der gefürchteten Seekrankheit entgegen. Der eine verschluckte einige Kelche Rhum, der andere leerte ein Paar Gläser Portwein; die einen kasteieten sich, die andern füllten ihren Magen mit beef steak, Schinken und sonstigen substanziellen Dingen an. Die Heftigkeit des Windes wuchs, die See ging immer höher und hohler, unser Schiff stieg die Wasserberge hinan, gleitete auf denselben hinab mit bewunderns-

würdiger Schnelligkeit. Immer dichter hüllten sich die Leute in Mäntel und Macintoshe ein, mehr als ein Gesicht sah man schon erblaßt; jede Unterhaltung hatte aufgehört und die allgemeine Stille wurde nur durch einzelne schrille Matrosenlaute, durch das Tosen des Meeres, durch den lautvollen und gemessenen Gang der Dampfmaschine und durch das Plätschern ihrer Räder unterbrochen. Die Zahl der Gehenden verminderte sich merklich, man suchte das Geländer des Verdeckes, richtete Gesichter see-, Rücken schiffwärts, stützte den Kopf auf die Hand, streckte die Hälse und die Seekrankheit, dieses vermaledeiete Uebel, war allgemein ausgebrochen trotz des Fastens und Hungerns, des genossenen Portweins und Cognacs, des Beefsteaks und des Schinkens und Leute, die wenige Stunden vorher noch lachten und scherzten, aßen und tranken, sahen wie Candidaten des Todes aus und hatten die Lust am Leben gänzlich verloren.

Nichts stimmt nach meinen Erfahrungen den Geist tiefer herab, lähmt mehr seine Thätigkeit, macht lebensüberdrüssiger, als die Seekrankheit. Todesfurcht kennt der von ihr Behaftete nicht und er würde mit einer Gleichgültigkeit, die weder ein antiker noch moderner Stoiker besessen hat, sein Schiff zerschellen und Alles um sich her untergehen sehen.

Nachdem meine Reisegenossen sich gehörig expectorirt hatten und vor Ermattung kaum mehr auf ihren Füßen stehen konnten, schlichen sie sich, einer nach dem andern, vom Verdeck zurück in die Kajüten, um in dem Schlaf die Erlösung von ihrem Uebel zu finden. Meine Wenigkeit und ein origineller Kauz von Engländer hatten es bis um vier Nachmittags auf dem Verdeck ausgehalten, ohne von dem um uns herrschenden Elend berührt zu werden. Schon wähnten

wir, eine Ausnahme von der Regel zu bleiben und über das Meer zu kommen, ohne ihm unseren Tribut zahlen zu müssen. Aber wir verrechneten uns; mein Reisegefährte, bisher voll Laune und Witz, wurde stiller, sein Gesicht fing an bedenkliche Mienen zu machen und dessen hochrothe Farbe dem Weißen sich zu nähern. Auf meine Frage: how are you? antwortete er mit Middling und kaum hatte er dieß Wort ausgesprochen, so machte er seine Verbeugung gegen das Meer. Es hatte auch mir schon längst im Magen gekrabelt, ich wußte indessen kraft allerhand magischer Acte meiner Imagination den Ausbruch des eigentlichen Uebels zu verhindern; aber das von dem Engländer ganz in meiner Nähe gegebene Beispiel zwang mich unwiderstehlich zur unverweilten Nachahmung. Wir beiden Leidensgenossen behielten indessen doch noch einige Zeit lang soviel Kraft, um über unser Weh und Ach und unsere sauren Gesichter hie und da lachen zu können. Die Gewalt des Windes, die Bewegung des Meeres und das Schaukeln des Schiffes wuchsen immer an Heftigkeit und schon wälzte sich von Zeit zu Zeit über den vorderen Theil des Verdeckes eine Welle hinweg. Noch verließen wir aber unsern Posten nicht und wollten von der Kajüte nichts wissen, deren Luft dem durch die Seekrankheit äußerst empfindlich gemachten Geruchssinn im höchsten Grade widrig ist. Eine Welle kam von der Ferne angezogen, wir glaubten gänzlich vor ihr sicher zu sein; aber platsch! da wälzte sie sich tief in das Verdeck herein, lagen wir auf dem Boden und waren mit Salzwasser durchtränkt. Indem wir verblüfft aufstanden, erschallte um uns schadenfrohes Matrosengelächter. It is time to get down, sagte mein Engländer und ich gab ihm Recht, indem ich ihm folgte.

Mit Mühe trugen uns die zitternden Füße die Treppe hinab und krochen wir in den engen Raum hinein, der uns zum Nachtlager dienen sollte.

Obgleich das tosende Meer nur zwei Zolle von unserem Ohre entfernt war, obgleich das Gebälke des Schiffes schauerlich knarrte und krachte und ob wir gleich in allen unsern Gliedern die heftigen Bewegungen des tanzenden Hauses genugsam fühlten, so hielt uns doch all dieß nicht ab, bald unter unserer wollenen Decke die Augen zu schließen, Seekrankheit und alles erlittene Ungemach zu vergessen und von den schönsten Landgegenden zu träumen. Kein Schlaf kann in der That süßer, kann erquickender sein, keiner ist jedenfalls ersehnter, als derjenige, welcher auf die Qualen der Seekrankheit folgt; er ist der Erlöser von einem eben so tief empfundenen, als an sich unbedeutenden Uebel.

Ueber die Ursache desselben ist schon vieles von Aerzten und Nichtärzten gesagt worden. Was mich selbst betrifft, so weiß ich gewiß, daß mich nichts anderes seekrank macht, als die schaukelnde Bewegung des Schiffes. Warum aber diese gerade eine solche und keine andere Wirkung in meinem Körper hervorbringt, das vermag ich eben so wenig anzugeben, als zu sagen, warum die Blausäure tödtet und der Wein belebt. Den letzten Grund der unbedeutendsten Erscheinung anzugeben, ist eben so schwierig, als das Räthsel der Schöpfung zu lösen; wer das eine könnte, vermöchte auch das andere. Es sieht daher um die meisten Erklärungen, wie um menschliches Wissen überhaupt etwas bedenklich aus und trotz der Transcendenz der Berliner Philosophie wage ich zu behaupten, daß der größte Metaphysiker ein höchst unwissendes Geschöpf ist, nicht einmal im Stande,

uns Rede und Antwort über die Seekrankheit geschweige über das Verhältniß des Schöpfers zu seiner Welt, des Geistes zum Körper, der Kraft zur Materie zu geben. Doch dieß ist ein Punkt, über den wir uns nicht weiter auslassen wollen; des Gesagten ist schon mehr als genug, um uns Acht und Bann von Seite des philosophischen Papstthums zuzuziehen und von der Gemeinschaft der metaphysischen Geister excommunizirt zu werden.

Beim Erwachen wußte ich durchaus nicht, wo ich mich befinde, ob in der Ober- oder Unterwelt, ob zu Wasser oder zu Land. Ich orientirte mich indessen bald genug an meiner unmittelbaren Umgebung, wunderte mich jedoch über mein Wohlbefinden, da mir der klägliche Zustand recht wohl bewußt war, in welchem ich mich niedergelegt hatte. Ich säumte nicht, meinen engen Käfig zu verlassen und aus der dicken Atmosphäre der Schiffsbetten in die frische Luft des Verdeckes zu kommen. Dieses fand ich sehr belebt, ein großer Theil der Schiffsgesellschaft, die ich vor Kurzem noch in so betrübter Lage gesehen hatte, war wieder auf den Beinen und heitere Gesichter begegneten mir überall, wohin ich meine Blicke richtete. Auch meinen drolligen Engländer sah ich behaglich eine Cigarre in die Luft blasen und auf meine Frage: how are you? erwiederte er schmunzelnd: exceedingly well. Was sollte denn wohl so schnell diese Veränderung zum Bessern herbei geführt, was so vielen Kranken plötzlich wieder ihre Gesundheit gegeben haben? Wir alle hatten, wie ich zu meiner Verwunderung erfuhr, bereits eine volle Nacht und einen guten Theil des neuen Tages verschlafen; es war schon später Morgen und die See hatte ein anständigeres Aussehen gewonnen.

Das sicherste Zeichen der eingetretenen Wiedergenesung war die Stärke der in uns erwachten Eßlust. Mit großem Vergnügen sahen wir die Vorbereitungen zum Frühstück treffen und mit noch größerem setzten wir uns zur Einnahme desselben nieder. Sicher ist für einen hungrigen Magen nichts einladender und erquicklicher, als ein englisches Schiffs-breakfast; denn indem man dasselbe genießt, wird in der That das Fasten gebrochen, wird Niemand mehr nüchtern sein. Zolldicke und halbfußlange saftige Beefsteake, Platten voll wohlschmeckender Mutton-chops, riesenhafte kalte Rindsbraten, weichgesottene Eier, schneeweißes lockeres Weizenbrod, braungelb gerösteter Toast, goldgelbe Butter, rothe und weiße Garnellen und Thee und Kaffee in ungemessener Fülle, das sind die wesentlichen Bestandtheile eines Frühstückes, wie es auf englischen Schiffen gegeben wird. Ich brauche kaum zu sagen, daß wir diesen vortrefflichen Dingen alle Gerechtigkeit widerfahren ließen und die am vorhergegangenen Tage erlittenen Verluste wieder vollkommen ersetzten.

So gestärkt und gekräftigt stellte oder setzte man sich an das Geländer des Verdeckes, ließ mit Wohlbehagen seine Blicke auf dem noch immer unbegrenzt erscheinenden Ozean herumschweifen und betrachtete den Lauf der zahlreich werdenden Segel. Der Aussage des Kapitäns zufolge waren wir nicht mehr weit von den Küsten Englands entfernt, aber wie sehr wir auch unsere nackten und bewaffneten Augen anstrengten, so vermochten wir doch noch kein Land zu erspähen. Nachdem unsere Geduld hinreichend geprüft war, sah man endlich am äußersten Horizont eine Begränzung, welche aber noch so vag war und mit dem Rande des Meeres sich noch so sehr verschmolz, daß man das Gesehene leicht für

Sinnestäuschung halten konnte. Immer deutlicher traten jedoch die langgestreckten Umrisse hervor, immer stärker stach das bewegliche Meer gegen die starr bleibenden Linien ab. Nun lag vor und hinter uns eine unbegränzte Wasserfläche und zu beiden Seiten zogen sich immer deutlicher werdende Landstriche hin. Wir waren in die Mündung der Themse eingetreten.

Wie kurze Zeit auch immer eine Seefahrt gedauert haben mag, mit einem eigenen Vergnügen erblickt man wieder Land und so begrüßten auch wir mit freudigem Gefühle die Gestade Albions und fühlten uns bei dem Gedanken behaglich, dem nächsten Ziel unserer Reise so nahe zu sein und bald die feste Erde wieder betreten zu dürfen.

Mit jeder Stunde weiteren Segelns stromaufwärts wird es deutlicher, daß man dem Mittelpunkt des Welthandels, der Königin der Meere, der reichsten Stadt der Erde sich nähert. Wie zu Lande das Herannahen einer großen Stadt durch immer dichter werdende Menschen- und Wagenzüge sich ankündigt, so wird zu Wasser die Nähe eines bedeutenden Hafens an der wachsenden Menge hin- und hergehender Fahrzeuge erkannt.

Noch manche Meile von London entfernt, trug der breite Rücken des Stromes schon Hunderte von Schiffen, welche mit Hülfe der Ebbe und der geschwellten Segel dem Meere zueilten. Wenn ich mich nicht irre, so war es zu Gravesend, daß einige englische Zollwächter uns mit ihrer Gegenwart beehrten. Dieselben leisteten uns Gesellschaft während des Restes unserer Fahrt, wahrscheinlich in der Absicht: ein wachsames Auge darüber zu halten, daß nicht mit den Ufern Unterschleif getrieben und etwa holländischer Taback und

Schnapps abgesetzt werde. Beinahe bis nach Greenwich hinauf gewähren die Ufer eben keinen sehr malerischen Anblick, sie sind eher flach als hügelig und wer gerade von den herrlichen Rheingegenden herkommt, der wird die Landschaft der untern Themse eben nicht als sonderlich schön bewundern. Zwar sieht man hie und da in der Ferne einen Landsitz, umgeben von herrlichen Rasenflächen und hundertjährigen Bäumen, aber hiedurch wird die Eintönigkeit der Gegend nicht aufgehoben.

Noch ein gutes Stück unterhalb Greenwich zeigt man dem Reisenden am nordwestlichen Horizont eine unermeßliche, schwärzlich graue, nebelartige Masse und sagt ihm, daß dort London liege, und ist der Himmel etwas günstig und das Auge des Beobachters fernsichtig, so vermag er in unvollkommenen Umrissen die Kuppel der Rivalin von St. Peter aus dem Dunste heraus zu sehen, vielleicht sogar auch die Westminsterabtei zu erkennen.

Bei Greenwich sieht es schon artig aus; auf den dortigen Hügeln umher erblickt man herrliche Villen und niedliche Häuser; auf dem höchsten Punkte derselben die berühmte Sternwarte, von der aus die Längengrade gezählt werden und an deren Abhängen sich der köstliche Park befindet, der dem Londoner Philister des Sonntags ein Labsal ist und von dem noch ein Wort weiter unten gesagt werden soll.

Unmittelbar überhalb der stattlichen und Britanniens würdigen Versorgungsanstalt für ausgediente Seeleute beginnt der Mastenwald, reiht sich Schiff an Schiff, Barke an Barke, schließt sich an den Ufern Haus an Haus. Schon glaubt man im Hafen von London zu sein. Mit der größten Vorsicht haben die Seedampfschiffe durch die engen Wasser-

straßen sich durchzuwinden und der Kapitän gleich dem Kutscher, der sein Gefährt durch Wagen- und Menschengedränge unangestoßen lenken will, darf seinen erhöhten Kommandoposten nun keinen Augenblick mehr verlassen, muß ganz Auge sein, muß jede Minute einen andern Befehl geben, die Räder der Maschine bald mit voller, bald mit halber Kraft sich bewegen, bald ganz stille stehen, das Schiff bald nach Rechts bald nach Links richten lassen.

Ich konnte nicht umhin, das scharfe Augenmaß zu bewundern, welches die Schiffsleute auf der Themse beurkundeten; wenn ich glaubte, einander sich begegnende oder kreuzende Fahrzeuge müßten sich stoßen, so schossen sie dennoch unberührt an einander vorüber, wenn auch oft sich so nahe kommend, daß zwischen ihnen kaum ein Apfel hätte durchfallen können. Natürlich begegnet hie und da dem gewandtesten Steuermann ein Unfall; während dem man aber glauben sollte, es müßten in dem bunten Gewirre hundert Unglücksfälle täglich geschehen, so ereignen sich solche verhältnißmäßig äußerst selten.

Nicht weit oberhalb Greenwich begegnet man einem schönen Werke britischer Wohlthätigkeit; ein riesenhaftes, mehrdeckiges, ausgedientes Kriegsschiff ist zum Krankenhause eingerichtet und eine Aufschrift, die es trägt, besagt: daß dasselbe der Verpflegung leidender Seeleute aller Nationen der Erde bestimmt sei und durch freiwillige Beiträge unterhalten werde. Schon ein flüchtiger Blick auf das schwimmende Haus zeigt, daß diese menschenfreundliche Anstalt vielfach benützt wird.

Eben schlug die Schiffsglocke drei Uhr, als wir an dem düster aussehenden Tower vorüberfuhren; wenige Minuten

nachher rief der Kapitän sein »Stop« aus und wir landeten wohlbehalten an den Treppen des stattlichen Londoner Zollhauses. Keine Polizeidiener und Gensdarmen sind an dieser Landungsstätte aufgestellt, um die Ankömmlinge mit inquisitorischem Blicke zu messen und von ihnen Pässe oder sonstige Ausweise abzufordern. Unbelästigt und unbefragt läßt man die Reisenden ihrer Wege gehen; leider bezieht sich diese Landungsfreiheit nur auf das lebendige Individuum, nicht aber auch auf dessen fahrende Habe; denn wenn die Briten die Quälereien der Polizei nicht kennen, so dürfen sie sich einer gleichen liberalen Behandlung von Seite ihrer Mauth nicht rühmen. Diese ist so indiscret, wie jede andere in der Welt; sie stöbert Euere Nachtsäcke durch und überall Smuggling witternd, zwingt sie Euch, den Inhalt Euerer Koffer zur Schau zu legen, wie es immer nur eine französische Douane thun kann. Und habt Ihr Bücher bei Euch, so nimmt man Euch dieselben nicht weg, was auch darin stehen mag, aber man legt sie auf die Wage und läßt Euch, ich weiß nicht wie viel Pence für das Pfund bezahlen. Zudem ist die englische Mauth gar nicht expeditiv, wenigstens die im Londoner Custom-house nicht. Ob wir gleich schon um 3 Uhr gelandet waren, so wurde doch erst um vier Uhr Hand ans Werk gelegt, um unsere Sachen aus dem Schiffe in das Zollhaus zu schaffen und dieß geschah mit einer Langsamkeit, welche uns alle in Verzweiflung brachte. Um fünf Uhr war diese Operation beendigt und nun versammelte sich die Schiffsgesellschaft in einem Vorzimmer des Saales, in welchem das Gepäck untersucht wird. Die fünfzig oder sechszig Nachtsäcke und Koffer, die da lagen, hätten in einer halben Stunde durchgesehen sein sollen; allein es wurde mit

einer solchen Gründlichkeit und Umständlichkeit untersucht, daß Viertelstunden vergingen, ehe nur ein einziger Reisender abgefertigt war. Anderthalb Stunden hatte ich da gesessen und noch war mein Name nicht gerufen worden und noch wartete der größere Theil der Reisenden auf Abfertigung. Eine solche desparate Langsamkeit der Zollvisitation war mir noch nie vorgekommen und trotz dem, daß ich über ein gutes Quantum von Geduld verfügen kann, ging mir dieselbe unter den erwähnten Umständen doch aus. Ich verließ endlich ohne meinen Koffer das Zollhaus, innerlich fluchend über die Langsamkeit der Londoner Zöllner, und quartirte mich vorläufig in der nahe gelegenen und vielen Festländern wohlbekannten Ship-Tavern in Waterlane ein. Erst den nächsten Morgen um 10 Uhr konnte ich in den Besitz meiner Habseligkeiten gelangen.

Was würde ein Engländer gesagt, wie würde er gedonnert und geblitzt, wie über die schlechten Einrichtungen des Festlandes geschimpft haben, wenn irgendwo auf demselben ihm Aehnliches begegnet und er gezwungen worden wäre, die erste Nacht nach einer stürmischen Seefahrt im feuchten von Meerwasser und Theergeruch durchdrungenen Hemde zu schlafen und die gleichbeschaffenen Reisekleider zu tragen! Und er hätte ganz Recht gehabt, wenn er die bittersten Klagen geführt, wenn er eine solche Behandlung öffentlich in den stärksten Ausdrücken gerügt haben würde. Schon zu wiederholten Malen landete ich in englischen Häfen; aber nirgends traf ich eine solche schlechte Einrichtung, nirgends eine solche Rücksichtslosigkeit gegen die Reisenden, als die war, welche ich im ersten Zollhaus der Welt erfuhr. Mich wundert nur, daß dieser Mangel nicht durch die Presse zur

Sprache gebracht wird; denn die Engländer haben dadurch eben so wohl zu leiden, als die Fremden und in der Regel sind Jene eben nicht sehr scheu, Uebelstände, die sie selbst berühren, zur Kenntniß des Publikums zu bringen und deren Beseitigung zu verlangen.

In der Ship-Tavern schimpften wir, nemlich mein origineller Engländer und meine Wenigkeit weidlich über das Custom-house speziell, und sprachen unser Anathema über Douanen, Mauthen und alle ähnlichen vermaledeieten Erfindungen der modernen Zeiten aus, ließen uns indessen durch unsern Zorn über Verkehrsbeschränkung und unsern Enthusiasmus für allgemeine Handelsfreiheit den Appetit keineswegs verderben und wir beide richteten an einer vortrefflichen Hammelskeule und einem unvergleichlichen Beef-steak pie fürchterliche Verwüstungen an und gingen nicht minder umbarmherzig mit den Potatoes, Vegetables und Rice-pudding des Mr. Bussy um, welcher an unserem gewaltigen Appetite eine große Freude zu haben schien. Mit einigen Bouteillen double stout und einer halben Flasche vorzüglichen Portweines, wuschen wir das substanzielle Mittagessen hinunter und restaurirten unsere durch die Seefahrt noch immer etwas abgespannten Lebensgeister.

Mein vortrefflicher Tischgenosse, der in Folge eines längern Aufenthaltes auf dem Festlande für gewisse continentale Gebräuche bereits einige Vorliebe gewonnen und unterwegs über manche englische Sitte unverholen seinen Tadel gegen mich ausgesprochen hatte, fühlte nach dem ersten auf vaterländischem Boden eingenommenen Mahle all seinen Johnbullism, all seine Vaterlandsliebe wiederkehren und in der Wärme der wiedererwachten heimischen Gefühle stieß er nach

der Weise des Festlandes sein mit Portwein gefülltes Glas so stark an das Meinige, daß ich glaubte, beide müßten zu Stücken gehen, ausrufend: Old England for ever! —

Da ich diesem, von vielen mit so großem Unrecht gehaßten Lande nichts weniger als abhold bin, so trank ich gerne auf das Wohl der merkwürdigen Insel und ich that dieß um so lieber, als ich durch den Umstand, daß ich zum dritten Male den Boden eines mir durch vielfache persönliche Verbindungen lieb gewordenen Landes betreten hatte, ebenfalls warm und gemüthlich gestimmt war. Bekanntlich geht es in englischen Wirthsstuben gar still zu, selbst wenn dieselben mit Gästen ganz angefüllt sind, was zum Theil daher rührt, daß letztere zwischen zwei Bretterwänden eingeschlossen sind, welche über die Köpfe hinausreichen, etwa fünf oder sechs Fuß von einander abstehen und zwei Bänke und ein Tischchen einschließen. Eine solche ungesellige Vorrichtung, im Englischen glaube ich »box« genannt, kann nöthigen Falles vier Mann fassen, in der Regel sitzt aber nur Einer darin; denn tritt ein Engländer in die Stube ein, so besichtigt er alle die vorhandenen Einpferchungen und wählt sich, wenn dieß nur immer möglich ist, eine ganz leere aus. Hier verzehrt er einsam und von den Anwesenden ungesehen sein Beefsteak mit Kartoffeln und liest zu gleicher Zeit die riesenhaften „Times“ oder sonst eine englische Zeitung. Die herrschende Stille wird nur durch das Klirren der Eßinstrumente, das Rauschen eines sich umwendenden Blattes und durch den jeweiligen Ruf »Waiter« unterbrochen. Herrn Bussy's Gastzimmer in Waterlane entspricht genau der gegebenen Beschreibung und kann als Typus einer altenglischen Wirthsstube gelten.

Die Neuangekommenen benahmen sich in der von ihnen eingenommenen Zelle nicht ganz so, wie es die englische Wirthshaussitte erfordert hätte; wir schwatzten zusammen und zwar lauter, als gerade nothwendig, um sich eben zu verstehen; wir lachten sogar mitunter auch und ebenfalls so vernehmlich, daß die Aeußerung unserer Munterkeit noch jenseits unserer box gehört werden konnte; ja wir stießen, wie schon bemerkt, auf deutsche Weise an, daß die Gläser klirrten. Dieses von der englischen Weise so stark abweichende Benehmen konnte natürlich nicht fehlen, die Aufmerksamkeit der anwesenden Gäste auf sich zu ziehen und in der That mehr als Einer derselben nahm, ohne daß dieß gerade nothwendig gewesen wäre, beim Kommen oder Gehen seinen Weg an unserm Pferche vorbei, um die darin sitzenden und lärmenden ausländischen Wunderthiere für einen Augenblick zu begaffen.

Ich muß es aufrichtig gestehen, daß in unserem Betragen eine gewisse Absichtlichkeit lag; wir beide kannten die englische Sitte zu gut, als daß es uns nicht ein Leichtes gewesen wäre, uns genau nach derselben zu richten und als daß wir nicht mit Bewußtsein gegen sie gesündigt hätten. Aber es ergötzte uns, das paar Dutzend anwesender beefsteakverschlingender Cityphilister ein wenig zu chokiren und zu gleicher Zeit ihnen das Vergnügen zu verschaffen, die Gentilität und hohe Anständigkeit ihrer Sitten mit unsern gemeinen continentalen Manieren zu contrastiren und in ihnen das behagliche Gefühl der Ueberlegenheit ihrer feinen Cokney-Bildung zu erregen. Ich zweifle nicht, daß wir unsern Zweck vollkommen erreichten und daß des Abends beim Thee in mehr als einer Shop keeper's Familie von

dem Parcel of foreigners in Ship-Tavern die Rede war und auf dieselben die schmeichelhaften Beiwörter »vulgar« und »low« angewendet wurden.

Da es sich nun gerade von der Ship-Tavern in Waterlane handelt, so will ich einige Worte über diesen Gasthof beifügen und denselben denjenigen meiner Leser unbedingt empfehlen, welche in den Fall kommen sollten, am Custom-house in London zu landen. Dessen Besitzer, Herr Bussy, ist ein äußerst braver und zuverläßiger Mann und erweist seinen Gästen bereitwilligst jede Gefälligkeit; das Wirthshaus selbst gehört aber keineswegs zu den eleganten und der Eintritt in dasselbe erregt kein sonderlich günstiges Vorurtheil für sich; die Lage ist düster und selten wohl fällt ein Sonnenstral in das Gebäude; die Zimmer sind etwas klein und nichts weniger als luxuriös meublirt. Ich mußte einige Tage darin mich aufhalten, bevor ich mit dessen verwickelter Architektur vertraut war; kleine Treppen und enge Gängchen sind auf das Wunderlichste mit einander verbunden und durchkreuzen sich auf eine wahrhaft labyrinthische Weise. Das Haus ist aber trotz der dicken Steinkohlendampf- und Nebelatmosphäre, von und mit der es beinahe das ganze Jahr hindurch umgeben und durchdrungen, reinlich gehalten und ich habe mich darin so behaglich gefunden, als dieß nur immer in der Nachbarschaft der Themse und dem Quartier des Custom-house möglich ist.

Rost-beef, beef-steaks, rost-mutton, mutton-chops, veal und Fische, diese Cardinalplatten der englischen Küche sind vortrefflich; bottled ale and double stout finden sich in klassischer Vollkommenheit; auch trinkt man ein gutes Glas Portwein, und selbst der Kaffee, in dessen Bereitung die

Engländer immer noch keine große Meisterschaft erlangt haben, ist für einen continentalen Gaumen genießbar. Und die Zeche, welche Herr Bussy seinen Gästen macht, muß für England billig genannt werden; denn zwei Schillinge täglich für das Zimmer, 1½ Schilling für das reichliche Frühstück und zwei höchstens drei Schillinge für ein Mittagessen, das den Magen mehr sättigt und meinem Gaumen wenigstens besser zusagt, als ein Dîner im Palais royal für fünf Franken, das sind Preise, über welche man sich nicht beklagen kann und deren Niedrigkeit manche Schweizerwirthe in Verwunderung setzen dürfte.

Da schon mehr als ein Dutzend Jahre verstrichen waren, seit ich London zum letzten Male gesehen hatte, so konnte ich trotz meiner mit Seewasser getränkten Kleider der Lust nicht widerstehen, noch am gleichen Abend meiner Ankunft einen Ausflug in die benachbarten Stadttheile zu machen. Zuerst wurde die neue Londonbrücke besichtigt, welche eine gefährliche Nebenbuhlerin der Waterloobrücke geworden ist, was viel sagen will, da letztere als die schönste in der Welt und als das großartigste Wasserbaudenkmal Londons gilt. Beide Brücken sind aus mächtigen Granitblöcken zusammengefügt, mit den breitesten Seitenpfaden für die Fußgänger versehen und herrliche Straßen dienen ihnen auf beiden Seiten des Stromes als Zugänge. Die schönsten Brücken in Paris sind unbedeutend im Vergleich gegen diese kühnen Wasserbauten, deren Ausführung ungeheure Summen gekostet haben muß. Auf der linken Seite der Themse fand ich anstatt der frühern engen und schmutzigen Gassen die breite Williams Street, deren Häuser durch Schönheit und Größe mit denen des Westendes wetteifern und auf der rechten

Seite wurde ich durch eine neue Straße überrascht, welche den Namen des ersten englischen Feldherrn trägt und dieses großen Mannes nicht unwürdig ist. Da die City die Londonbrücke gebaut hat, so ist ihre Benützung für alle Welt vollkommen frei; während an der Waterloobridge, die Privaten angehört, von Fußgängern und Fahrenden ein Zoll erhoben wird, der jährlich etwa 14000 Pfd. einträgt, was viel an und für sich, aber sehr wenig ist, wenn zusammengehalten mit der Million Pfd. Sterl., welche der Bau gekostet. Was für die Construction der Londoner Brücke ausgegeben worden, weiß ich nicht; sicherlich mußte aber die City tief in ihren Stadtseckel greifen, um ein solches Riesenwerk auszuführen. Ihr ist freilich die ganze Welt zinsbar, sie gebietet über Mittel, wie keine andere Stadt in der Welt und ihre Kaufleute sind Fürsten, wenigstens was die Anzahl der Sovereigns betrifft, über welche sie verfügen.

London, eben nicht sonderlich nachahmungssüchtig, namentlich nicht in Bezug auf das Thun und Lassen seiner französischen Nachbarin, ist in den letzten Jahren dem Beispiel von Paris gefolgt und hat in seinen unermeßlichen Straßen das für das Publikum so bequeme und wohlfeile Institut der Omnibus eingeführt. Für sechs Pence fährt man in einem Wagen, der 18 Personen faßt, stundenlange Strecken und hat überdieß noch den Vortheil, bisweilen in der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft Originalstücke von Menschen beobachten zu können. Die Ortskenntniß der Wagenführer ist bewundernswürdig, man bezeichnet demselben beim Einsteigen die Straße, wohin man gehen will und man kann sicher darauf rechnen, daß der Kerl am rechten Orte halten läßt. Torrington-Square if you please, rief ich beim Ein-

steigen; very well Sir! war die Antwort, all right wurde dem Kutscher zugerufen und die Pferde trabten weiter. Die Fahrt ging durch Finsbury-Place, Cityroad, Jslington und als wir an Gower Street gelangten, ließ mein Führer halten und rief in den Wagen hinein: Torrington-Square! Ich stieg aus, bezahlte meine Six-pence und befand mich wenige Minuten nachher in dem stillen Quartier von Torrington-Square, wo mein Freund, der sinnreiche Chemiker Graham, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Leider war derselbe out of town, was mich indessen nicht hinderte, mit einigen Schotten meinen ersten Abend in London auf eine angenehme Weise zuzubringen.

In Begleitung eines derselben trat ich zu später Stunde den Rückweg nach Waterlane an und hatte das Vergnügen, auf diesem Gange die vollendete Geschicklichkeit eines Londoner Taschendiebes zu bewundern. Mein Begleiter und ich, in lebhaftem Gespräch begriffen, waren eben in High Holborn eingetreten, als jener plötzlich an seine Tasche griff und erklärte, in diesem Augenblicke bestohlen worden zu sein. Auf dem breiten Trottoir war mit Ausnahme einiger Polizeidiener auf zwanzig Schritte vor- und rückwärts Niemand zu sehen; ein einziger Mann von halbgentilem Aussehen ging eben ruhig an uns vorbei und befand sich höchstens vier Schritte vor uns, als mein Schotte laut ausrief: Yonder fellow has picked my pocket. Dieser Fellow aber nahm von der gemachten Bemerkung keine Notiz, beschleunigte auch seine Schritte nicht im mindesten, als ich den sehr leicht vernehmbaren Vorschlag machte, den Kerl sofort zu packen. Mein junger Schotte, der auf dem Pflaster von London noch ein Neuling war, hielt mich zurück und fand

es nicht gerathen, um Mitternacht einen Streit mit einem Pick-pocket anzufangen und sich der Unannehmlichkeit auszusetzen, den nächsten Morgen seinen Namen gedruckt in den Polizeiberichten der Zeitungen zu lesen. Welche Praxis, welches Handgeschick und welche Geistesgegenwart gehört dazu, um auf offener, hellbeleuchteter Straße, außer allem Gedränge, und im Angesicht von Polizeidienern selbst, den Inhalt einer fremden Tasche zu leeren, ohne auf der That ertappt zu werden. Ein solcher Taschendieb muß jedenfalls an Geschicklichkeit den gewandtesten Taschenspieler bei weitem übertreffen.

Unter den wenigen Tagen, die mir noch vor meiner Abreise nach Birmingham übrig waren, befand sich ein Sonntag. Bekanntlich läßt sich nun mit diesem in London wenig anfangen, wenn man nicht etwa Lust hat, einige hochkirchlichen oder Dissenterpredigten anzuhören. Ich zog es vor, das liebliche Greenwich wieder zu besuchen und setzte mich schon Morgens früh, d. h. um 10 Uhr Vormittags, auf die Eisenbahn, auf welcher man den zwei Stunden langen Weg in 10 Minuten zurücklegt und für diese Fahrt nur 24 Kreuzer zu bezahlen hat. Der Greenwicher Schienenweg ist einzig in seiner Art. Da er großentheils durch bewohnte Quartiere läuft, so mußte er, um den Verkehr nicht zu hemmen, in die Höhe gebaut und über ein aus lauter Bogen bestehendes Viadukt geführt werden. Die Bahn ist mit anderen Worten auf einer fünf Meilen langen Brücke angelegt, deren Rücken eben so hoch ist, als die zu beiden Seiten liegenden Wohnungen. Mit der Schnelligkeit des Vogelfluges über ein Häusermeer hinwegzufahren, ist gewiß eine pikante Sache; ich wenigstens habe nie ein so eigenthümliches

Schauspiel gesehen, als dasjenige, welches eine Fahrt auf der Greenwicher Bahn bietet und ich konnte nicht umhin, die Kühnheit des britischen Unternehmungsgeistes in einem Werke zu bewundern, dessen Ausführung wahrscheinlich in jedem andern Lande für unmöglich gehalten worden wäre. Wie kurz die Bahn auch ist, so muß sie doch ungeheure Summen gekostet und namentlich viele Millionen Backsteine verschlungen haben, da das Ganze aus diesem Material zusammengesetzt ist. Die Zahl der Personen, welche diese Fahrgelegenheit täglich benützt, ist zwar sehr bedeutend; man versicherte mich jedoch, daß das Unternehmen eine gänzlich verfehlte Speculation sei und die Actionäre nichts weniger als glänzende Dividenden zu vertheilen hätten.

Obgleich in der Regel der Sonntag von den Engländern mit einer fast jüdischen Strenge gefeiert wird und Ausflüge an diesem Tage für unpassend, ja bei Vielen für sündhaft gelten, so scheint es doch, daß sich nicht alle Leute puritanischen Vorschriften unterwerfen. An dem Sonntag wenigstens, an dem ich nach Greenwich fuhr, schien sich halb London an diesen Ort begeben zu wollen, sowohl zu Schiff als zu Wagen und wie man mir sagte, findet das gleiche an jedem schönen Sonntag statt. Alle Viertelstunde fährt ein Wagenzug auf der Eisenbahn ab, eben so oft verläßt ein Dampfschiff London-bridge und in der Regel sind beide mit Menschen überfüllt. In Greenwich angekommen, säumte ich nicht, meine Schritte nach dem dortigen Park zu richten und schon traf ich dort Hunderte von Gruppen auf dem schönen Rasen und unter uralten Eichen zu einem Imbiß gelagert. Man sah es diesen Menschen an, wie wohl und behaglich sie sich darüber fühlten, dem betäubenden Geräusch

und der dicken Luft der Hauptstadt für einige Stunden entronnen zu sein. Die meisten derselben hatten wohl schon Monate lang nur die unerquickliche Atmosphäre ihrer engen Straße eingesogen, das holde Sonnenlicht nicht erblickt, keinen grünen Baum gesehen; wer hätte es daher diesen Menschen verübeln wollen, wenn sie es einmal vorzogen, mit ihren Familien, anstatt in die Kirche zu gehen, sich in die freie Natur zu flüchten und reine Luft einzuathmen.

Natürlich gehören die am Sonntag in Greenwich Lustwandelnden nicht der höhern Gesellschaft an; sie sind dem größern Theile nach Trades-people, d. h. Leute, die sich von einem Gewerbe nähren. Nichtsdestoweniger sind dieselben durchgängig so gut gekleidet und haben ein so anständiges Aussehen, daß man sie für etwas Vornehmeres halten möchte. Nicht selten sieht man unter dieser Klasse schöne Leute und namentlich allerliebste Kinder, deren frische Gesichtchen nicht vermuthen lassen, daß sie fortwährend in Steinkohlendampf gehüllt sind. Mehr als einmal lagerte ich mich in der Nähe von Kindergruppen, um sie genauer beobachten und Vergleichungen zwischen der englischen und heimatlichen Jugendwelt anstellen zu können; denn ich will es aufrichtig gestehen, daß ich ein großer Kinderfreund bin und mich nichts mehr und inniger ergötzt, als Zeuge ihres Treibens und ihrer Freuden zu sein. Auch that es meinem Herzen wohl, bei dieser Gelegenheit das liebevolle Wesen der englischen Mütter gegen ihre Kleinen zu sehen, und die zärtlichen Ausdrücke: my dear, my love, my darling, my little man etc. klangen lieblicher, als Musik in meinen Ohren und versetzten mich im Geiste zurück in die Heimat zu Weib und Kind. Mehr als einmal vernahm ich, wenn

eben das junge Volk sein Wohlbehagen und seinen Jubel gar zu laut äußerte, die mahnenden Worte der Mutter: don't make such a noise my dear, you know it is Sunday to-day. Wie viel Betrachtungen ließen sich an diese einzelne Bemerkung knüpfen.

Wer den Park von Greenwich besucht, der versäumt gewiß nicht, dessen Höhen zu ersteigen, von welchen aus man eine schöne Aussicht genießt, wenn anders das Land nicht mit Nebel bedeckt ist. Man übersieht einen großen Theil der unermeßlichen Hauptstadt, mehrere Docks mit ihren Mastenwäldern, die mit Schiffen überdeckte Themse und eine liebliche, verschiedene Grafschaften umfassende Landschaft. Obgleich der Tag, an welchem ich diesen Ort besuchte, zu den hellsten und sonnigsten des ganzen Jahres gehörte, und die Londoner Sonntagsspaziergänger den herrlichen Himmel und die klare Aussicht nicht genug bewundern konnten, so erschien mir doch die ganze Gegend in einen unserem Höhenrauch ähnlichen Dunst gehüllt, der es meinen sonst guten Augen schwierig machte, die Umrisse nur mäßig entfernter Gegenstände scharf zu erkennen. In einer Beziehung ist diese Unbestimmtheit der Ansicht vortheilhaft; sie gewährt der Einbildungskraft freies Spiel und läßt dasjenige, was genau gesehen, in mäßig großen Grenzen erschiene, ins Riesenhafte ausdehnen. So z. B. stellt sich London, dessen Thürme und Häuser selbst beim klarsten Himmel immer nur mit Mühe von der Greenwicher Höhe aus wahrgenommen werden, sicherlich um Vieles größer dar, als es uns vorkäme, würde diese Stadt vollkommen klar vor unsern Augen liegen. Der hübscheste und besuchteste Punkt des Parkes ist ohne Zweifel die Stelle, auf welcher die erste Sternwarte Großbri-

tanniens steht. Karl der Zweite, bekanntlich ein großer Liebhaber der Nautik, war der Stifter dieser Anstalt, welche der höchsten und erhabensten aller menschlichen Wissenschaften schon so viele und schöne Früchte getragen hat. Sir Jonas Moore gebührt die Ehre, den ersten Vorschlag zu deren Einrichtung gemacht zu haben, und der große Baumeister von St. Paul, Christoph Wren, war es, der das alte Schloß von Greenwich als den geeignetsten Ort für ein Observatorium empfahl. Der berühmte Flamsteed, seines Standes ein Geistlicher, wurde von Karl zum königlichen Astronomen ernannt, und heute noch trägt daher die Greenwicher Sternwarte den Namen: »Flamsteed house.« Wenn es häufig geschieht, daß viele wichtige Stellungen in der Gesellschaft eingenommen werden von Menschen, die dafür weder Beruf noch Fähigkeit haben, so gibt es doch einige, welche nur Denen zugänglich sind, die gegründeten Anspruch darauf haben. Minister, General, Bischof, ja selbst König Kaiser und Papst kann endlich ein Jeder seyn, nicht aber z. B. ein Astronom von Greenwich; gehen wir daher das Verzeichniß der Nachfolger von Flamsteed durch, so finden wir darin lauter Männer, deren Ruf weit über die Grenzen Großbritanniens hinausgeht, wie die Namen Halley, Bradley, Maskelyne, Pond und Airy beweisen.

Versteht sich von selbst, daß der Besuch der Sternwarte sehr erschwert ist; in der That nur eine »Order« vom Präsidenten der königlichen Gesellschaft oder eine besondere Erlaubniß des königlichen Astronomen öffnet die Thüre. Die größte Zahl der Besucher des Parkes kommt deßhalb nicht dazu, in das Innere dieses Tempels der Wissenschaft zu blicken, und muß sich, wie stark auch die Lust hiezu sein

möchte, mit dem äußern Anschauen begnügen. Es fehlt auch wirklich nie an Leuten, welche vor dem geräumigen Gebäude stehen und Blicke voll Neugierde nnd Verwunderung gegen die Fenster richten, durch welche man einige Instrumente sehen kann.

Ohne Zweifel genießt unter allen Wissenschaften die Astronomie in der Laienwelt des allergrößten Ansehens und selbst Leute, die in der Welt nichts Werthvolleres kennen, als materiellen Besitz und welche einen Menschen auf der Stufenleiter der Gesellschaft um so höher stellen, je mehr derselbe Thaler und Louisd'ore besitzt, fühlen doch eine Art von Respect gegen einen Himmelskundigen, selbst wenn derselbe keinen Heller in seiner Tasche haben sollte.

Dem Menschen, der von Hause aus ein arg unwissendes Geschöpf ist, namentlich in Hinsicht auf die Erscheinungen, welche in den tiefen Himmelsräumen Statt finden, muß es höchst wunderbar und unbegreiflich erscheinen, daß Jemand seines Geschlechtes im Stande sein soll, mit Haaresschärfe die Entfernung, Größe und Bewegung Millionen Meilen weit von uns abliegender Weltkörper zu bestimmen, auf die Sekunde, ja den Augenblick hinaus den Eintritt einer Sonnen- oder Mondfinsterniß vorherzusagen, sogar die Höhe eines Mondberges mit eben der Genauigkeit auszumitteln, mit welcher die Höhe eines Kirchthurmes gemessen wird. Hält der Mensch seine ihm angeborne tiefe Unwissenheit zusammen mit der so weit gehenden Kenntniß des Astronomen, so muß er in dieser eine Art höherer Offenbarung und im Himmelkundigen ein von der Gottheit besonders bevorrechtetes Wesen sehen.

Wenn es gewiß ist, daß die Schwierigkeit der Lösung

einer wissenschaftlichen Aufgabe keinesweges in dem äußerlichen Umfang und der Ausdehnung des Gegenstandes liegt und z. B. die Einsicht in die Lebenserscheinungen des unbedeutendsten Insektes mehr Intelligenz erfordert, als das Begreifen der Bewegungen unseres Planetensystemes, so wird die Mehrheit der Menschen den Astronomen doch weit über den vollendetsten Physiologen stellen; denn jene werthet das Wissen mehr nach der Größe der Räume und Massen, über die es sich erstreckt, ab, als nach der Verwickeltheit der begriffenen Phänomene.

Kehren wir von der Sternwarte und dem Parke nach Greenwich zurück, einem Orte, der, beiläufig gesagt, verhältnißmäßig die meisten Gasthöfe und Schenken, Thee- und Speisehäuser in der Welt hat. Kaum ist man in denselben eingetreten, so erfolgen von allen Seiten her und nicht selten aus schönem Munde die dringendsten Einladungen zu dinners, tea etc. und des mündlichen und gedruckten Lobpreisens ihrer Vortrefflichkeit und Billigkeit ist kein Ende. Bisweilen steht freilich das Aussehen der Restauration mit dem ihr gespendeten Lobe eben nicht in bestem Einklange, indessen finden diese Anstalten doch ihre Kunden und mir schien es, als wären sie alle mit Essenden und Trinkenden angefüllt.

Den nicht unwichtigsten Theil der stehenden Bevölkerung von Greenwich machen die ausgedienten und vom Staate verpflegten Seeleute aus. Man erkennt sie gleich an ihrem Dreimaster, altmodischen Rock von dickem blauen Tuch mit aufgeschlagenen Aermeln, wie auch an ihrem wohlgenährten Aussehen. Es sind mir in der That nie Menschen vorgekommen, denen die Zufriedenheit so leicht aus dem Gesicht abzulesen ist, als den Pensioners von Greenwichhospital und

es gewährte mir ein nicht geringes Vergnügen, die alten braven Kerle, welche viele Jahre hindurch den Elementen trotzen und ein Leben voller Anstrengung, Gefahr und Entbehrung im Dienste ihres Vaterlandes führen mußten, in einem der größten Palläste Großbritanniens eingehauset und mit Allem versorgt zu sehen, was den Rest ihres Lebens noch freundlich und angenehm machen kann. Mit welchem behaglichen Gefühle werden sie sich des Abends ans Kaminfeuer setzen und bei Pfeife und Porter sich ihre Großthaten erzählen, von Sturm und Schiffbruch, von Seeschlachten und davon getragenen Siegen reden. Gewiß hört man da häufig Schilderungen von Scenen aus dem Seeleben so wahr und anschaulich, daß sie eines Walter Scottes würdig sein und mir wenigstens mehr Genuß verschaffen würden, als sehr häufig es die Unterhaltung eines Salons thut. Vielleicht um die Zeit sich zu verkürzen oder die jährliche Einnahme zu vermehren, treiben manche dieser vortrefflichen Gesellen einen kleinen Handel mit Obst und anderen Eßwaaren, und wie es scheint, machen sie ziemlich gute Geschäfte.

Das Hospital hat eine Gemäldegallerie, in welcher die Bildnisse aller ausgezeichneten britischen Seehelden und Darstellungen der bedeutenderen Seeschlachten aufgestellt sind. Wenn man diese Gemälde in künstlerischer Hinsicht auch nicht durchgängig ausgezeichnet nennen kann, so haben sie doch einen großen patriotischen Werth und werden daher auch immer mit starkem Interesse betrachtet. Selbst die Pensionäre, die sie doch schon hundert Mal beschaut haben müssen, sieht man zu Haufen vor ihnen stehen und hört deren Bewunderung aussprechen über die Großthaten neuer und alter Helden. Welche Gefühle müssen aber auch nicht in der Brust

eines Briten hervorgerufen werden, wenn er den Saal von Greenwich durchschreitet und an die hundert und hundert Beispiele von Heldenmuth, welche sein Vaterland auf den höchsten Gipfel politischer Macht erhoben und zur Beherrscherin der Meere gemacht haben, durch den Pinsel des Malers erinnert wird! Welche Gedanken müssen namentlich in einem angehenden Seemanne aufsteigen, wenn er sich von den Bildern der Heroen seines Volkes umgeben sieht! Kaum wird je ein Solcher den Saal verlassen haben, ohne daß nicht in ihm die Hoffnung erwacht wäre: vielleicht werden hier einst auch deine Thaten verherrlicht, vielleicht durch Geschichte und Kunst dein Name und dein Bild auf die Nachwelt gebracht werden.

Jedes Volk sollte eine solche gemalte Geschichte besitzen, dieselbe würde aber freilich bei Manchem kurz genug ausfallen. Einige Astrolabien, die Drake auf seinen kühnen Fahrten benützte, sind in dem hintern Theile des Saales aufgestellt und werden, wie billig und recht, als der Nachlaß eines großen Mannes hoch geschätzt.

Beim Eintritt in die Gallerie hat man drei Pence zu bezahlen, welche Taxe Jeder gewiß gerne entrichtet, wenn er weiß, daß deren Ertrag verwendet wird zum Besten eines ganzen Heeres von Matrosenknaben, welche in der Nähe des Hospitales erzogen werden. Jung und Alt dieser menschlichen Amphibien leben also nicht weit auseinander, welche Einrichtung gewiß nicht ohne Nutzen und Absicht ist, da aus Jenen wohl Mancher dem Beispiel seines Alten folgen und ein Wasserleben führen wird.

Ich konnte Greenwich nicht verlassen, ohne einen Blick in das Innere eines der dortigen Wirthshäuser, dieser von

dem Menschenbeobachter gar nicht zu verachtenden Orte, geworfen zu haben. Das in der Nähe des Landungsplatzes gelegene schien mir das einladendste zu sein und in der That fand ich in dessen Parlour ein capitale Gesellschaft beisammen. Daß es darin nicht besonders vornehm herging, kann man daraus abnehmen, daß die meisten anwesenden Gentlemen mit thönernen Pfeifen versehen waren und den starken englischen Taback mit sichtlichem Wohlbehagen in Dampf verwandelten; einige schienen mir sogar das Kraut auf eine minder appetitliche, das heißt auf eine ächt matrosenähnliche Weise zu genießen. Indessen gehörten die Gäste keineswegs dem rabble an, sondern schienen gutmüthige und ehrenhafte Philister aus Greenwich zu sein, die ihre Abendpfeife und Abendtrank einnahmen.

Es war zu jener Zeit schon stark von der Verheirathung Victorias die Rede und als loyale Briten nahmen auch unsere Schmaucher an dieser höchst wichtigen Angelegenheit ihrer Königin lebhaft Theil. Zum Besten meiner Leserinnen, die englisch verstehen, will ich einiges aus der von mir im Greenwicher Wirthshause angehörten Unterhaltung in dieser Sprache mittheilen.

Well Sir! what is the best news to-day? fragte einer der Anwesenden seinen Nachbar.

J don't know any except that our queen is going to be married.

Going to be married! Js she, indeed, and pray to whom? How can you ask such a question! To whom but to some german prince who has not got six-pence in his pocket.

Well that is what J call a poor match to her most gracious majesty.

A poor one, indeed, Sir! and what will be the consequence of it Sir?

That is a thing which J cannot pretend to tell Sir.

Ah you cannot pretend to tell Sir? J'll tell you then Sir that the nation will be obliged to lay out an immense deal of money in order to enable the future husband of her majesty to get up a respectable establishment. And what will be the consequence of it Sir?

Really J don't know Sir.

Bless my soul you don't know even that Sir. Well the taxes, instead of being taken off will be raised again and what will be the consequence of that?

J am sure, J can't say.

Dear me what a poor politician you are my good neighbour! Before long we shall have dear bread, dear meat, dear beer and hence will arise discontent amongst the people and J don't hesitate to say a revolution.

Do you really think so Mr. Hare?

Yes J do Sir! and there is only one means to prevent such a national calamity. Her majesty instead of marrying a foreign pauper must ally herself to a rich subject, to a british nobleman and think no more of german princes.

Mit nicht geringem Vergnügen hörte ich dieſen und andern Argumenten des Peſſimiſten zu; aber mehr noch als ſie ſelbſt ergötzte mich der Autoritätston, mit dem ſie vorgebracht und die Unterwürfigkeit, mit der ſie von dem Conclave aufgenommen wurden. Ohne Zweifel hatte mich ein glücklicher Zufall mit dem erſten Wirthshaus Orakel und politiſchen Factotum von Greenwich zuſammengeführt, das würdig wäre, von Boz gezeichnet zu werden.

Zur Rückkehr nach London benützte ich ein Dampfboot, auf dem es an Gesellschaft aller Art nicht mangelte; zu meiner Verwunderung (man erinnere sich, daß es Sonntag war) fand ich sogar zwei Musikanten darauf, die schottische reels und straußische Walzer um die Wette von ihren Geigen herunterkratzten. Mir kam es vor, als ob die englischen Ohren, welche bekanntlich im Punkte der Töne es eben nicht sehr genau nehmen, von dem Gegeige eben so höchlich ergötzt worden wären, als hätte der göttliche Paganini selbst den Bogen geführt. Die rothhaarigen Künstler mit ihren sommerfleckigen Gesichtern konnten von nirgends sonst her als von der Insel stammen, welche par excellence die grüne oder smaragdene genannt und von dem größten Demagogen unseres Jahrhunderts als die schönste der Erde gepriesen wird; denn die Kerle geigten mit einem solchen feurigen Eifer, daß ihnen der Schweiß vom Gesichte lief und gestikulirten zu gleicher Zeit mit einer Heftigkeit, wie man sie weder an dem gehaltenen Engländer noch an dem bedächtigen Schotten gewohnt ist. Ihr Spiel wäre sicherlich mit einem penny mehr als gut bezahlt gewesen; aber in Betracht des von dem Künstlerpaare gezeigten guten Willens und des etwas bedenklichen Aussehens ihrer Fräcke, Hüte und Hosen wurde tiefer in die Börse gegriffen und ein ganzer Schilling gegeben. So gering diese Summe an und für sich und namentlich in England ist, so muß sie dem Einsammler doch etwas groß erschienen sein, da er bei Empfang des Geldstückes auf sein »very much obliged to you« einen besondern dankvollen Nachdruck legte. Würde freilich jedesmal jede der vier oder fünfhundert auf dem Schiffe sich befindlichen Personen einen Schilling spenden, so könnte es wohl kaum ein

einträglicheres Gewerbe geben, als das eines Themsedampf=bootgeigers und es würde dann dasselbe gewiß noch von ganz andern Leuten als armen Schluckern von Irländern getrieben werden.

Die Zeit war nun gekommen, mich nach Birmingham zur Versammlung der britischen Naturforscher zu verfügen, und natürlich benützte ich, um an diesen Ort möglichst schnell zu gelangen, die dahin führende Eisenbahn. Die Entfernung der genannten Stadt von London beträgt 112 englische Meilen, die in ungefähr 4½ Stunden zurückgelegt werden, wenn man mit einem Wagenzug geht, der die Brief=post befördert. In diesem Falle wird auf dem ganzen Wege nicht angehalten, auch gibt es nur einerlei Plätze, nemlich die von Nro. 1, für welche 30 Schillinge bezahlt werden. Der Wagenzug, welcher auf den zahlreichen zwischen beiden Städten gelegenen Stationen anhält und mixed train genannt wird, hat first class und second class Plätze, welche letztere 20 Schillinge kosten und auch nicht übel sind. Für das Gepäck hat der Reisende auf der fraglichen wie auf andern englischen Eisenbahnen selbst zu sorgen, und gewöhnlich wird dasselbe auf das Dach des Wagens geworfen, in welchem der Eigenthümer sitzt. Auf den ersten drei Meilen der Bahn werden die Wagen nicht durch Locomotive, sondern durch ein Seil ohne Ende gezogen, das seine Bewegung von einer außerhalb der Stadt befindlichen fixen Dampfmaschine erhält. Diese eben so sonderbare als sinnreiche Einrichtung hat ihren Grund in einer den Bahnunternehmern auferlegten Verbind=lichkeit, der Feuersgefahr und anderer Unannehmlichkeiten wegen keine Locomotive in die Stadt hereinzubringen.

Der Schienenweg von London nach Birmingham ist ohne

Zweifel das großartigste Unternehmen dieser Art, welches in neuern Zeiten zu Stande gebracht worden ist, und in keinem andern Lande, als in Großbritannien, hätte man an dessen Ausführung denken können. Das Terrain zwischen beiden Städten bietet seiner hügeligen Beschaffenheit wegen unendlich viele und unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten dar, weßhalb auch ununterbrochen Durchstiche, Viaducten und Tunnel mit einander abwechseln. Die für dieses Riesenwerk bis jetzt verwendeten Summen belaufen sich, wenn ich mich nicht täusche, auf nahe sechs Millionen Pfd. Sterl., also auf etwa 70 Millionen Gulden, ein Kapital, vor dessen Größe man erschrickt. Dennoch aber verzinst sich dasselbe, wie aus einer neulich in englischen Blättern enthaltenen statistischen Angabe erhellt, welcher gemäß die wöchentliche Einnahme der Gesellschaft gegen 13000 Pfd. beträgt. Hieraus ergibt sich, daß der jährliche Bruttoertrag dieser Eisenbahn der jährlichen Staatseinnahme des Königreichs Würtemberg nicht viel nachsteht. Welchen unermeßlichen Verkehr setzt aber ein solcher Ertrag voraus!

Der Wagenzug, welcher mich nach Birmingham führte, enthielt meiner Schätzung nach gegen 800 Personen. Wären diese alle bis nach Birmingham gegangen und hätte die Hälfte derselben den ersten Platz eingenommen, so würde die einzige Fahrt 1000 Pfd. eingebracht haben. Bei einer solchen Frequenz kann daher der wöchentliche Ertrag wohl auf die vorhin genannte Summe ansteigen.

Vor dem Bestehen der Eisenbahn gingen täglich zwischen London und Birmingham vierzig und etliche Diligencen; jetzt fahren deren, glaube ich, nur noch zwei und selbst diese würden überflüssig sein, wenn es nicht sogar in England

immer noch Leute gäbe, welche das Fahren auf der Eisenbahn als eine leichtsinnige Wagehalsigkeit ansehen und ihre werthen Personen deßhalb derselben nicht anvertrauen wollen. Wie verödet steht nun die vor Kurzem noch so belebte Landstraße da und welche Verluste müssen nicht allein den Wirthen erwachsen sein, deren Gasthöfe an derselben gelegen sind! Wenn jene daher über die Eisenbahnen als über die unheilsvollste Erfindung unserer Zeiten schimpfen, so dürfen wir ihnen dieß kaum verübeln; denn wenig wird sie die national-ökonomische Versicherung trösten, daß bei diesen neuen Verkehrswegen die Gesellschaft im Ganzen ungeheuer gewinne.

Einer der fünf oder sechs Tunnel, welche man von London bis Birmingham zu durchlaufen hat, ist nahe zwei englische Meilen lang, und die Reisenden, welche zum ersten Male in denselben einfahren, werden von einem Gefühle ergriffen, das mit Furcht ziemlich nahe verwandt ist. Man wird aus lichter Tageshelle beinahe urplötzlich in dicke egyptische Finsterniß versetzt und das Gerassel, hervorgebracht von vierzig schweren mit der Schnelligkeit des Windes dahin rollenden Wagen, ist in dem langen und hohen Gewölbe wahrhaft erschreckend. Und begegnen sich gar zwei Wagenzüge in diesem Orte, so wird das Getöse ganz infernal und kann man sich leicht einbilden, in die Unterwelt verschlagen worden zu sein. Niemand ist so neugierig, zum Wagenfenster den Kopf hinauszustrecken, aus Furcht, um denselben kürzer zu werden; alles duckt und schmuckt sich und kaum wagen es die Leute, sich zu bewegen. Hie und da fahren einige Funken von dem Feuerheerde in das Gewölbe hinaus, welche gerade so viel Helle verbreiten, als nöthig ist, um die darin

herrschende Finsterniß sichtbar zu machen. Wenn nun den zum ersten Male so beumständeten Reisenden um ihre Haut etwas bange wird und wenn sie freier aufathmen, nachdem sie wieder die Oberwelt erreicht haben, ihr Auge wieder das Himmelslicht erblickt, wer wird dieß nicht natürlich finden? Was meine Wenigkeit betrifft, so hat, glaube ich, nie etwas auf mich einen so mächtigen Sinneseindruck hervorgebracht, als die eben erwähnte unterirdische Fahrt. Der grandiose, für menschliche Ohren kaum mehr erträgliche Lärm in Mitten der schwärzesten Dunkelheit übte auf mich eine wahrhaft zauberische Wirkung aus. Wie schwach und wie hülflos ist der Mensch in seinem Naturzustande, in seiner ihm angestammten Unwissenheit! Und wie groß und wie mächtig tritt er auf, wenn sein Geist zur Entfaltung gekommen, wenn in ihm die Wissenschaft geboren ist! Das kleine Geschöpf ist dann Herr der Erde, Beherrscher der Elemente; Feuer, Wasser, Luft und Erde folgen seinem Winke, dienen ihm bereitwilligst, so bald er sie nur erkannt, so bald er sie begriffen hat. »Knowledge is power« sagte der weitsichtige Baco und indem der britische Philosoph diese inhaltsschweren Worte aussprach, ahnte er selbst noch nicht ihre ganze Bedeutung; und wie weit auch sein Seherauge reichte, er konnte nicht vorausschen, welche glänzende Bestätigung sein Ausspruch schon nach wenigen Jahrhunderten in seinem eigenen Vaterlande finden werde. Diese und ähnliche Gedanken gingen mir durch den Kopf und bewegten meinen Geist während ich durch den langen Tunnel der Birminghamer Eisenbahn fuhr.

Nachdem die Hälfte des Weges durchfahren ist, gönnt man den Reisenden zehn Minuten Zeit, um sie etwaige

Magen- und andere Bedürfnisse befriedigen zu lassen. So bald der Zug stille steht, stürzt die Reisegesellschaft aus den Wagen, man eilt einer großen, im Freien stehenden, hölzernen Bude zu und verschluckt dort mit ergötzlicher Hast Zwieback und Kuchen, Porter und Ale, Wein und Schnapps. Das Zeichen zum Aufbruch ertönt, alles fliegt wieder seinen Sitzen zu; das schnaubende Dampfroß gibt starke Laute von Ungeduld von sich und ehe man sich's versieht, rollen wieder die stattlichen Wagen mit Pfeilesschnelle über das Eisengeleise hinweg. Mir gegenüber saß ein ältlicher Mann von anständigem Aussehen, der, englischer Sitte so gänzlich entgegen, mit seinem ihm unbekannten Nachbar sich sofort in ein Gespräch einließ, nachdem beide Platz genommen hatten. „Sie gehen wahrscheinlich auch nach Birmingham," sagte er zu mir in freundlich fragendem Tone.

„„Ja wohl.""

„Und nehmen gewiß an der Versammlung der britischen Naturforscher Theil?"

„„Ich habe dieß im Sinne.""

„Es führt uns also die gleiche Absicht an diesen Ort."

„„Freut mich sehr.""

„Sie beschäftigen sich ohne Zweifel mit naturwissenschaftlichen Studien."

„„Ich gebe mich ein wenig mit Chemie und Physik ab.""

„Ich habe ziemlich viel Botanik getrieben, zu gleicher Zeit interessiren mich aber auch die politischen Wissenschaften."

„„Ich muß aufrichtig meine völlige Unbekanntschaft mit diesem Gebiete des Wissens bekennen.""

„Man sollte aber annehmen dürfen, das Studium der

Grundsätze, nach welchen die menschliche Gesellschaft gestaltet ist und gestaltet sein sollte, müßte für jeden gebildeten Mann wenigstens eben so viel Reiz haben, als die Erforschung der Gesetze, nach welchen die Körperwelt gebildet ist und beherrscht wird."

„„Ich habe weder Zeit, noch fühle ich Lust, mit politischen Dingen mich zu befassen.""

„Aber Naturforscher ersten Ranges können doch wohl auch ausgezeichnete Politiker sein."

„„Ein solches Beispiel, wenn es anders eins geben sollte, müßte ich für eine starke Ausnahme von der Regel halten; denn mir ist es kaum denkbar, daß politische Bestrebungen und ernste naturwissenschaftliche Forschungen sich mit einander vereinigen lassen.""

„Aber denken Sie doch an den jetzigen Sekretär der französischen Akademie, der als Astronom, Physiker und Politiker gleich ausgezeichnet ist."

„„Alle Achtung vor Arago's wissenschaftlichen Leistungen; ob dieser Mann ein großer Politiker ist, kann ich als Laie nicht beurtheilen, daß ihm aber dieses Prädikat von vielen seiner Landsleute, die aus der Politik Beruf machen, nicht beigelegt wird, das weiß ich gewiß. Ueberdieß wage ich zu behaupten, daß Herrn Arago zu der Zeit, wo er für die Wissenschaft etwas that, die Politik ferne lag und daß derselbe so lange nichts von Bedeutung im Gebiet der Naturforschung leisten wird, als er politische Zwecke verfolgt und Parteimann bleibt.""

„Sie huldigen wahrscheinlich Arago's Grundsätzen nicht, sonst würden Sie diesen Mann wohl anders beurtheilen?"

„„Ich halte mich an kein politisches Glaubensbekenntniß

und fühle mich auch gar nicht verpflichtet, dieß zu thun; wenn ich mich aber für eines entscheiden müßte, so dürfte meine Wahl wohl kaum auf das Arago'sche fallen, falls dasselbe nemlich, wie man behauptet, das französisch-republikanische sein sollte.""

So gab ein Wort das Andere und trotz meines Widerwillens gegen das Politisiren und obgleich ich zu wiederholten Malen verständlich genug andeutete, wie wenig mir dieser Gegenstand zusage, sah ich mich doch durch meinen Nachbar in eine politische Unterredung hineingezogen, die beinahe während der ganzen Fahrt von London nach Birmingham anhielt und in welcher von Tories und Whigs, von Radikalen und Chartisten, von Aristokratie und Volksherrschaft, von der Hochkirche und den Dissentern, von O'Connel und Wellington die Rede war.

Ich merkte bald, weß Geistes Kind mein redseliger Wagengenosse war und daß er zu der bekannten Klasse von Menschen gehörte, welche alles Bestehende schlecht finden und in sich eine gewaltige Lust und Drang verspüren, eine Welt nach ihrem Bilde zu schaffen und die vorhandene in Trümmer zu schlagen. Für die erst wenige Tage vorher von den Chartisten in Birmingham begangenen Excesse wußte man so viel Entschuldigungsgründe anzuführen, daß die verübte Brandstiftung beinahe als verdienstliches Werk und die zur Unterdrückung des Unfugs getroffenen Vorkehrungen als tyrannische Maßregeln erschienen.

Mein zufälliger Reisegesellschafter wurde mir durch den Umstand, daß er als junger Mensch mit Priestley in naher persönlicher Berührung gestanden hatte, unendlich viel interessanter als durch die von ihm entfaltete politische Weisheit.

„Wie doch die Zeiten sich verändern,“ rief derselbe aus, als er eben von den neuesten Vorgängen in Birmingham gesprochen hatte. „Noch erinnere ich mich eben so lebhaft, als hätte der Vorfall erst gestern Statt gefunden, wie eines Morgens mein elterliches Haus in die größte Unruhe und Bestürzung versetzt wurde durch die Nachricht, daß das Volk in dem benachbarten Birmingham im höchsten Grade gegen unsern Hausfreund Priestley aufgebracht sei und sich anschicke, dessen Haus in Brand zu stecken. Ich setzte mich unverweilt aufs Pferd und ritt mit einer Eile der Stadt zu, als hinge an jedem Hufschlag Leben und Tod. Bei meiner Ankunft in Birmingham war das Werk der Zerstörung in vollem Gange, aus Priestley's Wohnung wirbelten Rauch- und Flammensäulen auf, von Rettung seiner Bibliothek, Manuscripte und Apparate war keine Rede mehr und nur mit größter Mühe gelang es seinen Freunden, die Person des Bedrängten der tobenden Volksmasse zu entziehen.“

Nach Angabe meines Reisegenossen wären es einige der Hochkirche angehörige Geistliche gewesen, welche den Birminghamer Pöbel bis zur fanatischen Wuth gegen Priestley aufgehetzt hätten, weil dessen religiöse Ansichten nicht im Einklang mit den Lehren der Kirche gestanden und er vermessen genug gewesen, unitarische Grundsätze zu hegen. Diese Versicherung stimmt mit vielen anderen Angaben über den Grund der gegen den berühmten Naturforscher verübten Barbarei so vollkommen zusammen, daß man wohl berechtigt ist, an deren Richtigkeit zu glauben. Der Name des Mannes, welcher mit Scheele und Lavoisier die Grundlagen zu der Wissenschaft legte, die bereits als eine der glänzendsten Schöpfungen des modernen Geistes dasteht und sich täglich

als Wohlthäterin und Segenspenderin der Gesellschaft erweist, ist unsterblich geworden, während dessen engherzige Feinde schon längst der Vergessenheit anheim gefallen und im Strome der Zeit untergegangen sind.

Heut zu Tage, bemerkte mein Nachbar am Schlusse seiner Erzählung mit ironischem Lächeln, würden die Birminghamer das Haus und die Person eines Priestley unangetastet und von keinem Priester gegen einen Unitarier zu Gewaltthaten sich verleiten lassen. Daß dieß ein Fortschritt sey, gab ich bereitwilligst zu; doch konnte ich mich nicht enthalten, die Scenen des Bull-ring in Erinnerung zu bringen und zu fragen, worin der Unterschied wohl bestehe: ob der Pöbel auf Anstiften fanatischer Priester das Haus eines Dissenters niederbrenne oder ob er unter Anführung eines wüthenden Chartisten die Wohnung eines Aristokraten in Brand stecke.

Nach einer 5½stündigen Fahrt langten wir wohlbehalten in dem großartigen Bahnhof von Birmingham an, und dort schon in Bereitschaft stehende Wagen brachten schnell die zahlreiche Gesellschaft in die verschiedenen Quartiere der Stadt.

Ob ich gleich bei meiner Ankunft in der großen Stadt noch keinen einzigen Bewohner derselben kannte, so war ich doch schon wenige Stunden nachher durch die Güte des trefflichen Buckland in mehrere ausgezeichnete Kreise eingeführt und fühlte ich mich in der liebenswürdigen Familie des Vorstehers der Branch bank of England, Herrn Tindal, so wohl und behaglich, als hätte ich mich unter alten heimischen Bekannten und Freunden befunden.

Einer der Beweggründe, welche mich zum Unternehmen

einer Reise nach England bestimmten, war: den freundlichen Einladungen zur Theilnahme an der Versammlung der britischen Naturforscher in Birmingham Folge zu leisten und diese Gelegenheit zu benützen, mit einer Anzahl mir werther Männer persönliche Bekanntschaft zu machen. Bekanntlich wurde nur wenige Wochen vor dem Zusammentritte dieses Vereins die öffentliche Ruhe der genannten Stadt durch die Chartisten so ernsthaft gestört, daß man befürchtete, es werde die Zusammenkunft der Gesellschaft gar nicht Statt finden können. Einige Compagnien dahin befehligten Militärs und ein Paar hundert von London geschickter Polizeidiener reichten indessen vollkommen hin, die Ordnung sofort herzustellen und dauernd zu erhalten in einer Stadt, die 125000 Einwohner zählt, unter welchen sich nicht wenig Lumpengesindel findet. Glücklicher Weise hat der englische Pöbel trotz seiner Wild- und Rohheit immer noch nicht alle Achtung vor dem Gesetz und den Dienern der öffentlichen Gewalt verloren; auch hegt derselbe noch einen gewaltigen Respect vor dem großen und kleinen Feuerrohr und dem regelmäßigen Militär, und ist weit entfernt, im Punkte des Emeutemachens und der Barricadenimprovisation die Virtuosität erreicht zu haben, durch welche der französische Plebs sich einen weltgeschichtlichen Ruf erworben hat und mächtig genug geworden ist, um Königsthrone zu stürzen und wieder zu errichten.

Es ist sehr zu wünschen, daß Englands zahlreicher Mob noch lange im Zustande seiner jetzigen Kindheit und Unschuld verbleiben, und nie die revolutionäre Gewandtheit seines veränderungssüchtigen Namensvetters diesseits des Kanals erlangen möge.

Also trotz der kurz vorangegangenen Mordbrennereien der Birminghamer Patrioten und ungeachtet der bitteren Spöttereien, durch welche eine Anzahl englischer Zeitungen und vor allen die so einflußreichen »Times« den britischen Naturforscherverein und dessen Wirksamkeit lächerlich zu machen gesucht hatten, wurde die Versammlung zahlreich besucht, indem gegen 1500 Mitglieder an demselben Theil nahmen.

Es ist mir völlig unbegreiflich, daß ein Blatt, wie das letztgenannte, so weit sich vergessen kann, um eine Sprache zu führen, welche man nur aus dem gemeinsten Munde zu hören gewohnt ist; um die unsinnigste Opposition gegen die Bestrebungen eines Vereins zu machen, an dessen Spitze die ausgezeichnetsten und glänzendsten Namen des Landes stehen; um die Gesellschaft ein parcel of ignorant fellows zu nennen, welche einen Herschel, einen Faraday, einen Buckland, einen Owen, einen Graham und ein Heer anderer Männer von europäischem Namen unter ihre Mitglieder zählt. Welches Maaß von Unverschämtheit, oder welcher Grad von Unwissenheit gehört dazu, um den Muth zu haben, vor einer hochgebildeten Nation, wie die britische ist, Urtheile zu fällen, die aller Wahrheit baar sind, ja Hohn sprechen! Und welchen Begriff muß ein Ausländer von dem Zustande, dem sittlichen Sinn und der Anständigkeit der britischen Presse erhalten, wenn er Artikel liest, wie sie in den Times schon dutzendweise erschienen sind über den besagten Naturforscherverein, in welchen jeder Satz, ja jedes Wort den Stempel der Uebertreibung, Verläumdung, Böswilligkeit und Pöbelhaftigkeit an der Stirne trägt und welche in seine Spalten aufzunehmen das gemeinste Blatt des Festlandes sich schämen

und Anstand nehmen würde. Und eben von diesen Times behauptet man, daß sie eine der ersten und achtbarsten Zeitungen des Landes und namentlich das Lieblingsblatt des Handelsstandes sei. Sollte denn wirklich die Sprache der riesenhaftesten aller Zeitungen der Erde die Gesinnungen und Ansichten der britischen Kaufleute über die Wissenschaft und deren Pfleger ausdrücken? Es mag unter Jenen gemeine Seelen geben, denen alles lächerlich, abgeschmackt und nutzlos erscheint, was nicht unmittelbar zum Erwerb von Guineen führt und Procente trägt; aber ich bin weit entfernt zu glauben, daß die Mehrzahl der englischen Handelsleute so sehr alles edleren Sinnes ermangle, um die höheren Güter des Lebens gering zu schätzen und die Wissenschaft zu verachten.

Die britische naturforschende Gesellschaft (british association for the advancement of science) ist bekanntlich der schweizerischen und deutschen nachgebildet und hat, obgleich erst seit zehn Jahren bestehend, dennoch die Muttervereine schon weit hinter sich zurückgelassen, wenigstens was äußere Ausdehnung und den Umfang materieller Mittel betrifft. Die Zahl ihrer Mitglieder beläuft sich auf mehrere Tausende und da sie von jedem derselben einen jährlichen Beitrag von einem Pfunde sich entrichten läßt, so übersteigt jetzt ihre durchschnittliche Jahreseinnahme die bedeutende Summe von 50000 Gulden (zwischen 4—5000 Pfd.).

Zweck der Gesellschaft ist, wie sie ihn selbst in ihren Statuten bezeichnet: „Wissenschaftlicher Forschung einen größern Anstoß und eine systematischere Richtung zu geben, den Verkehr zwischen den britischen und auswärtigen Naturforschern zu befördern, die allgemeine Aufmerksamkeit auf

wissenschaftliche Gegenstände hinzulenken und Mißstände, welche dem Fortschritte der Wissenschaft hinderlich sind, zu beseitigen."

Die Gesellschaft tritt alle Jahre einmal in irgend einer größern Stadt des vereinigten Königreichs zusammen und bleibt eine Woche lang versammelt. In ihren allgemeinen Versammlungen, deren zwei stattfinden, werden keine wissenschaftlichen Vorträge gehalten; man stattet darin Geschäftsberichte ab, setzt den Finanzzustand des Vereins auseinander, legt Rechnung über die Verwendung der Jahresbeiträge ab ꝛc. Wissenschaftliche Mittheilungen macht man nur in den Sectionen, deren es sieben gibt: die mathematisch-physikalische, die chemisch-mineralogische, die geologische und physikalisch-geographische, die zoologisch-botanische, die medizinische, die statistische und die mechanische. Natürlich haben alle diese Sectionen ihre Präsidenten, Vicepräsidenten ꝛc., wozu man immer wissenschaftliche Notabilitäten wählt, überdieß aber noch ein Committee, in welches man aus Artigkeit auch die anwesenden auswärtigen Naturforscher setzt, welche Ehre man z. B. auch meiner Wenigkeit erwies.

Die öffentlichen Sitzungen wurden in der »Townhall« gehalten, einem Gebäude, das Erwähnung verdient, weil es wohl der größte Versammlungsort ist, der in Großbritannien angetroffen wird. Von außen sieht die Halle einem griechischen Tempel gleich; eine Reihe corinthischer Säulen umläuft den Bau und das Innere besteht aus einem einzigen mit Gallerien versehenen Saal, der eine Länge von 140 Fuß, eine Breite von 65 Fuß und eine Höhe von 65 Fuß hat, und in welchem, wie man mich versicherte, schon manchmal gegen 8000 Personen versammelt gewesen sind, eine Menge,

die freilich gegen diejenigen, welche viele Amphitheater der Griechen und Römer faßten, als Kleinigkeit betrachtet werden muß. Die fragliche Halle ist für große Meetings politischer und musikalischer Art bestimmt und man kann dieselbe für solche Zwecke um eine sehr mäßige Summe miethen. Die großen musikalischen Feste namentlich, welche alle drei Jahre in Birmingham Statt finden, werden in diesem Riesensaale abgehalten und deßhalb sieht man an einem Ende desselben eine Orgel, deren Dimensionen in vollkommenem Einklange mit der Größe der Umgebung steht. Meines Wissens habe ich nie ein Werk von so kolossalem Umfange gesehen, und ich glaube gerne an die Richtigkeit der Versicherung, daß die Orgel von Birmingham zu den größten in der Welt gehöre.

Präsident der Gesellschaft für das Jahr war Vernon Harcourt, Sohn des jetzigen Erzbischofes von York und ein Mann, der, obgleich Geistlicher, mit Eifer naturwissenschaftlichen Beschäftigungen sich hingibt. Die Eröffnungsrede, welche derselbe vor einer, aus mehreren tausend männlichen und weiblichen Köpfen bestehenden Versammlung hielt, dauerte ungefähr 1½ Stunden, und ich kann nicht umhin, Einiges über dieselbe hier zu bemerken.

Es lebten im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in oder um Birmingham drei Männer, von denen jeder vollen Anspruch auf die Würde eines Naturforschers ersten Ranges hatte. Sie waren Priestley, Cavendish und Watt. Alle drei beschäftigten sich ungefähr um die gleiche Zeit mit Untersuchungen über die chemische Natur des Wassers, welche man damals noch nicht kannte. Cavendish war so glücklich, die eben so wichtige als schöne Entdeckung zu machen, daß diese

Flüssigkeit nicht, wie man Jahrtausende geglaubt, ein elementarer Körper, sondern eine zusammengesetzte Materie sei, welche aus ihren Urstoffen auch auf dem Wege der Kunst dargestellt werden könne. Seit 1780 hat die chemische Welt Cavendish als den Entdecker der wahren Beschaffenheit des Wassers angesehen, bis vor einiger Zeit Arago in seiner akademischen Lobrede über Watt letzterem dieses Verdienst zueignete. Der beständige Sekretär der franz. Akademie ging sogar so weit, auf Cavendish den Verdacht zu werfen, als habe derselbe sich unehrlicher Mittel bedient, z. B. des Antidatirens seiner Abhandlungen ꝛc., um sich als Entdecker der Zusammensetzung des Wassers geltend zu machen. Eine solche Anschuldigung erregte bei vielen britischen Naturforschern ein um so größeres Befremden, als der Verdächtigte den Ruf eines höchst anspruchslosen und vollkommen biedern Mannes genoß. Der unvergeßliche und gewiß urtheilsfähige Davy, welcher Cavendish näher kannte, fällte 1810, dem Todesjahre dieses Chemikers, folgendes merkwürdige Urtheil über denselben: „Unter allen Naturforschern der jetzigen Zeit verband Cavendish die größte Tiefe mathematischer Kenntnisse mit der vollendetsten Feinheit und Genauigkeit der Untersuchungsmethoden. Von ihm läßt sich behaupten, was vielleicht von keinem andern Manne gesagt werden kann, daß alles, was er that, gleich von Anfang an vollkommen war und daß alle seine Versuche den Stempel der Vollendung an sich trugen. Von Meisterhand ausgeführt, bedurften sie keiner Verbesserung und obgleich viele derselben während der Kindheit der Chemie angestellt wurden, so ist ihre Genauigkeit unangetastet geblieben und ihr Werth bei genauerer Untersuchung durch die Zeit nur noch erhöht worden. Die

gewöhnlichen Beweggründe, welche die Menschen zum Studium antreiben, sind Ruhmliebe und das Verlangen nach Auszeichnung und Macht. Wir sind nicht berechtigt, diese Motive zu tadeln, aber bei der Beurtheilung des Charakters von Cavendish darf nicht verschwiegen werden, daß die Liebe zur Wahrheit und Wissenschaft der große Hebel war, welcher ihn zur Thätigkeit anspornte. Ohne Ehrgeiz und anspruchslos konnte man ihn häufig nur mit Mühe überreden, seine wichtigen Entdeckungen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Gegen Weltkundigkeit hatte er eine entschiedene Abneigung und fürchtete so zu sagen die Stimme der Fama. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er auf die einfachste Weise und in möglichst wenigen Worten dar, ohne allen Prunk und Umschweif; und machte er irgend etwas bekannt, so schien es, als ob er eine Pflicht, nicht gegen sich selbst, sondern gegen das Publikum erfüllte. Seit dem Tode Newtons, schließt Davy sein Urtheil, hat England keinen so großen wissenschaftlichen Verlust erlitten, als den von Cavendish; sein Name wird ein Gegenstand größerer Verehrung sein in künftigen Zeitaltern als im gegenwärtigen und obgleich unbekannt in den geschäftigen Kreisen des Lebens oder in den öffentlichen Besprechungen des Tages, so wird er doch fortglänzen in den Geschichtsbüchern der Wissenschaft, die eben so unvergänglich sind, als die Natur, der sie angehören; Cavendish's Name wird eine unsterbliche Ehre für seine Familie, sein Zeitalter und sein Vaterland seyn."

Einem so beschaffenen Manne suchte man also den Makel der Unehrlichkeit anzuhängen und ihn in den Augen der Welt in einem nicht viel bessern Lichte als in dem eines Betrügers oder wissenschaftlichen Freibeuters dreißig Jahre

nach seinem Tode darzustellen. Daß auf diesen französischen Angriff von britischer Seite geantwortet wurde, konnte nicht fehlen, und Vernon Harcourt unternahm es, in seiner Eröffnungsrede die Grundlosigkeit der Beschuldigung durch das Darlegen historischer Dokumente darzuthun, was ihm meines Bedünkens auch vollkommen gelungen ist. Arago ist ein Demokrat, Watt hatte eine niedrige Abstammung und war Autodidact; Cavendish gehörte einer aristokratischen Familie an und genoß einer äußerst sorgfältigen, wissenschaftlichen Erziehung. Sollten diese Umstände einen Einfluß auf das Urtheil des Lobredners von Watt ausgeübt haben? Wir wollen dieß nicht glauben, sondern annehmen, derselbe sei unfreiwillig zu seinen irrthümlichen Ansichten und Behauptungen gekommen. Ehe jedoch der Stab über den Karakter eines Mannes gebrochen wird, sollte man, dächte ich, doch etwas gewissenhaft nach überzeugenden Beweisstücken sich umsehen, namentlich aber dann, wenn es sich um den guten Namen eines Cavendish handelt.

Vor hundert und fünfzig Jahren erhob sich in England ein gewaltiger Sturm gegen die königliche Gesellschaft in London und von allen Seiten her machte man diesem Naturforscherverein den Vorwurf, daß er das Ansehen der heiligen Schrift vermindere und die christliche Religion untergrabe. Eine wahre Sündfluth von Pamphleten und Spottschriften ließen die vorgeblichen Vertheidiger des Glaubens auf die Naturforscher herabstürzen und es wurden von jenen alle Mittel versucht, um diese in den Augen des Publikums verhaßt und verächtlich zu machen. Indessen waren diese Bemühungen vergeblich; die Vernunft siegte über den Unverstand.

Heutigen Tages sucht man in England ein ähnliches Zelotengeschrei gegen die Wissenschaft und namentlich gegen die britische naturforschende Gesellschaft zu erheben, deren Bestrebungen als irreligiös zu verdächtigen, nnd wie es scheint, die Geologie als diejenige Wissenschaft zu bezeichnen, welche vorzugsweise zum Unglauben und zur Schriftverachtung führe. Ein großer Theil der Präsidialrede bezog sich daher auf diesen Punkt und Vernon Harcourt gab sich viele Mühe, den Beweis zu liefern, daß die Wahrheiten der Offenbarung nie in Widerspruch treten mit den Ergebnissen naturwissenschaftlicher Forschungen. Für ein englisches Publikum mag die öffentliche Behandlung eines derartigen Gegenstandes sehr passend und auch von großem Interesse sein; in Deutschland aber, wo glücklicher Weise die Wissenschaft, wenigstens dermalen noch, auf einem unbeengten Boden sich bewegt, hat man nicht nöthig, ihre religiöse Unschädlichkeit in öffentlichen Versammlungen darzuthun und vor dem verdächtigenden Gerede beschränkter Köpfe sich zu fürchten; wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß in unserem geistesfreien Vaterlande auf einigen Seiten starke Gelüste sich regen, wissenschaftlichen Geist der Herrschaft eines geisttödtenden Buchstabenglaubens zu unterwerfen. Wir werden uns aber die ererbte und zum allgemeinen Volksgut gewordene intellektuelle Freiheit nicht so leicht entreißen lassen, sollte auch ein noch so ernsthafter Versuch gemacht werden, uns dieses edlen Vorrechtes zu berauben.

So gerne ich einen Blick in die verschiedenen Sectionen der Gesellschaft geworfen hätte, so gestatteten es mir die Umstände doch nicht, andere Sitzungen als diejenigen der chemischen Abtheilung zu besuchen. Nur einmal wohnte ich

der von Buckland präsidirten Versammlung der geologischen Section bei, wobei ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, daß die englischen Damen äußerst eifrige Gebirgsforscherinnen sind; denn von den fünf- oder sechshundert Personen, welche anwesend waren, kamen wenigstens die Hälfte auf das schöne Geschlecht und diese bildete sicherlich nicht den unaufmerksamsten Theil des geologischen Publikums. Wie es mir schien, war unter den anwesenden notabeln Gebirgsforschern Buckland entschieden der Liebling der Frauen, was ich ihnen auch gar nicht verdenke; denn nie habe ich Jemand gehört, der so viel liebenswürdigen Humor und heitern Witz, ja selbst eine gewisse Galanterie in seine Vorträge zu legen gewußt hätte, als eben der berühmte Geologe von Oxford.

Von allen Naturwissenschaften wird jetzt wohl keine so eifrig gepflegt, von so vielen Händen bearbeitet, als die Geologie und von keiner Wissenschaft nimmt auch die gebildete Welt im Allgemeinen so viel Kenntniß, als von der eben genannten. Diese Bemerkung gilt vom Festland, ganz besonders aber von Großbritannien. Nichts finde ich in der That natürlicher, als die Art von Wißbegierde, welche so viel als möglich von den frühern Zuständen unseres Planeten und seiner Bildungsgeschichte zu erfahren sich bemüht und begreife daher sehr wohl, daß das Interesse für geologische Gegenstände immer allgemeiner wird und je länger je mehr über die Grenzen der gelehrten Welt hinaus sich erstreckt.

Von demjenigen etwas in Erfahrung zu bringen, was jenseits des Bereiches der Geschichte liegt; Kenntniß zu erhalten von Ereignissen, die sich zugetragen, bevor unser Geschlecht ins Dasein gerufen war; zu wissen, wie Berge und Thäler, ja ganze Continente entstanden und von welcher Art

die Urbewohner unserer Erde gewesen sind; man muß anerkennen, daß all dieß einen mächtigen und höchst eigenthümlichen Reiz für jeden denkenden Menschen besitzt.

Wenn nun auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß während des letzten halben Jahrhunderts auf diesem Gebiete der Forschung Außerordentliches geleistet worden ist; daß in dieser Zeit Aufgaben gelöst worden sind, deren Schwierigkeit außer allem Verhältniß zu der Beschränktheit des menschlichen Geistes zu stehen und ganz unüberwindlich zu sein schien; so sind wir doch noch sehr weit von dem Ziele entfernt, das sich die Wissenschaft gesteckt. Trotz aller unserer scharfsinnigen Hebungstheorien, trotz des erlangten Umfanges unseres paläontologischen Wissens sind wir doch noch wahre Abcschützen in der Geschichte unseres Wohnsitzes; kennen wir nur einzelne Bruchstücke vom Ganzen; liegen nur wenige der tausend und tausend geologischen Hieroglyphen, die auf der Oberfläche der Erde verzeichnet sind, entziffert vor uns und ist noch langes und eifriges Forschen nöthig, bis wir nur die Hauptgrundlagen zu einer wahren geologischen Wissenschaft gelegt haben.

Die Physik und Chemie des Innern unseres Planeten sind für uns bis auf diesen Augenblick noch in das tiefste Geheimniß gehüllt und wer wird leugnen wollen, daß die Kräfte, welche ihren Sitz in den Tiefen der Erde haben, mit den Erscheinungen, die auf der Oberfläche unserer Wohnstätte Statt gefunden, mit den furchtbaren Katastrophen, welche die äußere Schaale unseres Planeten betroffen haben, nicht in dem allerengsten Zusammenhange stehen? So lange uns aber die Natur jener Kräfte und die Gesetzmäßigkeit ihres Wirkens verborgen ist, so lange fehlt uns der Hauptschlüssel

zur Erklärung der geologischen Räthsel, so lange müssen uns alle Gebirgserhebungen und was damit zusammenhängt, als Zufälligkeiten erscheinen, die eben so gut hätten ausbleiben können, als sie eingetreten sind. Zu ermitteln: wie viel Hebungskatastrophen Statt gefunden, und in welcher Zeitordnung sie aufeinander gefolgt; zu bestimmen: ob Gebirgsmassen einen feurigen oder wässrigen Ursprung hatten, ob sie aus Salz- oder Süßwasser niedergeschlagen worden, und festzusetzen: welches Gebilde das ältere, welches das jüngere sei, heißt allerdings sehr wichtige Probleme der Geologie lösen. Allein, wenn all dieß auf die befriedigendste Weise geschehen sein würde, so wären wir, wie schon bereits bemerkt, doch noch weit davon entfernt, eine nur halb vollständige Bildungsgeschichte unsers Erdkörpers zu besitzen und hundert Fragen von der allergrößten Wichtigkeit blieben immer noch unbeantwortet.

Es will mir scheinen, als ob die in der heutigen Geologie herrschende Richtung einen etwas einseitigen Karakter trage. Um das chemische Material der Gebirgsmassen bekümmert man sich jetzt so ziemlich wenig oder gar nicht; man sucht nach den thierischen Resten, die darin begraben sind und findet sich in diesem oder jenem noch unbestimmten Gebilde diese oder jene Muschel, karakteristisch für eine bereits bekannte geologische Ablagerung, dann begnügt man sich zu sagen, daß beide Massen derselben Formation angehören, mögen sie auch in anderweitigen Beziehungen wie der Tag zur Nacht sich verhalten. So z. B. kann heutigen Tages geognostische Kreide alles mögliche: Sand u. s. w. seyn. Man muß gestehen, daß diese Forschungsweise durch eine sehr große Einfachheit sich empfiehlt; denn sie entbindet den

Geognosten so zu sagen jeder Verpflichtung, auf die qualitative Beschaffenheit der von ihm untersuchten Gebirgsmassen Rücksicht zu nehmen; weßhalb auch zur jetzigen Zeit Jemand recht wohl ein ausgezeichneter Gebirgsforscher sein kann, ohne viel von Mineralogie oder Chemie zu wissen. Hat man das relative Alter einer Mineralmasse bestimmt und vermag man zu sagen, daß diese der Keuper-, jene der Liasformation angehöre, so ist die Hauptsache abgethan und man hat nach anderem, z. B. etwa nach den chemischen Verhältnissen des untersuchten Gegenstandes wenig mehr zu fragen.

Schon vor einigen Jahren habe ich öffentlich die Meinung ausgesprochen, daß wir eine Geochemie haben müßten, bevor die Rede sein könne von einer wahren geologischen Wissenschaft, welche offenbar auf die chemische Natur der unsern Erdball constituirenden Massen und auf deren Entstehungsweise wenigstens eben so viel Rücksicht zu nehmen hat, als auf das relative Alter dieser Gebilde und auf die darin begrabenen Ueberreste vorweltlicher Pflanzen und Thiere. Es ist indessen mit Sicherheit anzunehmen, daß die Geologen nicht für immer die Richtung verfolgen werden, in der sie sich jetzt bewegen. Sie werden, wenn ihnen einmal die Petrefacten keinen Dienst mehr leisten können, zum Behufe der Erweiterung ihrer Wissenschaft sich nach neuen Hülfsmitteln umsehen und ohne Zweifel dann auch wieder das mineralogisch-chemische Element in die Geologie einführen. Die Zeit, wo dieß geschehen wird, scheint nicht mehr ferne zu sein.

In der von mir fleißig besuchten chemischen Section traf ich mit einer Anzahl interessanter Männer zusammen, unter

denen ich zunächst Herrn Grove nenne. Dieser noch ziemlich junge Mann hat sich in der wissenschaftlichen Welt bereits so bemerklich gemacht, daß man mir es wohl verzeihen wird, wenn ich über ihn hier einige Worte sage. Derselbe machte seine Studien in Cambridge und widmete sich später dem Berufe eines Rechtsgelehrten, als welcher er auch vor mehreren Jahren in London practicirte. Gesundheitsrücksichten zwangen ihn indessen, diese Beschäftigungsweise aufzugeben und einige Zeit in Italien zu verleben, welchem Umstande die Wissenschaft den Gewinn verdankt, daß Grove ein Pfleger derselben geworden ist. Um die in Florenz meinem Freunde gewordene freie Zeit auszufüllen, gab er sich mit dem regsten Eifer dem Studium der electrischen Erscheinungen hin und namentlich demjenigen Theil derselben, welchen man mit dem Namen „Galvanismus“ zu bezeichnen pflegt. Bald hatte er einen solchen Ueberblick über dieses Feld gewonnen, daß er sich befähigt fühlte, selbstständige Forschungen auf demselben anzustellen. Später ging er nach Paris und verkehrte und arbeitete häufig mit Becquerel, dem ersten Electriker der Franzosen. Das schönste Ergebniß seiner Untersuchungen legte er nun eben in Birmingham der britischen naturforschenden Gesellschaft vor, indem er uns eine winzige Platinzinksäule zeigte, die im Verhältniß zu ihrem Umfang erstaunliche Wirkungen äußerte. Für mich konnte dieser Gegenstand nicht anders als vom höchsten Interesse sein und ich bin auch geneigt zu glauben, daß seit langer Zeit wissenschaftlichen Vereinen keine so wichtige Mittheilung gemacht worden ist, als es die Grove'sche war; denn durch sie erhielt das wunderbarste aller physikalischen Werkzeuge eine äußerst bedeutende Verbesserung.

Der geschichtlichen Ordnung meines Reiseberichtes vorgreifend, will ich hier erzählen, daß nach London zurückgekehrt, ich einer gütigen Einladung meines Freundes folgte und bei ihm einen Tag in Wandsworth zubrachte. Da wir ähnliche Richtungen in der Bearbeitung der Wissenschaft verfolgen, so hatten wir uns das Eine und das Andere mitzutheilen; es wurde experimentirt, namentlich die embryonische Säule aufs Genaueste untersucht und der Plan zu einer vollkommenern und größern entworfen. Mit Hülfe der Eisenbahn verfügten wir uns unverweilt nach London, hielten mit Herrn Watkins, dem bekannten Mechaniker in Charing-Cross ein Conclave und sofort wurde von dessen dienstbaren Geistern Hand ans Werk gelegt. Grove und meine Wenigkeit konnten die Vollendung desselben kaum erwarten; indessen schon nach wenigen Tagen war es möglich geworden, mit der ersten größern Säule der neuen Art Versuche anzustellen. Ich brauche kaum zu sagen, daß wir, Kindern ähnlich, voll gespannter Neugierde vor dem Werkzeuge standen, als es eben zusammengesetzt wurde. Alles war nun so weit vorbereitet, daß es nur noch des Schließens der Säule bedurfte, um uns zu überzeugen, ob unsere Hoffnungen gegründet seien oder nicht. Der Poldraht wurde endlich in das Quecksilbernäpfchen eingeführt und siehe da, das immer noch kleine Werkzeug äußerte Wirkungen, welche unsere Erwartungen noch übertrafen; das zwischen den Polen liegende Wasser wurde mit nie gesehener Lebhaftigkeit zersetzt und die verhältnißmäßig langen und dicken Platindrähte, durch welche der Strom unserer Säule geleitet wurde, schmolzen wie Wachs. Beim Anblick dieser Erscheinungen erging es uns beinahe so, wie einst Davy, der in dem

Augenblicke, wo er das Kalium entdeckte und zum ersten Male verbrennen sah, in eine solche Gemüthsbewegung gerieth und vor Freude so außer sich kam, daß der sonst so nüchterne Mann mehrere Minuten lang in seinem Laboratorium herum tanzte.

Nichts gleicht in der That der Wonne, die ein Naturforscher in dem Momente empfindet, wo es ihm gelingt, der Natur eines ihrer tausend Geheimnisse abzulauschen; wo er auf die von ihm an sie gestellten Fragen die erwartete Antwort erhält; wo er das Vorrecht genießt, Zeuge von Erscheinungen zu sein, die vor ihm noch kein menschliches Auge gesehen; wo er die Natur gleichsam zwingt, auf eine Weise thätig zu sein, wie sie es bis dahin noch nicht gewesen, sich selbst überlassen, auch nie sein würde. In solchen Freuden findet er auch den höchsten Lohn und den vollsten Ersatz für alle gehabte Mühe, Arbeit und Entbehrung und sie wirken als Sporn und Aufmunterung zu weiterem Forschen und fortgesetzter Anstrengung viel kräftiger und nachhaltiger, als alle äußeren Ehrenbezeugungen, als Orden und Gold dieß zu thun im Stande wären. Wer für diesen Reiz erfolgvoller wissenschaftlicher Thätigkeit, für den Zauber des Entdeckens unempfindlich ist; wer einzig nur von den Beweggründen der Ruhmliebe und der Eitelkeit sich leiten läßt, der wird, fürchte ich, wie groß auch sein Talent, wie durchdringend sein Verstand, wie umfangsvoll sein Wissen sein mag, der wird, sage ich, auf dem Gebiete der Naturforschung nichts Bedeutendes leisten. Die alten Adepten waren der Ueberzeugung, daß das Gemüth des Forschers in einer bestimmten Verfassung sein müßte, wenn es ihm vergönnt werden solle, in die Geheimnisse der Natur einzudringen und

deren wunderbares Wirken zu erkennen. Demuth und Bescheidenheit, ein reiner Sinn und uneigennützige Absichten, das waren in ihren Augen die unerläßlichen Erfordernisse für denjenigen, der mit Aussicht auf Erfolg es zu unternehmen wagte, mit den Mysterien der ächten Weltweisheit und des Naturlebens sich vertraut zu machen. Dieser Ansicht sind im Grunde alle großen Naturforscher gewesen und deren eigenes Beispiel hat die Richtigkeit dieser Ueberzeugung auf die unzweideutigste Weise beurkundet. Wie sollte es auch möglich sein, daß ein Mensch, der immer und überall sein kleines Selbst als den Mittelpunkt des Ganzen betrachtet; der nur Sich, nur seinen Ruhm und Vortheil sucht; der die Welt als einen Spiegel ansieht, nur dazu vorhanden, seine Größe, seinen Glanz und sein Bild wiederzugeben und zu vervielfältigen; der seine abhängige Stellung so sehr verkennt, um sich selbst als Zweck und alles Uebrige als Mittel zu setzen; wie sollte es möglich sein, frage ich, daß ein solcher Mensch zu den Höhen der Wissenschaft sich erhübe, die Niemanden zugänglich sind, als dem, der den Ballast seiner Persönlichkeit wegwirft und im eigentlichsten Sinne des Wortes sich selbst vergißt. Wie sollte es möglich sein, daß ein eitler Selbstling weitgehende Blicke würfe in die Natur, deren Herrlichkeit und Größe eben darin besteht, daß in ihr das unendlich Mannigfaltige, das unzählig Einzelne einen Grund und Ursprung hat und zu einem Ganzen vereinigt ist, aus dessen Gliederung die vollendetste Weisheit und Macht leuchtet, gegen welche menschliches Wissen und Können als Nichts verschwindet. Der Quelle alles Seins und alles Werdens, aller Macht und aller Weisheit nähert sich der Mensch, wenn er seine Beschränkung erkennt, wenn

er seinen Egoismus abstreift, wenn er sich über seine Persönlichkeit erhebt. In dieser Nähe ist er der allerhöchsten Conceptionen fähig, wird sein Geist beleuchtet und gestählt von dem Lichte und der Kraft, welche das Weltall erfüllen und in denen Alles wurzelt, alles webt und besteht.

Mit dem größten Vergnügen erinnere ich mich der kleinen Morgengesellschaft, welche sich während meines Aufenthaltes in Birmingham in dem stattlichen Gebäude der King Edward's School bei dem gastfreundlichen Rev. Mr. Lee zum Frühstück versammelte. Der ernstfeurige Vernon Harcourt, der humoristische Buckland, der kräftige und joviale Whewell, der weltfeine und liebenswürdige Präsident der königlichen Gesellschaft, Marquis von Northampton, der unermüdliche und vielerfahrene Gebirgsforscher Murchison, der very rev. Dean Peacock von Cambridge und einige andere ausgezeichnete Männer mehr nebst meiner Wenigkeit nahmen zusammen ein eben so ausgesuchtes als substanzielles Breakfast ein. Was mir bei diesem Fastenbrechen mehr noch als die leckeren Bissen mundete, war die gepflogene Unterhaltung, die in Betracht der Leute, die sie führten, wohl kaum anders als interessant und erquicklich sein konnte. Ich überzeugte mich bei diesem Anlaß aufs Neue, daß nur da, wo mit ächter Weltbildung, ein unverdorbenes Gemüth, Humor und wissenschaftlicher Geist sich verbindet, edle und wahrhaft genußvolle Geselligkeit möglich ist. Leider finden sich diese Elemente so äußerst selten miteinander verbunden, daß langweilige oder nichtsbesagende Unterhaltungen die Regel, inhaltsreiche und geistnährende aber rare Ausnahmen sind.

Nach vollendeten Sectionssitzungen ißt die britische naturforschende Gesellschaft wie die übrige Welt zu Mittag; anstatt

aber das Mahl gemeinschaftlich einzunehmen, vertheilen sich die Mitglieder, welche nicht in Privathäuser geladen sind, in drei oder vier Gasthöfe, wo table d'hôte gehalten wird. Meines Bedünkens thäten die Engländer wohl daran, auch in diesem Punkte die Sitte der deutschen und schweizerischen Gesellschaften nachzuahmen, die Sitte nemlich, gemeinschaftlich zu speisen; denn hiedurch würden sie einen der Zwecke ihres Vereins besser, als dieß bis jetzt geschieht, erreichen: es wäre hiedurch den Mitgliedern während der ganzen Dauer der Versammlung die Gelegenheit gegeben, sich täglich am gleichen Orte zu sehen und persönliche Bekanntschaften zu schließen. In den Sectionen, welche in der Regel in ganz verschiedenen Häusern und Straßen zusammentreten, ist dieß viel weniger leicht möglich. Gegen das Ende der Versammlungszeit wird allerdings einmal gemeinschaftlich gegessen; es gehen aber bei einem solchen Festmahle zu viele andere Dinge vor, als daß man viel Zeit zu privatlicher Unterhaltung hätte. In Birmingham betrug die Zahl der an dem öffentlichen Essen theilnehmenden Mitglieder etwa 800 und es fand dasselbe in dem Saale der oben erwähnten Townhall Statt. Der Präsident, die ersten Beamteten der Gesellschaft und zwanzig und etliche in- und ausländische Notabilitäten genossen das Privilegium, an einer Tafel zu speisen, welche sich sechs oder acht Fuß über die andern Tische erhob und von der aus man die ganze Gesellschaft mit Bequemlichkeit übersehen konnte. Etwa 1½ Stunden lang hörte man nichts, als Messer-, Gabel- und Tellergeklirr und ein dumpfes Gesumm, wie es entstehen muß, wenn Hunderte von Menschen in einem wiedertönenden Saale gerade eben so laut sprechen, als zum Verstehen der Rede

nöthig ist. Während sich die Gentlemen an ihren joints of beef, venison, tarts und andern Leckerbissen erlabten und in Madera, Portwein und Champagner ihre Gesundheiten privatissime sich zutranken, saßen Hunderte elegant gekleideter Damen auf den Gallerien herum und sahen, wie es schien, mit großem Interesse und Vergnügen auf die Verwüstungen herab, welche die gelehrten Herrn unter den aufgetafelten Speisen und Getränken anrichteten. Ich hätte bald geglaubt, die schöne Welt wäre nur deßhalb in die „Townhall“ gekommen, um zu sehen, ob die Naturforscher in der nämlichen Weise essen und trinken, in der die übrigen Menschenkinder ihre Leibesnahrung zu sich nehmen. Ich mußte mich aber überzeugen, daß noch andere Beweggründe die Elite der Frauenwelt von Birmingham und seiner Nachbarschaft in den Festsaal geführt hatten. Nach beendetem Mahle und abgedeckten Tischen ließen sich englischer Sitte gemäß die Trinksprüche vernehmen und um diese Art von Nachtisch mitzugenießen, deßhalb war die schöne Welt herbeigekommen.

Wie viel Werth die Engländer auch auf die eßbaren Bestandtheile eines öffentlichen Gastmahles legen, so gelten ihnen doch die dabei gehaltenen Reden eben so viel oder noch mehr. Auf dem Festlande und namentlich in Deutschland spielen die Toaste bei öffentlichen Essen im Grunde nur eine sehr untergeordnete Rolle; sie laufen nur so neben her, unterbrechen das Hauptgeschäft des Tages, das Essen und Trinken nämlich, blos auf Augenblicke und dienen als eine Art von Spezerei, mit denen wir Speise und Trank zu würzen suchen. In Großbritannien machen sie den wichtigeren Theil des Gastmahles aus und man ißt und trinkt

dort öffentlich eher, um eine Gelegenheit zu Toasten zu haben, als daß diese ausgebracht werden, weil man eben in Gesellschaft tafelt. Daher kommt es wohl auch, daß in England der ganze Eß- und Trinkapparat selbst bis auf das Tafeltuch fortgeschafft sein muß, ehe man an das Ausbringen von Gesundheiten denkt. Um auf unser Gastmahl in der Townhall zurückzukommen, hatte der Marquis von Northampton den über Nacht gefährlich erkrankten Präsidenten zu ersetzen und für diesen das nicht leichte Geschäft des Ausbringens aller Toaste zu übernehmen. Da natürlich jede beantragte Gesundheit motivirt werden muß, so gehört wirklich eine nicht geringe Uebung im öffentlichen Reden, auch nicht wenig oratorische Kunst und Gewandtheit dazu, um aus dem Stegreif ein Dutzend oder mehr Toaste vor einer aus mehreren tausend Personen bestehenden Versammlung auf eine interessante und ansprechende Weise auszubringen. Die stürmischen Beifallsbezeugungen, welche der jedesmaligen Anrede des edlen Marquis zu Theil wurden, bewiesen, wie vortrefflich derselbe seines ihm so plötzlich gewordenen Auftrages sich zu entledigen und die rechten Saiten bei seinem Publikum anzuschlagen verstand. Auch ich konnte nicht umhin, den heitern Humor, den treffenden Witz, die Feinheit der Anspielung, den Reichthum der Bilder und die Anmuth und Wahrheit der Sprache zu bewundern, welche seine Herrlichkeit in dessen Tafelreden zu legen wußte. Von Ziererei, von Haschen nach theatralischem Effect, von Unbeholfenheit oder Unsicherheit im Ausdruck, von überflüssiger Wortfülle war keine Rede. Jede Phrase war so gewählt, so nett und klar, daß man meinte, sie könne nur so und nicht anders gesagt werden.

Wie weit sind wir Deutsche doch noch im Punkte der Kunst der Rede gegen unsere Stammesverwandte zurück! Wie selten finden sich bei uns noch die Männer, welche auch nur erträglich öffentlich zu sprechen wissen! Wie schleppend und schwerfällig, wie aller Schönheit baar, wie arm an ächtem Witz und Humor sind nicht die meisten der bei unsern Gastmälern ausgebrachten Trinksprüche! Wie häufig müssen wir nicht leiden durch die wahre Herzensangst, unsern Toastenimprovisatoren möchte das Wort endlich gänzlich versagen! Wir haben freilich zu unserer Entschuldigung anzuführen, daß uns viel weniger Gelegenheit dargeboten wird, uns in der öffentlichen Rede zu üben, als unsern britischen Vettern und dieser Umstand ist ohne Zweifel ein wesentlicher Grund, weßhalb sie uns als Redner übertreffen. Keine Kunst will in der That mehr gepflegt, mehr geübt sein, als die der Beredsamkeit, wenn man darin auch nur zu einiger Meisterschaft gelangen will. Warum aber bei uns gute öffentliche Redner so selten sind, hat meiner Ansicht nach noch eine andere Ursache. Es wird in einem großen Theile von Deutschland und der Schweiz selbst unter den gebildetern Ständen auch nicht der geringste Werth auf Schönheit und Richtigkeit der Umgangssprache gelegt; jeder redet wie provinzielle Uebung und individuelle Weise es eben mit sich bringt. Wird das Gesagte nur verstanden, so liegt wenig daran, ob grobe Verstöße gegen Grammatik, Logik und Wohllaut begangen werden oder nicht. Ja, an manchen Orten würde sich derjenige wenig empfehlen und sicherlich den Vorwurf der Ziererei zuziehen, wollte er eine Ausnahme von der Regel machen und einer schönen nnd gewählten Sprache sich befleißigen. Wie kann man erwarten,

daß unter solchen Umständen ein Mann plötzlich gut spreche, wenn dieß ein öffentlicher Anlaß erfordert. Die Sprache, die er nun zu reden hat, ist ihm gewissermaßen eine fremde und er wird sich ihrer unmöglich mit der Freiheit und Sicherheit bedienen können, mit welcher es diejenigen thun, denen durch tägliche Uebung richtiges Reden zur zweiten Natur geworden ist. In England wird unter den bessern Ständen auch im täglichen Leben durchgängig gut gesprochen; es würde daher ein wahres Wunder sein, wenn die Briten schlechte öffentliche Redner wären.

In Folge deutscher socialen und politischen Verhältnisse hat bis jetzt unsere Sprache noch nicht den stereotypen Karakter erlangt, welchen die englische schon längst besitzt und dieß ist ein weiterer und ich glaube nicht unwesentlicher Grund, welcher dem Deutschen die öffentliche Rede schwieriger macht, als dem Engländer. Dieser hat, um gewisse Begriffe und Verhältnisse zu bezeichnen, gleichsam nur in den Sprachschatz hineinzugreifen und ihm stehen von Jedermann gebrauchte Ausdrücke ganz fertig zu Gebot, während der deutsche Redner sie in der Regel erst neu schaffen muß. Doch knüpfen wir wieder den gebrochenen Faden unserer Erzählung an.

Für jede vom Präsidenten ausgebrachte Gesundheit mußte natürlich gedankt werden. Eine einzelne Dankerstattung dauerte manchmal eine halbe bis eine Stunde; da dieser Anlaß häufig benützt wird, um irgend einen paßlichen Gegenstand von allgemeinerem Interesse zur öffentlichen Sprache zu bringen. Buckland z. B., der die der Universität Oxford ausgebrachte Gesundheit zu erwiedern hatte, gab in seiner Dankrede der britischen Regierung einige Lectionen wegen

ihrer immer noch zu geringen Theilnahme an wissenschaftlichen Unternehmungen und Anstalten; eiferte gegen das ungegründete in England jetzt vielfach sich kundgebende Vorurtheil, daß naturwissenschaftliche Forschungen einen irreligiösen Sinn begünstigten, und noch über vieles Andere mehr ließ sich der geistreiche Geologe bald auf eine humoristische, bald ernste Weise aus.

Da dem anwesenden Gesandten der vereinigten Freistaaten ein Toast ausgebracht wurde, so hatte ich Gelegenheit, diesen vielfach gerühmten transatlantischen Diplomaten sprechen zu hören und eine gute Probe nordamerikanischer Beredsamkeit zu vernehmen. Mr. Stevensons Sprachstyl fand ich ganz so, wie uns nordamerikanische Redeweise schon oft geschildert worden ist; der Sprecher gebot mit großer Leichtigkeit über Worte und Phrasen; auch verfehlte er nicht, auf dieselben viel Emphase zu legen und sie mit lebhaftem Gebärdenspiel und starken Armbewegungen zu begleiten. Seine Rede bezog sich auf einen kitzlichen Gegenstand, nemlich auf das Verhältniß Nordamerika's zu Großbritannien; mit großer diplomatischer Gewandtheit wußte er aber zwischen den Klippen britischer und amerikanischer Empfindlichkeiten unangestoßen durchzusteuern und mit Kunst beiden Völkern angenehme Dinge zu sagen. Amerika war die Tochter würdig der britischen Mutter, beide gemacht sich gegenseitig zu lieben, zu achten und von einander zu lernen. Die Beredsamkeit des Diplomaten machte auf das anwesende Publikum einen größern Eindruck, als auf meine Wenigkeit; denn häufig wurde der Redner durch stürmischen Beifall unterbrochen, zu dem ich, ich gestehe es offen, nichts beitrug. Nach meinem Geschmacke mangelte es der amerikanischen Rede

an Adel der Haltung, an Natürlichkeit des Ausdruckes, an ächter Wärme des Gefühls, und es kam mir vor, als hätte Eitelkeit einen etwas zu großen Antheil an dem rednerischen Produkt gehabt; als wäre dasselbe mehr rhetorisch als oratorisch gewesen. Für ein etwas geübtes Ohr war es auch nicht schwer, in der Betonung der Worte dem Redner es anzumerken, daß er Neuengland angehörte; es lag darin etwas, was ich gemein nennen möchte.

Als ausgezeichneter Redner zeigte sich der bekannte Physiker und Geschichtsschreiber der Naturwissenschaften Mr. Whewell aus Cambridge, ein Mann von so frischer, warmer und kräftiger Natur, wie ich selten eine jenseits des Kanals kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Es war ein wahrer Genuß für mich, den feurigen Fluß seiner Rede mit Ungestüm daher brausen zu hören und Tausende mit sich fortreißen zu sehen. Welche Macht liegt doch in dem gesprochenen Wort! Es ist sicherlich das gewaltigste Werkzeug, das der menschliche Geist handhaben und mit dem er wahre Wunder verrichten kann. Aber verhältnißmäßig nur wenigen Sterblichen wird diese Göttergabe in ausgezeichnetem Maaße verliehen und selbst diese wenigen Auserwählten müssen mit dem erhaltenen Pfunde eifrigst wuchern, sollen sie und andere großen Gewinn davon haben.

Während der Dauer der Versammlungen der Gesellschaft in Birmingham erhielten einige Naturforscher eine freundliche Einladung von Sir Robert Peel, bei ihm auf seinen Landsitze Drayton manor House, etwa 15 Meilen von Birmingham entfernt, zu Mittag zu essen. Der berühmte Staatsmann war nicht nach letztgenannter Stadt selbst gekommen, wahrscheinlich weil er kurz vorher von dem dasigen

Pöbel auf eine gröbliche Weise beleidiget worden war und durch seine Anwesenheit in dem ohnehin noch etwas bewegten Orte keinerlei Art von Störung veranlassen wollte.

Meine Wenigkeit hatte die unverdiente Ehre, auch unter die Zahl der geladenen Gäste zu gehören, und ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich die empfangene Einladung nicht ausschlug; denn sie gewährte mir eine zu schöne Gelegenheit, einen Mann persönlich kennen zu lernen, dessen Name mit der neuesten Geschichte seines Vaterlandes so innig verknüpft ist, und den man mit Recht als einen der ersten jetzt lebenden Staatsmänner Großbritanniens und Europa's betrachtet. Nach vollendeten Sitzungen, d. h. zu einer sehr späten Nachmittagsstunde setzte sich die kleine, etwa aus zwölf Personen bestehende Gesellschaft in einen Wagen der Eisenbahn, welcher nach Derby führt, und obwohl dieser Weg zehn Meilen länger, als der auf der gewöhnlichen Landstraße ist, so brachte er uns doch am schnellsten zu unserem Ziele. Es war indessen schon vollkommene Nacht, als wir die Station von Tamworth erreichten, welche noch zwei Meilen vom Landgut Sir Roberts entlegen ist. Hier warteten unserer bereits die eleganten Wagen des Baronets mit einer Anzahl glänzend gekleideter Bedienten, und nach kurzem Aufenthalt ging es mit der gelehrten Caravane in vollem Trabe Drayton Manor House zu. Um halb neun Uhr waren wir an unserem Bestimmungsorte angelangt; Sir R. Peel empfing uns unter der Thüre auf die freundlichste und zuvorkommendste Weise, und führte seine Gäste durch die geräumige, glänzend erleuchtete und mit den kostbarsten Teppichen belegte Halle, in welcher eine beträchtliche Zahl gepuderter, roth-

backiger dienstbarer Geister in scharlachenen kurzen Beinkleidern, weiß seidenen Strümpfen, beschnallten Schuhen und ich weiß nicht mehr in welcher Art von Röcken in Reih und Glied aufgestellt waren. Wie spät man auch sonst in England zu Mittag ißt, so war doch bereits die fashionable Stunde vorüber und das Erste, was wir im Peel'schen Hause zu thun hatten, war, Kohlenstaub von Hand und Gesicht zu waschen und in ein Gewand sich zu stecken, wie es für den Tisch unseres Wirthes paßte. Um 9 Uhr ertönte vernehmbar genug das Zeichen zum Essen und bald war die kleine Gesellschaft in dem stattlichen Drawing Room versammelt, wo wir sammt und sonders die Ehre hatten, Lady Peel durch ihren Herrn Gemahl vorgestellt zu werden. Da unser Wirth wohl vermuthen konnte, daß unsere Magen in einem ziemlich nüchternen Zustande sich befinden mußten, so hatte er dafür gesorgt, daß die frohe Botschaft »Dinner is ready« nicht lange auf sich warten ließ. Dr. Buckland bot der liebenswürdigen, weltfeinen und immer noch schönen Wirthin den Arm, wir andern folgten dem Vortrab in gemessenen Schritten und nahmen bei Tische die Plätze ein, wie sie der Zufall uns anwies. Wie ausgehungert wir durch langes Fasten auch immer sein mochten, Sir Roberts Tafel bot dem unersättlichsten Appetite doch völliges Genüge und wenn uns an derselben irgend Etwas hätte in Verlegenheit bringen können, so wäre es die Wahl der uns angebotenen Leckerbissen gewesen. Es thut mir wirklich leid, meinen gastronomischen Lesern nicht ein vollständiges Verzeichniß aller der Delikatessen mittheilen zu können, die in der reichlichsten Fülle aufgetafelt wurden. Das Wasser würde ihnen sicherlich bei Aufzählung derselben in den Mund schießen, nament-

lich wenn man ihnen noch bemerkte, daß alles auf das Vortrefflichste zubereitet war und dem verwöhntesten Gaumen nichts zu wünschen übrig ließ. So viel sei indessen doch dem Feinschmecker gesagt, daß alle Naturreiche und alle Zonen ihren Tribut in reichem Maaße lieferten zu dem Mittag- oder Nachtessen, welches wir in Drayton Manor House einnahmen.

Was die Tischunterhaltung betrifft, so war dieselbe anfänglich nicht sonderlich belebt; man mußte durchaus zunächst die ungestümen Forderungen des Magens erfüllen, ehe man an das Reden denken konnte; denn wer vermag geistreich, wer unterhaltend zu sein, der sich von bitterem Hunger geplagt fühlt! und wir alle, die wir von Morgens neun Uhr an nichts mehr über die Zunge gebracht hatten, mußten uns nothwendig in diesem Falle befinden. Nachdem der erste Angriff auf Beef, Venison, Grouse und andere guten Dinge mehr vorüber war, lösten sich die Zungen, dachte man an die Weinflasche und von Rechts und von Links erhielt man Aufforderungen zum Trinken. Will you drink a glass of wine with me? Will you do me the honor of taking a glass of wine with me? May J have the pleasure to drink some wine with you? und wie die Variationen des gleichen Themas alle lauten mögen, hörte man oben und unten am Tische fragen und hierauf natürlich immer eine bejahende Antwort geben. Daß Sir Roberts Keller mit der Küche im besten Einklange stand, brauche ich wohl kaum zu sagen. Die feinsten spanischen, portugiesischen, italienischen Weine fehlten eben so wenig, als die vortrefflichsten französischen und auch Deutschlands bestes Getränk, den edlen Johannisberger, vermißten wir nicht. Letzterer war ohne

Zweifel aus der ersten Quelle, denn Sir Robert und der Besitzer der Krone aller deutschen Weinberge sind gute Bekannte und alte Freunde, die einander gern eine Gefälligkeit erweisen.

Die meisten Festländer finden in der englischen Sitte, bei Tische keine Flasche zu eigener Verfügung zu haben und immer nur auffordernd oder aufgefordert zu trinken, eine Art von lästiger Beschränkung. Ich theile diese Ansicht nicht und halte den britischen Gebrauch für socialer und weniger egoistisch, als den unsrigen; denn jener gibt Anlaß zu geselligen Aufmerksamkeiten, welche dieser ausschließt. Da es die Sitte erfordert, daß der zum Trinken Aufgerufene die Weinsorte gerade so bestimme, wie der zum Zweikampf Herausgeforderte die Waffe, so bekommt man während eines englischen Mittagessens eine ziemlich große Anzahl verschiedener Weine zu kosten. Portwein und Bordeaux, Madera und Champagner, Rheinwein und Constantia, alles wird untereinander hineingetrunken, versteht sich jedoch in anständiger Menge und nicht in Schoppengläsern. Es ist überflüssig zu erwähnen, daß die Damen bei Tische im Punkte des Trinkens nicht übergangen werden; man fordert sie hiezu eben so gut als die Männer auf; es besteht aber für jene natürlich nicht die Verbindlichkeit, das gefüllte Glas bis auf den Grund zu leeren. Wenn der Rand des Kelches an den zarten Mund gesetzt worden und dieser einige Tropfen vom flüssigen Inhalt genippt hat, so ist die weibliche Trinkpflicht erfüllt und es kann somit jede Dame ein Dutzend Mal und noch öfter die Herausforderung zum Weingenuß annehmen, ohne besorgen zu müssen, des Guten zu viel zu thun. Ueberhaupt sind die englischen Frauenzimmer, was das Trinken betrifft, nicht so

überspröde; sie hegen die vernünftige Ueberzeugung, daß der liebe Gott den Wein eben so gut für die Weiber- als Männerwelt wachsen läßt und stehen daher nicht an, ein Gläschen Port oder Claret auch öffentlich zu trinken. Manche ihrer Mitschwestern auf dem Festlande sind in dieser Beziehung ganz anders; sie setzen einen ganz besondern Werth darauf, in Gesellschaft auch nicht einen Tropfen Weines über die Zunge gleiten zu lassen und wollen dafür angesehen sein, als empfänden sie einen wahren Abscheu vor dem herrlichen Nektar. Daher kommt es wohl, daß diese continentalen Weinspröden es beinahe schon für eine Beleidigung ansehen, wenn ein aufmerksamer Tischnachbar ihnen ein Glas füllen will und daß sie ein derartiges Anerbieten mit einem Tone ablehnen, der nicht viel weniger besagen will, als: Halten Sie mich für so gemein, daß Sie glauben, ich habe die Gewohnheit, meinen zarten, feinen, weiblichen Gaumen mit einem solchen Getränk zu verunreinigen? Ich will gerne glauben, daß viele Damen den Wein eben so wenig ertragen können, als die Katzen; allein daß dieß bei allen Nichttrinkerinnen der Fall ist, bin ich kaum geneigt anzunehmen und boshaft genug zu vermuthen, daß doch die eine oder andere Weinverächterin weiß, welchen Geschmack der Traubensaft besitzt.

Es wird häufig der englischen Tischunterhaltung der Vorwurf gemacht, daß sie nicht sehr spirituell sei und sich fast zu ausschließlich auf das Geschäft beziehe, dem man eben obliegt. Hieran ist allerdings etwas Wahres; Bemerkungen über die Vortrefflichkeit des Bratens, die Zartheit des Geflügels ꝛc. und darauf sich stützende Einladungen und Aufforderungen zum Genusse dieser Leckerbissen hört man in

der That häufiger, als an irgend einem continentalen Gastmahle. Der Brite liebt es nicht, zur gleichen Zeit mit zu vielartigen Gegenständen sich zu beschäftigen und er theilt daher mehr als wir Festländer mit dem hochweisen Judenkönig Salomon die Ansicht, daß Alles und namentlich auch das Essen seine Zeit habe. Ueber Aesthetik, Philosophie, Wissenschaft, Politik und was sonst Gegenstände einer geistreichen Unterhaltung sein mögen, zu reden, während er Beefsteak zerschneidet oder Hammelsbraten genießt, kommt ihm wahrscheinlich eben so unpassend vor, als es uns auffallend erschiene, wenn z. B. vom Publikum im Theater gegessen und getrunken würde.

Daß ein Mann wie Peel, von dem man sagt, daß er jährlich 50000 Pfd. Sterl. zu verzehren habe, seine Gäste nicht auf und aus zinnernen oder irdenen Tellern und Schüsseln essen, sondern alle diese Dinge aus massivem, den Reichthum par excellence repräsentirenden, Silber aufstellen läßt, wird man gerne glauben. Auf Silbergeschirr wird überhaupt in England ungewöhnlich viel verwendet und als ungeheuer groß das Quantum dieses Metalles angegeben, welches unter dieser Form in Großbritannien aufgehäuft ist. Der Werth der Silbermasse, welche bei unserem Essen in der Gestalt von Löffeln, Tellern, Platten, Schüsseln, Deckeln ꝛc. zum Gebrauche kam, würde auf dem Festlande ein nicht unbedeutendes Vermögen ausmachen. Ein deutscher Fürst von kleinem Lande und großer Eitelkeit wollte einst durch sein zahlreiches Heer einen gekrönten Gast in Erstaunen setzen; er ließ zu diesem Behufe sein Paar Hundert Mann Soldaten durch einen engbegrenzten Platz marschiren; dieselben, so bald sie um eine Ecke gebogen hatten,

schnell in andere Uniformen stecken und sofort wieder am alten Platze vorüber ziehen. Auf ähnliche Weise wurde der Peel'sche Silberservice nicht vermehrt; denn hohe Stöße des kostbaren Geschirres standen auf dem Side-board aufgethürmt und es wurde von dort auf die Tafel gebracht, was das jeweilige Bedürfniß erforderte. Die Tischgesellschaft konnte sich somit durch den Augenschein überzeugen, daß sie nicht mehr als einmal mit der gleichen Geräthschaft bedient wurde und daß man nicht reicher scheinen wollte, als man es in der Wirklichkeit war.

Man erzählt sich, daß, wenn der verstorbene König der Juden und Seckelmeister mancher christlichen Majestäten seinen Reichthum bei einem Gastmahle habe entfalten wollen, die abgetragenen silbernen Teller und Schüsseln im Eßsaale auf einer ansichtigen Stelle aufgespeichert worden seien, um seine Gäste zu überzeugen, daß er nicht nöthig habe, jene reinigen zu lassen, damit diese fortwährend auf dem edlen Metalle zu speisen vermöchten. Das gewählte Mittel erreichte gewiß den beabsichtigten Zweck; allein, wie mir scheint, doch auf eine etwas zu israelitische Weise; denn der Anblick von benützten Tellern und Schüsseln, selbst wenn sie aus Silber bestehen, sagt dem christlichen Auge nicht ganz besonders zu und steht mit unsern Begriffen von Reinlichkeit und Anstand nicht in völliger Uebereinstimmung. Für die Augen der Mitglieder des auserwählten Volkes muß freilich das Anschauen eines viele hundert Zentner wiegenden Silberhaufens überaus erquicklich und entzückend sein, selbst wenn die glänzende Metallfläche durch Aergeres noch als Saucen matt gemacht sein sollte. Das Volk Gottes hat sich übrigens von jeher durch seine Vorliebe zu den edlen

Metallen ausgezeichnet, wie die alten Egyptier schon zu ihrem großen Nachtheil erfahren mußten. Es scheint überhaupt, daß die höchste und letzte Aufgabe, welche diese besondern Lieblinge der Gottheit in der Weltgeschichte zu lösen haben, darin bestehe: alles auf unserem Planeten vorhandene Gold und Silber nach und nach in ihre Hände zu bekommen. Sie sind in der That auf gutem Wege, dieses erhabene Ziel zu erreichen, ohne daß sie nöthig hätten, noch durch einen göttlichen Spezialbefehl zur Besitzergreifung der christlichen und heidnischen Silber- und Goldgefäße sich anweisen zu lassen. Die europäischen Börsen und Staatsanleihen erweisen sich für die Erreichung dieses Zweckes als die bequemsten, legitimsten und gefahrlosesten Mittel und gewähren der den Nachkommen Jacobs angeborenen Pfiffigkeit und Erwerbsgabe den allerschönsten und allergroßartigsten Spielraum. Es wäre dieß ein Kapitel, über das sich noch manches Wörtlein sagen ließe, wir wollen aber für jetzt das auserwählte Volk in Ruhe lassen und uns wieder mit gemeinen christlichen Dingen beschäftigen.

Sir Robert Peel ist bekanntlich nicht blos ein Tory, sondern jetzt der erste Führer seiner politischen Glaubensgenossen. Mit Ausnahme Dr. Bucklands waren indessen alle anwesenden englischen Gäste entschiedene Whigs, ein Umstand, der gewiß erwähnenswerth ist. Freilich wurden dieselben nicht als Politiker, sondern als wissenschaftliche Notabilitäten zur Theilnahme an der Gastfreundschaft Sir Robert's eingeladen; allein es setzt immer von Seite dieses Mannes eine wahrhaft liberale und über kleinliche Rücksichten erhabene Gesinnung voraus, die man leider nur zu selten bei uns antrifft. Wir sind noch nicht recht daran gewöhnt,

Grundsätze vom Menschen zu trennen und allzu geneigt, denjenigen auch in sittlicher Hinsicht niedrig zu stellen, der unsere politischen Ansichten nicht theilt. Ein Aristokrat, was ist er in den Augen eines Freisinnigen, als ein hassenswürdiger Volksverächter und herzloser Selbstsüchtling. Und der Radikale, wie wird er in der Regel vom Konservativen beurtheilt? Jener ist ein gemeiner, eigennütziger Volksschmeichler, ein ausgesprochener Freund der Unordnung, ein abgesagter Feind aller guten Sitte, ein schlechter Kerl mit einem Wort. Wie sollte nun bei einer solchen gegenseitigen Werthung irgend ein persönlicher Verkehr zwischen ihnen möglich seyn? Vielleicht bringt die Zeit, die schon so starke Gegensätze ausgeglichen hat, auch in dieser Beziehung Abhülfe und leitet Annäherung zwischen demjenigen ein, was sich jetzt noch so entschieden abstößt. Freilich sind unsere socialen Zustände zu beschränkt, die Kreise unserer politischen Thätigkeit zu eng gezogen, unsere öffentlichen Verhältnisse von einer zu persönlichen Beschaffenheit, als daß man Grund hätte, zu hoffen, daß derartige Wünsche bald erfüllt werden. Zudem sind ächter Adel der Gesinnung, wahrhafte Freisinnigkeit, vorurtheilsfreie Beurtheilung der Menschen und unbefangene Würdigung der Beweggründe ihrer Handlungen überall höchst seltene Erscheinungen und von jeher diese Vorzüge nur von wenigen Einzelnen als die edelsten Privilegien besessen worden. Die Mehrheit unseres Geschlechtes läßt sich von augenblicklichen Eindrücken, von alten Gewohnheiten, von engherzigen Ansichten und von selbstsüchtigen Beweggründen zum Urtheilen und zum Handeln bestimmen; und so wird es in der Hauptsache bleiben bis ans Ende der Tage, welches auch der jeweilige gesellschaftliche Zustand,

die herrschende Politik und die öffentlich bekannte Religion sein mag. Letztere übt ohnehin auf die Masse der Menschen einen ziemlich geringen, praktischen Einfluß aus, wie stark sich deren kirchliche Gesinnungen auch in Worten und Andachtsübungen äußern sollten; denn während die Grundsätze der Religion z. B. nicht nur Verträglichkeit mit Andersdenkenden, sondern sogar Feindesliebe einschärft, sehen wir in der Wirklichkeit und der Regel nach gerade das entgegengesetzte Benehmen von Hirten und Heerden beobachtet und christliche Theorie und Praxis sehr weit auseinander gehen.

Meinen Leserinnen, die Hausfrauen sind und bisweilen in den Fall kommen, ein Gastessen anzuordnen, wird es vielleicht nicht unlieb sein, wenn ich ihnen auch einige Worte über den englischen Nachtisch sage. Meines Wissens enthält derselbe weder Zuckerbackwerk, noch irgend andere künstlich verfertigte Süßigkeiten; indessen wird die Abwesenheit dieser deutschen Delicatessen reichlich ersetzt durch die herrlichsten und schönsten Früchte, frische sowohl als getrocknete. Auf Sir Roberts Tafel z. B. erschienen neben den riesenhaften portugiesischen Trauben die größten und saftigsten Ananase, die wohlschmeckendsten Mandeln und rothe Haselnüsse; neben den ausgewähltesten Datteln, Feigen und Rosinen verschiedene Sorten der delicatesten Apfelsinen und eben so wenig mangelte das feinste Tafelobst, was die so weit getriebene englische Gärtnerei nur immer hervorzubringen vermag. Ich kann meine Leserinnen versichern, daß schon der bloße Anblick eines derartig zusammengesetzten Nachtisches ein nicht geringes Vergnügen gewährt. Man denke sich eine etwas lange und ziemlich breite Mahagonitafel, deren schön bemaserte Fläche wie ein Spiegel glänzt, mit

einer großen Anzahl geschmackvoll und künstlich gearbeiteter, aus dem klarsten Krystallglas und Silber verfertigter Gefäße besetzt, diese mit den erwähnten Früchten gefüllt und auf eine vollkommen symmetrische Weise aufgestellt, und man hat eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Aussehen und der Beschaffenheit eines guten englischen Nachtisches. Man braucht eben kein Angloman zu sein, um denselben vortrefflich zu finden und darüber das beste Zuckerwerk, ja selbst die Leckerli zu vergessen.

Was ich weniger bewundere, als die englische Küche und Nachtisch, das ist die Art und Weise, wie man nach vollbrachtem Essen sich Hände und Mund reinigt. Es wird jedem Gast eine blaue wasserhaltende Glasschaale vorgesetzt, nebst einem viereckigen kleinen bunten Lappen und mit diesem winzigen Apparat hat er an sich das erwähnte Reinigungswerk vorzunehmen. Angesichts Aller taucht er die Finger in das Gefäß, sie hierauf mit dem besagten Läppchen abreibend, füllt dann den Mund mit Wasser und spuckt dasselbe, nachdem es die im Munde hängen gebliebenen Speisereste in sich aufgenommen hat, in die schmalteblaue Glasglocke. Diese englische Sitte findet man jetzt auch auf dem Festlande eingeführt und ob ich gleich derselben den Karakter der Vornehmheit nicht absprechen kann, so will es mir doch scheinen, als ob man den Insulanern bessere Dinge, als einen Gebrauch nachzuahmen vermöchte, in welchem Reinlichkeit und ihr Gegentheil so nahe beisammen liegen, daß es schwer ist, zu sagen, was von beiden am meisten vorwalte. Doch de gustibus non disputandum.

Bei englischen Essen habe ich mich immer auf den Zeitpunkt gefreut, wo die Damen den Tisch verlassen und die

Männer sich selbst überlassen werden. Fern sei es von mir, hiemit erkennen geben zu wollen, daß weibliche Gegenwart mir überhaupt lästig und ich der Meinung sei, das schöne Geschlecht bilde ein unwesentliches oder gar überflüssiges Element einer gut zusammengesetzten Tischgesellschaft. Nein! Die Grazien dürfen dabei nicht fehlen und Niemand würde ihre Abwesenheit mehr beklagen, als meine Person. Haben aber einmal die Männer einige Stunden lang ihre Aufmerksamkeit den Frauen erwiesen, mit ihnen zusammen gesessen, gesprochen und gegessen; dann ist eine temporäre Trennung für beide Theile gewiß höchst angenehm und wohlthätig. So lange die Geschlechter vereinigt sind, so muß die Unterhaltung durchaus auf eine den Frauen zuständige Weise geführt werden und deßhalb kann man hundert Gegenstände nicht zur Sprache bringen, die in getrennter Gesellschaft einer lebhaften und genußreichen Erörterung fähig sind. Politik, Wissenschaft, Geschäftsverhältnisse, selbst viele interessante sociale Dinge und Tagesereignisse dürfen die Herren vor Frauen nicht berühren und diesen ist hinwiederum versagt, über viele Gegenstände in Männergegenwart sich zu äußern, die ganz speziell wichtig nnd interessant für die weibliche Welt sind. Die englische Sitte, die Geschlechter für einige Zeit zu sondern, sorgt also für die beiderseitigen Bedürfnisse und besteht keineswegs blos zu Gunsten der Männer. Wenn ich daher von englischem Tischgebrauche uns etwas zur Nachahmung empfehlen möchte, so wäre es nicht die Aufstellung der bewußten blauen Waschglocken, sondern den temporären Rücktritt der Damen nach vollendetem Mahle. Ich muß indessen aus eigener Erfahrung bemerken, daß jetzt in manchen englischen Häusern eine Aus-

nahme von der Regel gemacht wird und Herren und Damen bis zur gänzlichen Trennung der Gesellschaft beisammen bleiben.

Es herrscht auf dem Festlande wohl noch mannigfach die Meinung, daß die Engländer ihr Alleinsein nach Tische vorzugsweise dazu benützten, um desto ungehinderter zechen und den Flaschen zusprechen zu können. Es ist allerdings wahr, daß in der Regel der Brite bei solchen Anlässen etwas mehr Wein zu sich nimmt, als etwa ein Italiener oder Franzose thun würde, Leute, die bekanntlich ihre besten Weine in einer Sündfluth von Wasser ersäufen und zu einem Dutzend an einer Flasche trinken. Allein hieraus folgt noch ganz und gar nicht die Sünde der Unmäßigkeit des Engländers. Wie die britische Natur zwanzig bis dreißig Grane Calomel ertragen kann, ja fordert, während ein Festländer an einer solchen Dosis wohl stürbe, so hat jener auch eine stärkere Portion Traubensaftes nöthig, um nichts Weiterem als seinem Bedürfnisse zu genügen. Der Mangel an Sonne im nordischen Klima muß nothwendig durch ein kräftiges Erzeugniß südlichen Lichtes und südlicher Wärme ersetzt und müssen die etwas zähen Lebensgeister des Nebelländers durch das Belebendste, was die Pflanzennatur hervorbringt, in Zug und Fluß gebracht werden. Von Völlerei ist aber keine Rede, wenigstens bin ich nie Zeuge von einer solchen Ungebühr gewesen und höchstens mag noch ein alter Fox-hunter und Country Squire von Fieldings Stempel nach Tische des Guten ein wenig zu viel thun.

Sind durch den Abgang der Damen die Reihen der Gesellschaft gelichtet, so fordert der Wirth die zurückbleibenden Männer zu engerem Anschließen auf; man rückt die Sessel

näher zusammen und eine größere Vertraulichkeit und Sichgehenlassen macht sich sofort in der Unterhaltung bemerklich. Vor dem Wirthe sind nun etwa sechs große Caraffen, vom schönsten Krystallglase verfertigt und mit eingeschliffenen Stöpseln versehen, in Reihe und Glied aufgestellt. Jede der Flaschen trägt einen silbernen Schild, auf welchem der Name des flüssigen Inhaltes geschrieben steht. Behufs der Verzierung, wie auch der Schonung der kostbaren Tafel ist überdieß jede Caraffe in ein silbernes mit einer Sammtsohle versehenes Gehäuse eingesetzt, etwa ein Drittheil so hoch, als die Flasche selbst und aus welchem diese herausgenommen wird, wenn man sich ihres Inhalts bedient. Help yourself sagt der Wirth zu seinem Nachbar linker Hand, indem er ihm die Flaschenbatterie zuschiebt. Dieser versorgt sich aus einer ihm beliebigen Flasche, übermacht hierauf die vorgesetzten Weine dem nächsten Tischgenossen und auf diese Weise kreisen die Caraffen im geschlossenen Männerring herum. Tritt zuweilen ein etwas lange dauernder Stillstand im Wandern der Flaschen ein, so erhält derjenige, vor dem dieselben eben aufgepflanzt sind, vom Wirthe freundschaftlichst die Mahnung: »help yourself and pass the bottles Sir if you please« und sogleich beginnt der Flaschenzug sich wieder in Bewegung zu setzen. Diese Art zu trinken sagte mir immer sehr wohl zu und man kann gewiß nicht leugnen, daß sie wenigstens eben so gesellig ist, als die unsrige.

Was die Weine betrifft, die man nach Tische genießt, so müssen Portwein, Xeres und Bordeaux in erster Linie aufgezählt werden; Champagner und Rheinweine kommen bei diesem Anlaß nicht mehr zum Vorschein. In der Regel

spricht man dem Portwein am meisten zu und in der That eignet sich derselbe vor allen übrigen für das englische Klima und für die englische Kost. Er ist der kräftigste aller bekannten Weine der Erde, da er nicht weniger als 25 % Weingeist enthält, während die stärksten französischen etwa 18 % und die geistreichsten Rheinweine nur gegen 12 davon haben. Trotz seiner Stärke wirkt der Portwein, selbst in einiger Quantität genossen, nicht heftig aufregend; er bringt nur eine äußerst behagliche Wärme im ganzen Körper hervor, ist wegen seiner Milde und Säurelosigkeit dem Magen sehr zuträglich und scheint dem Verdauungswerk guten Vorschub zu leisten. Um jedoch in dem beliebten portugiesischen Getränk alle die guten Eigenschaften zu entwickeln, deren es fähig ist, muß dasselbe nicht nur von Hause aus gut und 8—10 Jahre alt sein, sondern auch einige Male die Linie gekreuzt haben. Manches Faß des edlen Weines wandert daher zu Schiff nach Ostindien und wieder zurück, bevor man ihn für würdig hält, auf den Tafeln der vornehmen und reichen Leute zu erscheinen.

Unter den Mitgästen befand sich ein junger nordamerikanischer Naturforscher, der sich durch eine gewisse Redseligkeit auszeichnete, sich jedoch hiedurch eher empfahl und unterhaltend als langweilig und unangenehm machte. Unser junge Mann war eben erst in England angekommen und ihm überhaupt noch das alte Europa frische und jungfräuliche Erde. Die Tischgesellschaft der Mehrzahl nach zusammengesetzt aus vielgereisten Männern von reifem Alter, reicher Erfahrung und großer Menschenkenntniß lieh dem zungenfertigen Amerikaner auf einige Zeit gern ihr Ohr und hörte mit großer Gutmüthigkeit die Lobsprüche an, welche er in

bedeutendem Maaße seinem Vaterlande spendete. Nordamerika war das leibhafte Paradies auf Erden. Unser Kollege sprach unter anderem auch von einem in seiner Heimat angetroffenen Mineral und gab die Länge von dessen Krystallen, ich weiß nicht zu wie viel Zollen an. Auch bei uns findet sich das gleiche Mineral, entgegnete ein bekannter englischer Geognost und zwar in einer Größe, die höchstens anderthalb Zoll erreicht und bis jetzt sind meines Wissens nirgends größere Krystalle gefunden worden. Das mag sein, gab der Amerikaner zur Antwort; aber Sie müssen bedenken, daß Amerika vielmal größer ist, als England, ja als ganz Europa, und daher ist es kein Wunder, wenn dort gewisse Mineralien einen größern Umfang haben, als bei Ihnen. Dieser Grund war natürlich so schlagend, daß keine Einwendung dagegen gemacht werden konnte; hätte aber der transatlantische Gelehrte im Augenblick, wo er dieses siegreiche Argument darlegte, einen Blick auf die Gesichter seiner Zuhörer geworfen, so würde er auf denselben vielleicht einen Zug bemerkt haben, den er, selbst bei sehr oberflächlichen physiognomischen Kenntnissen und noch so großer Eigenliebe kaum zu seinen Gunsten hätte auslegen können.

Zu welchen Albernheiten doch nicht bisweilen ein zu eifriger Patriotismus verleiten, wie stark er das Urtheil verblenden, wie kleinlich und lächerlich derselbe oft sonst verständige und einsichtige Menschen machen kann! Die Bemerkung gilt nicht nur von den Amerikanern, welche allerdings in diesem Punkte sich starke Blößen geben; sie trifft alle Menschen, denn mehr oder weniger theilt diese Schwachheiten Jeder, welchem Volke er auch angehören mag. — Nichts ist freilich schwieriger, als über nationale oder auch

nur über örtliche Vorurtheile sich zu erheben; des Einflusses der Jugendeindrücke und der nächsten Umgebung sich zu erwehren und einen Blick zu gewinnen, der die eigenen und fremden Verhältnisse so ansieht, wie sie in der Wirklichkeit sind. Wir überschätzen oder erniedrigen den Werth von Menschen und Dingen, je nachdem dieselben uns näher oder ferner stehen, je nachdem sie unsere Interessen und Eitelkeit mehr oder weniger berühren, je nachdem sie mehr oder weniger an die Maßstäbe passen, welche wir täglich anzulegen gewohnt sind. Daher halten wir nicht selten eigene Mangelhaftigkeit und Untergeordnetsein für Vorzug und Ueberlegenheit und sind geneigt, das fremde Bessere in einem nachtheiligen Lichte und gerade dasjenige als Fehler zu betrachten, was an und für sich vortrefflich ist und uns selbst abgeht. In dieser uns anerzogenen und angebornen engherzigen Parteilichkeit und Befangenheit des Urtheiles liegt nun auch die eigentliche Quelle des Philisterthumes und der Spießbürgerei, der Ursprung desjenigen Lokalgeistes, der nichts Höheres, als sein eigenes Schneckenhaus kennt, der den Wiener sagen läßt: „'s gibt nur e Kaiserstadt, gibt nur ein Wien“ und welches Schreiber dieser Linien in seiner Jugend mit dorffremden Knaben in einen Faustkampf führte, weil beide Theile den höchsten Kirchthurm in ihrem Orte haben wollten.

Wenn der Ungebildete, dessen Gesichtskreis nicht über seine unmittelbare Umgebung hinausreicht, diese für den Inbegriff aller Vollkommenheit ansieht, so ist eine solche Schwachheit eben so sehr zu verzeihen, als die an sich so lächerliche Eitelkeit jenes afrikanischen Häuptlings, der in einige Lumpen gehüllt und auf einem Holzblocke sitzend,

europäische Reisende voll Selbstgefühl und Stolz fragte, was man wohl in ihrem Lande von seiner Majestät und Herrlichkeit spräche. Wenn aber Leute von liberaler Erziehung; wenn Menschen, die Gelegenheit hatten, die Welt zu sehen und Eigenes mit Fremdem zu vergleichen; wenn Männer von Kopf, Einsicht und Erfahrung noch von dem Wahne befangen sind: ihre Geburtsstätte und Heimat sei der Sitz aller Weisheit, alles Guten, aller Vorzüge und Annehmlichkeiten, und einheimische offenbare Abgeschmacktheiten als gereimt angesehen wissen wollen; dann erscheint die Beschränktheit widrig, dann verdient sie durch die engste Hechel der Ironie gezogen und mit allen Geißeln des Spottes gezüchtiget zu werden.

Wie wohlthuend ist die Erscheinung eines vollendeten Weltmannes im edlen Sinne des Wortes, wie erquicklich und erhebend das Begegnen mit einem wahren Cosmopoliten, der, ehe er Engländer, Amerikaner, Deutscher, Schweizer, Wiener oder Pariser sein will, auf die Würde eines Menschen Anspruch macht und welcher den Werth der Völker und ihrer Einrichtungen vom hohen Standpunkte der Humanität aus abmißt und bei seinen Urtheilen über Menschen und Dinge nicht einmal nationale Vorliebe durchblicken läßt, geschweige von einem örtlichen Maßstabe Gebrauch macht. Männer von einem solchen Adel der Gesinnung und von dieser Höhe der Bildung müssen zu den seltensten Erscheinungen gezählt werden, denen man innerhalb des Gebietes der zivilisirten Welt begegnet; sie werden aber auch da, wo sie sich finden, in eben dem Grade von den Massen gehaßt, als sie sich über die Millionen beschränkter Köpfe erheben und die Großartigkeit ihrer Weltansicht in

Gegensatz tritt zu den Maulwurfsideen der Mehrzahl der Menschen. Schon mehrmal hat die Philisterwelt ihr „Kreuzige, Kreuzige ihn“ über solche Männer ausgerufen und sie ist eigentlich jeden Augenblick bereit, ihren Groll gegen Geistes- und Bildungsüberlegenheit auszulassen.

Die Mitternachtsstunde hatte schon längst geschlagen, als wir, auf die Nachricht hin, daß der Thee bereit stehe, uns vom Tische erhoben, um das erquickende Getränk in der benachbarten Halle einzunehmen. Bevor wir aber diese Zimmerwanderung antraten, machte der so freundliche und für die vollständige Befriedigung aller Wünsche und Bedürfnisse seiner Gäste so sehr besorgte Wirth uns auf eine äußerst schön gearbeitete und nicht sehr weit von der Tafel aufgestellte spanische Wand aufmerksam, die trotz ihrer Nähe meinen Blicken bis dahin völlig entgangen war. Diese Vorrichtung hatte keine andere Bestimmung, als eine kleine Sammlung schöner Porzellangefäße von ziemlich großen Dimensionen zu umschließen und die jeweiligen Gäste in den Stand zu setzen, dieselben genauer sich anzusehen und etwaige Kunstbemerkungen zu machen, ohne daß hiedurch die übrige im Saale anwesende Männergesellschaft irgend wie gestört würde.

Natürlich versäumte keiner von uns, in das artige Kabinetchen einzutreten und von den daselbst vorhandenen Dingen eine genaue Einsicht zu nehmen. Sammlungen der beschriebenen Art habe ich indessen in mehr als einem englischen Eßzimmer angetroffen und ich erwähne dieser Thatsache ausdrücklich in der Absicht, den Beweis darzulegen, erstens, daß in Sir Roberts Hause alt englischer Sitte nachgelebt werde und zweitens, daß die in neuerer Zeit vielfach

von Reisenden aufgestellte Behauptung keinen Grund habe, gemäß welcher nämlich die Sitte, sich solche Sammlungen von Porzellanvasen in Eßzimmern zu halten und auf dieselben von Seite des Wirthes vor der Uebersiedelung der Männer in den drawing room aufmerksam gemacht zu werden, in England gänzlich außer Gebrauch gekommen sei. Es mag auf dem Festlande wohl die Ansicht walten, dergleichen Kabinete in einem Eßsaale aufgestellt, beurkundeten einen eben nicht ganz geläuterten, ästhetischen Geschmack; nach meiner unmaßgeblichen Meinung läßt sich aber die Zweckmäßigkeit solcher Sammlungen durchaus nicht in Abrede stellen, wie jeder bezeugen wird, der sich ein Urtheil aus eigener Erfahrung hat bilden können.

Die Frühe oder Späte der Tagesstunde beraubte uns des Vergnügens, die Damen des Hauses beim Thee zu sehen und die Herren mußten daher das warme Getränk ohne weibliche Gesellschaft zu sich nehmen. Die stattlich hohe, schön gewölbte und an den Eßsaal anstoßende Halle diente uns als Unterhaltungssaal und während wir den köstlichsten Mokka oder den duftigsten Hayson schlürften, betrachteten wir die schönen Kunstschätze, welche Peel an diesem Orte aufgestellt hat. Vor allen herrlichen Dingen zog eine von Chantry verfertigte Marmorbüste Walter Scott's meine Aufmerksamkeit auf sich und ich konnte des Anblicks dieses vortrefflichen Kunstwerkes nicht satt werden. Nach dem Urtheile derer, welche das Glück hatten, den unnachahmlichen Schotten persönlich zu kennen, ist das fragliche Bild ohne allen Vergleich nicht nur das ähnlichste, das wir von ihm besitzen, sondern es gibt uns auch die ganze geistige und liebenswürdige Persönlichkeit des großen Schriftstellers in so weit

wieder, als dieselbe in Gesichtszügen sich ausdrücken konnte und in Stein sich darstellen ließ. Man glaubt jeden Augenblick, es müßten die gutmüthig schlauen Lippen zum Sprechen sich öffnen und die ausdrucksvollen Gesichtszüge in das lebhafteste Spiel gerathen. Sir Robert erzählte mir die Umstände, unter welchen sein Freund Scott ohne dessen Vorwissen dem ersten der jetzigen Bildhauer Großbritanniens gesessen habe. Während eines Besuches, den der schottische Baronet in England machte, wurde derselbe zu Chantry in London eingeladen, bei dem er einen kleinen Kreis von Freunden traf. Ohne irgend eine Absicht durchblicken zu lassen, wurde von den Anwesenden das Gespräch auf Gegenstände gelenkt, von denen man wußte, daß sie vor allen andern geeignet waren, das Interesse des Barden auf das Lebhafteste in Anspruch zu nehmen und die zartesten und eigenthümlichsten Saiten seines Gemüthes in Schwingung zu versetzen. Scott ging in die ihm so fein gelegte Falle; des Dichters Mund wurde immer beredter, sein Auge belebter, die übrige Gesellschaft schweigsamer; es ließen sich nur selten noch einzelne, die Steigerung des bereits angefachten poetischen Feuers bezweckende Worte vernehmen; aber auch diese verhallten endlich ganz und über Walter Scott kam eine jener Begeisterungen, deren allein künstlerische Gemüther fähig sind und in denen die ganze schöpferische Kraft ihres Genies zur Thätigkeit kommt und die feinsten Eigenthümlichkeiten ihrer geistigen Natur sich entfalten. Chantry, vor dem unmittelbaren Blicke seines erlauchten Gastes hinreichend geschützt, säumte nicht, diese günstigen Momente für seinen künstlerischen Zweck zu benützen und die Züge Walter Scott's in dem Augenblicke fest zu fassen, wo sie die edel-

sten Seiten seiner gemüthlichen und geistigen Persönlichkeit ausdrückten.

So waren die Anfänge des Kunstwerkes, welches jetzt die Halle von Drayton manor House ziert und das bestimmt ist, künftigen Geschlechtern das Bild des Mannes zu überliefern, der wie kein anderer Schriftsteller der neuern Zeiten es verstanden hat, durch die Schöpfungen seines dichterischen Geistes Millionen von Menschen aus allen Zungen die reinsten Genüsse zu verschaffen und durch den Zauber seiner Schilderungen selbst die trockensten Seelen zu entzücken, ohne sich hiezu anderer Mittel zu bedienen, als derjenigen, welche die edelste Humanität, die reinste Phantasie, der einfachste Geschmack und der gutmüthigste Humor an die Hand geben. Die voranstehende Geschichte der Entstehung der unvergleichlichen Büste von Walter Scott wird auch von Lockhart in dem Leben seines Schwiegervaters erzählt und es wurde dieselbe, wie mir Peel sagte, von ihm dem Verfasser des genannten Werkes mitgetheilt.

Wie auf den meisten Landsitzen englischer Reichen der Bibliothek der schönste Saal des Hauses eingeräumt ist, so auch in Drayton manor House. Leider war uns die Zeit so kurz zugemessen, daß wir uns nur wenig in diesem eben so pracht- als geschmackvollen Gemach umsehen konnten. Wir hatten jedoch Gelegenheit genug, um uns zu überzeugen, daß Sir Roberts Büchersammlung eine nicht nur sehr reiche, sondern auch ausgesuchte ist. Bei der Vorliebe der Briten für das Alterthum fehlen wohl in keiner englischen Privatbibliothek die römischen und griechischen Klassiker und sie waren natürlich auch in der Peel'schen vorhanden. Bei weitem der größere Theil der Bibliothek aber schien mir der

englischen Literatur der ältern und neuern Zeit anzugehören und namentlich reich an Werken zu sein, die für den Historiker, Staatsmann, Administrator und Nationalökonomen von besonderem Interesse sind. Wie man mich vielfältig in England versicherte, verwenden dort die reichen Leute verhältnißmäßig viel Geld für die Befriedigung ihrer literarischen Bedürfnisse und der Stand der Privatbibliotheken, welche ich während meines Aufenthaltes in England kennen zu lernen Gelegenheit hatte, schien mir die Richtigkeit dieser Angabe vollkommen zu bestätigen. So habe ich z. B. selbst auf dem Landsitze eines sehr reichen Gutsbesitzers in Warwikshire eine prachtvolle Bibliothek angetroffen, obgleich deren Eigenthümer ein leidenschaftlicher Fuchsjäger ist und lieber zu Pferde, als am Lesetisch sitzt. In keinem Lande wird übrigens von der gebildeten Welt so viel gelesen, als dieß in England der Fall ist und ganz vorzugsweise genießt man dort das Vergnügen der Lectüre während des langen Aufenthaltes, den die reichern und vornehmern Familien auf dem Lande machen; woher es kommt, daß ein Country-Seat ohne eine ausgesuchte Bibliothek zu den Ausnahmen gehört und als wesentlich mangelhaft betrachtet wird.

Nirgends zeigt sich vielleicht die englische Liebe zum Niedlichen und Netten so stark ausgesprochen, als in der Ausstattung der Bücher; denn nicht nur zeichnen sich diese aus durch Feinheit des Papiers und Schönheit des Druckes, sondern auch durch die Pracht und Vortrefflichkeit des Einbandes. Eben so legt man jenseits des Kanals einen nicht geringen Werth auf eine schöne und geschmackvolle Aufstellung der Bücher, wie auch große Sorgfalt verwendet wird auf das Fernhalten alles dessen von ihnen, was das Auge

oder den Reinlichkeits- und Ordnungssinn nur irgendwie beleidigen könnte; weßhalb schon der bloße Anblick einer englischen Bibliothek Vergnügen und Genuß gewährt. Ich kann nicht umhin, bei diesem Anlaß offen zu gestehen, daß mir immer einige Schaamröthe ins Gesicht stieg, wenn ich ein deutsches Buch neben ein englisches gelegt sah und Vergleichungen zwischen deren typographischen, Papier- und Einbandbeschaffenheit anstellen hörte. Wie armselig und bettelhaft nahm sich das vaterländische Erzeugniß gegen die substanzielle Vornehmheit des britischen Bandes aus! Es sprang die große Ueberlegenheit des letztern so sehr in die Augen, daß es von meiner Seite lächerlich gewesen wäre, dieselbe nicht anzuerkennen. Warum drucken die Deutschen in der Regel ihre Bücher und Zeitungen immer noch auf so unansehnliches Papier? Diese fatale Frage bekam ich in England mehr als einmal zu hören und nicht selten gab zu denselben gerade ein Werk Veranlassung, das man in Deutschland typographisch schön ausgestattet nennt. Was sollte, was konnte ein guter Patriot hierauf antworten? Man darf nicht einmal sagen, daß deutsche Bücher verhältnißmäßig wohlfeiler als die englischen seien. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß Werke wissenschaftlichen Inhaltes in England nicht selten weniger kosten, als deutsche Bücher ähnlicher Art und gleichen Umfanges. So z. B. kosten Turner's Elements of Chemistry nur eine Guinee und welchen Preis hat Mitscherlich's, hat Berzelius' Werk?

Um zwei Uhr Morgens trennte sich die Gesellschaft und überließ sich der ihr so nothwendig gewordenen Ruhe. Unser Wirth hatte die große Zuvorkommenheit, einige seiner Gäste und namentlich auch meine Wenigkeit in die Schlafzimmer

zu führen und diejenigen Anweisungen zu geben, welche dem zum ersten Male in einem Hause Schlafenden nöthig sind. Ich habe in meinem Leben schon allerlei Lagerstätten, gute und schlechte, weiche und harte zu benützen gehabt; eine luxuriosere und so mit allen erdenkbaren Bequemlichkeiten ausgerüstete war mir indessen noch nie zu Theil geworden, als diejenige, welche ich im Peel'schen Hause fand. Meinen etwaigen weiblichen Lesern zu lieb, welche für häusliche Einrichtungen sich interessiren, will ich es versuchen, eine kleine Beschreibung der Beschaffenheit des Zimmers zu geben, welches mir für eine Nacht Obdach gewährte. Um mit dem Hauptmöbel einer Schlafstube zu beginnen, so hatte dasselbe die gewöhnlichen riesenhaften Dimensionen englischer Betten, das heißt bot Raumes genug dar, um drei erwachsene Personen in sich aufnehmen zu können oder um dem darin Schlafenden jede nur wünschbare Lage zu gestatten. Das Kopfkissen war britischem Gebrauch gemäß etwas niedrig, die Hauptdecke bestand aus dem feinsten Wollenzeug, so weiß wie der Schnee; das Linnen hätte zur ausgesuchtesten Leibwäsche dienen können; die Matratzen waren von vollendeter Güte und Elastizität; die Umhänge schienen mir Leinwand vom feinsten Faden zu sein und boten dem Auge die bunte-sten Farben und Zeichnungen der wunderlichsten Art dar. Mehrere sich kreuzende Teppiche von kostbarer Beschaffenheit bedeckten den Boden und vor der Bettstelle stand eine kleine Treppe, deren Tritte auf das Weichste gepolstert und mit rothem Sammt überzogen waren; welche Vorrichtung die Bestimmung zu haben scheint, das Besteigen des etwas hohen Lagers möglichst mühelos und bequem zu machen. Das Gestelle des Waschtisches war aus dem schönsten Holze und die

darauf liegende Platte aus untadelhaftem cararischen Marmor verfertigt. Mehrere in dieselbe eingesetzten Becken von verschiedener Größe und dem ausgesuchtesten Steingute dienten zur Reinigung des Gesichtes und der Hände und ein riesenhaftes, wannenartiges Porzellangefäß neben dem Waschtisch aufgestellt, war offenbar zum Baden der Füße bestimmt. Ein ganzer Haufen der schönsten damastenen Tücher stand zur Verfügung des Gastes und wenigstens ein halbes Dutzend der feinsten Seifenarten, in hübschen Steingutbüchsen eingeschlossen, fand sich auf der Marmorplatte dem Gebrauche freigegeben. Für die bequeme Abnahme des Bartes war gleichfalls auf das Beste gesorgt und nicht weniger Vorsorge für die Befriedigung der Bedürfnisse Desjenigen getroffen, der zu seiner Toilette wohlriechender Wasser bedarf; denn eine Reihe krystallheller, geschliffener Flaschen enthielten köstliches Kölner Wasser, Roseneſſenz und ähnliche Flüssigkeiten mehr. Noch fanden sich manche andere Dinge vor, welche wesentliche Bestandtheile einer wohleingerichteten englischen Schlafstube sein dürften, deren eigentliche Bestimmung aber auch nur zu errathen meinem Scharfsinn unmöglich war; geschweige daß ich gewußt hätte, irgend welchen Gebrauch davon zu machen.

Sie haben es weit gebracht, diese reichen Insulaner, in der Kunst nämlich: es sich in dieser Welt behaglich zu machen und sich Genüsse zu verschaffen, welche die allerraffinirteste Bequemlichkeitsliebe nur immer verlangen kann. Ob sie deßhalb glücklicher sind, als wir in unsern beschränkteren Verhältnissen, will ich dahin gestellt sein lassen; gewiß ist jedenfalls, daß die Summe genossenen Glückes nicht von der Größe materiellen Besitzes abhängt, noch von dem Grade

der Leichtigkeit, mit dem wir unsere Wünsche befriedigen können.

Wir ließen uns schon mit Tagesanbruch wecken, um vor unserer Abreise noch einen Gang in den Park zu machen und die Schönheiten des Wohnhauses unseres Wirthes zu besichtigen. Daß letzteres nicht klein sein kann, geht schon aus dem Umstande hervor, daß eine testamentarische Verfügung des Vaters von Sir Robert hundert tausend Pfund Sterlinge für den Aufbau desselben festsetzte, eine Summe, mit der selbst in dem theuren England, wo man übrigens kaum kostspieliger, als in manchen Theilen des Festlandes baut, viel auszurichten ist. Der Styl, in welchem der Landsitz aufgeführt ist, erinnert an den Baugeschmack des Zeitalters der Königin Elisabeth und wird, wenn ich mich nicht irre, im Englischen mit dem Worte »castellated« bezeichnet. Der Park ist sehr ausgedehnt und trägt ganz den Karakter großer englischer Gartenanlagen; wenn demselben noch etwas zu wünschen wäre, so möchte es eine größere Zahl hundertjähriger Eichen und Linden sein, diese eben so schönen als karakteristischen Merkmale alter Familiensitze.

Bereits um sieben Uhr Morgens fand sich die gelehrte Gesellschaft beim Frühstück versammelt und obgleich diese Stunde eine ganz ungewöhnliche Frühe für dieses Geschäft war, so hatte Sir Robert doch die große Artigkeit, uns dabei Gesellschaft zu leisten. Gegen acht saßen wir in den Equipagen unseres gastfreundlichen Wirthes, eine Viertelstunde später in den Wagen der Derbyeisenbahn und um 10 Uhr stand ich schon auf der Rednerbühne in Birmingham, um der chemischen Section der britischen naturforschenden Gesellschaft mein Bischen Weisheit zum Besten zu

geben. Man lebt rasch auf britischem Boden und weiß, wie nirgends in der Welt, von Zeit und Raum Gebrauch zu machen.

Ehe ich Drayton Manor verlasse, sei es mir gestattet, noch einige Bemerkungen über die Person des berühmten Besitzers dieses schönen Gutes beizubringen. Peel ist, obgleich schon ein Fünfziger, noch ein äußerß rüstiger Mann, eher von großer, als mittlerer Statur, mehr beleibt, als mager, hat ein volles, rundes, gutmüthiges Gesicht von ächt englischem Schnitt und lichtröthliche Haare. In seiner äußeren Erscheinung schon liegt etwas Stattliches, sein Benehmen ist das eines fein gebildeten Weltmannes: urban, gewandt, sicher und fern von jeder Ziererei und gesuchtem Vornehmthun, obwohl Manche den torystischen Staatsmann nicht von aller Förmlichkeit frei sprechen wollen. Peel hat das Glück, eine zahlreiche Familie zu besitzen, unter welcher sich schon einige herangewachsene Söhne und Töchter befinden und genießt den schönsten aller Rufe: ein musterhafter und liebevoller Vater und Gatte zu sein. Sein öffentlicher Karakter ist hochgeschätzt von Freund und Feind; von Whigs wie von Tories hörte ich über ihn nie anders, als in Ausdrücken der Hochachtung und Anerkennung sprechen und die Biederkeit seiner Gesinnungen und die Tüchtigkeit seines staatsmännischen Talentes werden bereitwilligst anerkannt von allen seinen Landsleuten, die eines unbefangenen und unparteiischen Urtheiles fähig sind. In dieser großen Achtung, die Peel in seinem Vaterlande genießt, liegt es auch, daß derselbe, ohne Minister zu sein, immer noch einen so großen Einfluß auf das Parlament und somit auf die Führung der allgemeinen Angelegenheiten des britischen Reiches

ausübt. Obgleich einer plebeischen Familie entsprossen, steht er doch mit vielen der ältesten und vornehmsten Häusern des Landes in naher Berührung und verkehrt mit ihnen auf dem Fuße der Gleichheit.

Man möchte vielleicht glauben, daß Reichthum das Hauptmittel gewesen sei, durch welches Sir Robert die hohe von ihm jetzt in der britischen Gesellschaft eingenommene Stellung gewonnen habe. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß großer Besitz eine nicht unwesentliche Bedingung ist, um in England eine sociale Bedeutung zu haben, so würde die Annahme: Geld allein schon vermöge Auszeichnung und Ansehen zu ertheilen, sehr irrig sein. Es gibt dort manche Individuen, welche viel reicher sind, als Peel und nichtsdestoweniger eine sehr untergeordnete Rolle spielen und der Klasse der No bodies angehören. Eminente Verdienste, erworben auf den weiten Gebieten des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft oder der Kunst sind unerläßliche Erfordernisse für denjenigen, welcher das Vorrecht genießen soll, über die Menge hervorzuragen, in der Gesellschaft wirklich hochgestellt zu sein. Gesellt sich hiezu hohe Geburt und vornehme Herkunft, so wird hiedurch der Werth des Mannes mehr als verdoppelt und vereiniget sich mit beidem noch großer Reichthum, dann ist der Gipfel gesellschaftlicher Bevorzugung erstiegen, die sociale Notabilität vollendet und hat der Besitzer dieser Güter das beneidenswertheste Loos gewonnen, welches einem Sterblichen zufallen kann. Peel verdankt demnach seine hohe Stellung zunächst den Verdiensten, die er sich als Staatsmann erworben und in zweiter Linie erst dem angenehmen Umstande, daß er eine Rente von fünfzig tausend Pfund Sterlinge zu verzehren hat. Sir

Robert könnte übrigens längst Pair des Reiches sein, wenn er irgendwie und jemals Bereitwilligkeit zur Annahme dieser Würde gezeigt hätte. Die Beweggründe, welche ihn bis-jetzt bestimmt haben, den niedern Rang eines Baronets demjenigen eines Baronen oder Lordes vorzuziehen, werden verschieden angegeben; der wahrscheinlichste ist allgemeiner und politischer Art. Die conservativen Grundsätze, zu welchen Peel sich bekennt, haben im Oberhause so zahlreiche und talentvolle Vertreter, daß die Anwesenheit des Baronets daselbst gewissermaßen überflüssig und ein politischer Luxus wäre. Nicht so im Hause der Gemeinen; hier übt er den allergrößten Einfluß zu Gunsten der Sache aus, für die er wirksam ist; hier ist daher auch das gelegenste Feld, auf dem er seine Kräfte entwickeln, die ehrenhaftesten Kämpfe bestehen, die glänzendsten Siege davon tragen und seinem Vaterlande am meisten nützen kann. Eine solche schöne und wichtige Stellung aufzugeben, um zum Lord und Pair gestempelt zu werden, dürfte wohl Peel so lange keine Lust empfinden, als er rüstig und kräftig genug ist, das Amt eines Leiters und Führers der Conservativen im Unterhause begleiten zu können.

Birmingshams Umgebungen sind in metallurgischer und geognostischer Hinsicht zu interessant, als daß die Gesellschaft nicht hätte versucht sein sollen, einen Ausflug in dieselben zu machen. Der Tag vor dem Schlusse der Sitzungen wurde in der That auch dazu bestimmt, die Dudley Caverns, Sedgley Hills und die in ihrer Nachbarschaft liegenden Eisenwerke zu besuchen. Obgleich der Regen in Strömen herabstürzte, zogen doch hunderte von Mitgliedern zu Wasser und zu Land nach den bezeichneten Punkten. Eine elegante,

mit allen Bequemlichkeiten versehene und gegen den Regen vollkommen schützende Barke führte die Notabilitäten der Gesellschaft, namentlich Buckland, Murchison und den Marquis von Northampton auf einem Kanal bis nahe zu den sogenannten Dudley Caverns. Auf diesem etwa acht Meilen langen Wasserweg begegnet dem Blicke Wunder nach Wunder, sieht man hundertfache Beweise von der Kühnheit des Unternehmungsgeistes und dem Umfange des Gewerbfleißes in Großbritannien. Nach allen Seiten hin gehen Kanäle in die unermeßlichen Kohlen- und Eisenwerke; die ganze Gegend ist mit Hochöfen bedeckt, aus denen hohe Rauch- und Feuersäulen emporsteigen und welche deßhalb namentlich des Nachts einen großartigen und höchst eigenthümlichen Anblick gewähren. Da ich weiter unten noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkomme, so will ich sofort zur Beschreibung unseres Besuches der Dudley Caverns übergehen.

Diese Kalkhöhlen, obgleich nur das Werk der Kunst, haben eine Länge von nahe einer englischen Meile und eine Höhe von etwa hundert Fuß. Die Breite mag etwa fünf und siebenzig Fuß betragen. Wozu aber eine solche riesenhafte Höhle durch Menschenhände machen lassen? Die benachbarten Eisenwerke haben zur Ausschmelzung des Metalles als Zuschlag eine ungeheure Kalkmasse nöthig und Lord Ward versorgt dieselben aus den ihm zugehörigen Dudley Caverns mit diesem Bedürfnisse. Man kann sich von der Menge des zu diesem Zwecke ausgegrabenen Kalkes eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß in wenigen Jahrzehnten die erwähnte Höhle durch das Ausgraben dieses Gesteines entstanden ist und (nach mehreren mir gemachten Angaben) der Eigenthümer aus besagten Kalkgruben eine jährliche

Rente von 15—20000 Pfd. Sterling zieht. Eine andere auf ähnliche Weise entstandene und noch größere Höhle befindet sich unterhalb der eben jetzt in Ausbeutung begriffenen. Lord Ward erwies der Gesellschaft die Aufmerksamkeit, diese riesenhaften unterirdischen Gewölbe auf das Glänzendste beleuchten zu lassen, was demselben eine Ausgabe von viel hundert Pfunden veranlaßt haben muß; denn die Zahl der aufgestellten Lichter ging ins Unglaubliche und überdieß brannten in kurzen Zwischenräumen durch die ganze Erstreckung der Höhle hin auf seitlich eingehauenen Gallerien Kunstfeuer von den verschiedensten Farben. Hier stieg eine massenhafte Strontianflamme auf und verbreitete ihr höllenartiges Licht in den weiten Gewölben, dort wurde das Auge durch indianisches Weißfeuer geblendet und die dunkelste Nacht in den hellsten Tag umgewandelt. Man stieg, um den Eingang der Höhle zu gewinnen, von einer ansehnlichen Höhe durch einen Kessel hinab und unten angelangt, standen auf einem in das Innere führenden Kanal Boote zu unserer Aufnahme bereit. Da die Beleuchtung der Dudley Caverns ein höchst seltenes Ereigniß ist, so strömten aus der Umgegend trotz des abscheulichsten Wetters tausende von Menschen zusammen, um Augenzeuge des eben so ungewohnten als prachtvollen Schauspieles zu sein. Natürlich konnte diese Menge nur dem kleinern Theile nach auf Boote gebracht werden und mußten die Meisten auf dem neben den Gallerien hinlaufenden Weg vorwärts gelangen.

Eben, als das vorderste Boot, auf dem sich meine Wenigkeit befand, durch das kühn gesprengte Felsenthor einfuhr und wir den ersten Blick über das unübersehbare Lichter- und Flammenmeer geworfen hatten, erdröhnte das lange

Gewölbe von schnell aufeinander folgendem, donnerartigem Krachen und Rollen. Man glaubte, die Grundfesten der Erde wären in Bebung begriffen, sie auf dem Punkte, aus ihren Fugen zu weichen und als nahte eine geologische Katastrophe heran, die uns Laien und Gelehrte in die Eingeweide der Gebirge vergraben sollte, um nachweltlichen vergleichenden Anatomen einigen Stoff zu liefern für die genauere Bestimmung der Organisation adamitischer Geschöpfe. Es war aber der kleine Mensch nur, der diesen großen Lärm machte; am hintersten Ende der Höhle wurden ungeheure Kalkfelsmassen durch Pulver gesprengt, um der Gesellschaft begreiflich zu machen, auf welchem Wege die Caverns entstanden und schon Millionen von Wurfelfußen des Gesteines dem Schooße der Erde entrissen worden sind.

Während die Bevorzugteren der Höhlenbesucher behaglich auf ihren Booten in das Innere des Gebirges drangen und allein das Ganze des feenartigen Schauspieles zu überblicken im Stande waren, mußte die Menge durch die höher gelegenen Gänge und Pfade sich winden und schieben, aber eben dadurch selbst zur malerischen Belebung der Scene wesentlich beitragen. Da der Boden der eingehauenen Gallerien bisweilen breit und etwas abschüssig ist, so konnten wir von unsern Schiffchen aus die darauf sich bewegenden Massen vollständig überschauen und fortrücken, auch die wunderlichsten Gruppen in der mannigfaltigsten Beleuchtung sich bilden und wieder auflösen sehen. Bald erschienen der Menschen Gesichter in dem grausig rothen Samielslichte; bald glaubte man neben und vor sich hin einen geisterhaften Leichenhaufen zu erblicken, bedächtigen Schrittes in die Unterwelt wandelnd; so blaß und fahl sahen die Leute von ihren steinernen Höhen

in unsere kleinen Fahrzeuge herab. Da die Bergleute in kurzen Entfernungen massenhafte Pfeiler vom Kalkgestein stehen lassen müssen, damit durch dieselben das überlagernde Gebirg getragen und unterstützt werde, so gewährt in der langen Höhle diese rohe Säulenreihe einen malerischen Anblick und eigen genug nahm sich der auf den Gallerien bewegende Menschenstrom aus, wenn er abwechselnd hinter den Pfeilern sich verbarg und in den freien Zwischenräumen wieder zum Vorschein kam. Höchst eigenthümlich war auch das Geräusch, das die Fußtritte und das gleichzeitige Reden von einigen tausend Menschen, wie auch das Rudern der vielen Boote in den wiederhallenden Gewölben der Caverns hervorbrachten; man hörte in der That kaum sein eigen Wort, so stark summte und schwirrte es einem um die Ohren. Nahe an dem hintern Ende der Höhle angelangt, wurde der Bootenflottille Halt geboten und mit ihr standen auch die Fußgänger still. Nun bestieg Murchison, der diese Gegenden zum besondern Gegenstand seiner Forschungen gemacht hatte, einen erhöhten Punkt und kündigte der anwesenden Menge an, daß er derselben eine kurze Beschreibung der geologischen Beschaffenheit der uns umschließenden Gebirgsmassen geben wolle. Silence! Silence! tönte es aus hundert Kehlen entlang der Höhle hinab und in wenigen Augenblicken hatte das summende Getöse aufgehört und herrschte in den weiten Felsenhallen die vollkommenste Stille. Murchison's Stimme war früher gewöhnt, ein Regiment zu commandiren und noch hatte sie nichts von ihrer durchdringenden Kraft verloren, was unter den obwaltenden Umständen ihm und seinen unterirdischen Zuhörern vortrefflich zu statten kam. In eben so gedrängter als klarer Sprache suchte der ausgezeichnete

schottische Gebirgsforscher die geologischen Verhältnisse der uns umgebenden Gebirgsmassen anschaulich zu machen und einen Begriff zu geben von den Eigenthümlichkeiten der Steinkohlenformation überhaupt. Es hätte übrigens einer Donnerstimme bedurft, um in dem unterirdischen Riesendome von allen Anwesenden verstanden zu werden. Damit aber doch der Wissensdurst eines jeden Einzelnen gestillt würde, begab sich Buckland auf die Gallerien, stellte sich dort auf einen gewaltigen Steinblock und hielt, er und sein zahlreiches Publikum in einen von den künstlichen Feuern herrührenden stechenden Schwefelqualm gehüllt, eine mehr als eine Stunde währende populäre Vorlesung, welche zwar den schon von Murchison besprochenen Gegenstand behandelte, aber auf eine höchst eigenthümliche, humoristische und die Heiterkeit der Zuhörer nicht selten erregende Weise. Zunächst entwarf er ein äußerst anschauliches Bild von der Entstehung der Umgegend und von der uralten Pflanzen- und Thierwelt, welche in jener begraben liegt. Die Engländer lieben bekanntlich ganz besonders, die Natur von teleologischen Gesichtspunkten aus zu betrachten und der berühmte Oxforder Gebirgsforscher, wie er dieß namentlich durch sein letztes geologisches Werk dargethan hat, macht hievon keine Ausnahme. Daß die unermeßlichen Lager von Eisenerzen, Steinkohlen und Kalksteinen der Umgegend von Birmingham neben oder übereinander gelegt sich vorfinden und der Mensch gleichsam nur zuzugreifen hat, um sich das nützlichste aller Metalle in jeder beliebigen Menge zu bereiten, darf durchaus nicht als eine bloße Zufälligkeit angesehen werden; es spricht sich im Gegentheil in dieser Thatsache die deutlichste Absicht der Vorsehung aus, die Bewohner der britischen

Inseln durch dieses Geschenk zum mächtigsten und reichsten Volke der Erde zu machen. Dieses Thema wurde von Buckland mit allen zulässigen Variationen abgehandelt zu nicht geringer Erbauung seiner ihm zuhörenden Landsleute und zu meinem eigenen großen Vergnügen; wenn ich vielleicht auch zu seinen leitenden Ideen mich eben nicht ganz bekennen mochte. Allein, wer weiß es nicht, daß ein geistreicher Mann das beneidenswerthe Vorrecht besitzt: seine Art, die Welt und Menschen sich zu betrachten, sollte dieselbe auch noch so sehr von unserer Anschauungsweise abweichen, mit einem unwiderstehlichen Zauber zu umgeben und interessant zu machen. Ein reiches Feld für oratorische und humoristische Entwickelungen eröffnete sich nun erst, als der Redner auf die Wichtigkeit des Eisens zu sprechen kam. Was würde in der That auch der Mensch sein, hätte ihm nicht ein gütiges Geschick das unscheinbare Metall in Fülle gegeben? Durch den Besitz dieses Gutes ist es unserem Geschlecht allein möglich geworden, den hohen Standpunkt der Kultur zu erreichen, welchen es gegenwärtig einnimmt und nicht nur hätte dasselbe die jetzt von ihm besessene Gewalt über die Natur nie erlangen, in den Besitz der unermeßlichen Reichthümer, Genüsse und Vortheile, welche ihm die heutige industrielle und commerzielle Welt gewährt, niemals sich setzen können; auch der geistige Horizont des Menschen würde unendlich enger gezogen, dessen intellektuelle Entwickelung bei weitem nicht so stark fortgeschritten sein, als sie es ist, wäre das Eisen nicht mit so verschwenderischer Hand über die Oberfläche unseres Wohnsitzes verbreitet worden. Indem die Natur dem Menschen dieses Metall gab, verlieh sie ihm eine außerordentliche Macht, beschenkte sie ihn mit dem

gewaltigsten Werkzeuge und erhob ihn, das an sich so schwache Geschöpf, zum kräftigsten Wesen, zum Herrn dieser Erde. Wenn es daher ein providentielles Metall gibt, so ist es nicht das Gold, nicht das Silber, wie hoch deren Werth auch von den Menschen angeschlagen wird; nein, es ist das Eisen. Denken wir uns, wir würden dieses Körpers auf einmal verlustig, was wären wir dann in physischer Hinsicht? Tausend Wohlthaten, tausend Bequemlichkeiten, die wir jede Stunde bewußtlos genießen, würden uns auf einmal entzogen und wie viele uns nun unentbehrlich gewordenen Bedürfnisse vermöchten wir dann nicht mehr zu befriedigen? Wir wären gezwungen, von der hohen Leiter unserer Kultur um die meisten ihrer Sprossen herabzusteigen und wir würden im Vergleich zu dem, was wir jetzt sind, ein armseliges und hülfloses Geschlecht werden, bliebe uns auch alles Uebrige unverkümmert. An das Vorhandensein des unscheinbaren Eisens war also sehr wesentlich menschliche Gesittung geknüpft und dieses Metall ist so innig mit der geistigen und physischen Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechtes verbunden, daß man dreist behaupten darf: ohne Eisen würde die Menschheit eine ganz andere sein, als sie es mit diesem Metalle geworden ist. Vom Golde und Silber, obwohl sie in der Menschengeschichte eine nichts weniger als unbedeutende Rolle gespielt haben, läßt sich durchaus nicht dasselbe sagen und wir könnten sie heute abgeben, ohne daß deren Verlust unsern Kulturverhältnissen wesentlich schadete oder sie bedeutend veränderte.

Wenn nun das Eisen bereits eine so große Bedeutung hat; wenn dessen Werth für die menschliche Gesellschaft im eigentlichsten Sinne des Wortes schon unschätzbar gewor-

den ist, so verspricht dasselbe jetzt von einer ganz neuen Seite her eine unermeßliche Wichtigkeit gewinnen zu wollen. Durch dessen Fähigkeit (durch volta'sche Ströme) augenblicklich einen Magnetismus von außerordentlicher Stärke in sich erregen zu lassen und denselben eben so schnell wieder zu verlieren, wird das Eisen zur unversiegbaren Quelle einer Kraft, zum Sitz einer mechanischen Gewalt, welche wir nach Belieben steigern können und die uns eben deßhalb zu der Erwartung berechtigt, daß wir dieselbe einst unserer Herrschaft unterthan machen und in den Dienst der Mechanik ziehen werden. Es bedarf aber keiner sehr kühnen Einbildungskraft, um sich den mächtigen Einfluß vorzustellen, welche ein derartiger Gebrauch des Eisens auf unsere socialen Verhältnisse ausüben würde. Wie die magnetische Kraft des in Rede stehenden Metalles uns schon seit Jahrhunderten den Weg sicher über entfernte Meere finden läßt; so wird, und dieß vielleicht schon in kurzer Zeit, dieselbe Gewalt uns mit der Schnelligkeit der Winde durch die größten Räume hindurchführen und zu Wasser und zu Land die Menschen zusammenbringen, rascher noch, als es die Macht des gewaltigen Dampfes jetzt vermag.

Ich kann meine Glossen über das Metall der Metalle nicht beenden, ohne meinen Lesern noch zu sagen, daß der vortreffliche Buckland mit dem köstlichsten Humor die Geschichte eines alten Schuhes erzählte, welcher in die Hände eines afrikanischen Königs fiel und diesem dadurch, daß in jenem einige Nägel steckten, Reichthümer, Ruhm und Ansehen brachte. Aus dem Bischen Eisen wurde, ich weiß nicht mehr wie und was für ein Werkzeug verfertigt, das die afrikanische Majestät weit und breit für Goldstaub und andere Kostbarkeiten

auslieh und dadurch zur Hauptquelle königlicher Einkünfte erhob.

Nach anderthalbstündigem unterirdischen Aufenthalte suchten wir gerne wieder das Tageslicht und unter dem tausendstimmigen Absingen von »God save the Queen« und dem donnernden Krachen der aufs Neue sich losreißenden Felsen verließen Barken und Fußgänger die merkwürdigen Gewölbe der Dudley Caverns. Murchison führte nun einen großen Theil der Gesellschaft nach den benachbarten Sedgley Hills, welche dem Gebirgsforscher höchstinteressante Hebungsverhältnisse, dem Landschaftsfreunde schöne Aussichten über einige bis nach Wales hin sich ziehenden Grafschaften darbieten. Von da aus wendeten wir uns nach dem in Staffordshire gelegenen, nägelmachenden, eisenschmelzenden und glasblasenden Dudley, um eine daselbst neuangelegte Sammlung der Versteinerungen der Umgegend anzusehen und an einem von der Stadt der britischen Gesellschaft gegebenen Imbiß Theil zu nehmen. Diese wichtigen Arbeiten vollbracht, setzte sich eine kleine Gesellschaft, der auch meine Wenigkeit angehörte, in einen eleganten Vierspänner, ließ sich in gestrecktem Trabe durch einen der interessantesten Theile des Hochofenbezirkes und Steinkohlengebietes fahren und des Abends in Sandwell Park, dem Landsitze des Grafen von D...., absetzen, wohin eine Anzahl Naturforscher zu einem Gastmahl eingeladen worden war. Sandwell Park hat die schönsten Baumgruppen, die man sich denken kann und ist von einer nicht ganz geringen Anzahl der zierlichsten Damhirsche bevölkert. Eben als wir in die Nähe des gegen die Mitte des Parkes zugelegenen Wohnhauses seiner Herrlichkeit gefahren kamen, hatte sich Angesichts unserer

ein Rudel derselben auf einem üppigen Rasen gelagert; aber so zahm benahmen sich diese schönen sonst so scheuen Thiere, daß das Wagengerassel und Pferdegetrabe kaum ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und sie im Grasen auch nicht im Geringsten durch unsere Ankunft sich stören ließen. Die in englischen Parken herrschende Ruhe und Stille; ihre sanft auf- und absteigenden, oft lange hingestreckten Flächen des üppigsten und auf das Reinlichste gehaltenen Rasens; die denselben bedeckenden uralten Eichen und Linden mit ihrem reichen Ast- und Laubwerk; die ruhig und in den anmuthigsten Windungen dahin fließenden Gewässer; das bald in malerischen Gruppen gelagerte, bald in flinker Bewegung begriffene Hochwild; die in aller Sicherheit auf den viel hundertjährigen Bäumen hausenden Vögel, all dieß verfehlte niemals auf mich den eigenthümlichsten Eindruck zu machen und Gefühle zu erregen, die ich nur schwer beschreiben kann. Es überfiel mich in einer solchen Umgebung immer eine Art süßer Melancholie und genußvoller Schwermuth, gemengt mit der Empfindung vollkommener Behaglichkeit und ruhiger Freude. Wenn es nun ein glücklicher Zufall wollte, daß das Tagesgestirn eben am westlichen Himmel hinab sank und dessen warmes und doch mildes Goldlicht schräg durch die Eichenhaine auf ausgebreitete Sammtteppiche warf und riesenhafte Schatten auf denselben zeichnete, dann steigerten sich in meinem Gemüthe die Gefühle bis zum Wonnehaften. Noch heute empfinde ich den schönsten Nachgenuß, wenn ich mir die einsamen Spaziergänge ins Gedächtniß zurückrufe, die ich während meines frühern Aufenthaltes in England häufig in einem herrlichen nahe bei Leatherhead gelegenen Park anstellte. Stundenlang

saß ich oft unter einer riesenhaften Eiche, welche, den höchsten Theil des Parkes einnehmend, mir den günstigsten Standpunkt gewährte, Nahes und Fernes zu übersehen und Sonnenuntergänge und Landschaftsbeleuchtungen zu beobachten, wie ich sie seit der Zeit in so prachtvoller Eigenthümlichkeit nicht wieder gesehen habe. Wenn ich je in meinem Leben irgend einer dichterischen Ergießung fähig gewesen wäre, so hätte ich es in jenen Augenblicken süßmelancholischer Entzückung sein müssen. Graf D. empfieng uns mit jener herzlichen und einfachen Freundlichkeit, welche glücklicher Weise in Großbritannien noch ganz zu Hause ist und den fremden Gast sofort heimisch und behaglich macht. Unverweilt wurden uns Zimmer angewiesen, um Höhlen- und Steinkohlenstaub von Gesicht und Händen zu entfernen und unsere Personen tafelfähig zu machen. Kaum hatte ich nach Beendigung dieses unerläßlichen Geschäftes noch die Zeit, einige seltene Gemälde des Hauses anzusehen und einen Blick in den nahen allerliebsten Blumengarten zu werfen. Die dinner-bell rief die ganze im Hause anwesende Gesellschaft im drawing room zusammen und zu meinem nicht geringen Vergnügen nahm ich wahr, daß nicht nur der gelehrte Stand, sondern auch das schöne Geschlecht auf eine glänzende Weise vertreten war.

In England, wie auf dem Festlande, werden die Damen von den Herren zu Tische geleitet und es gilt hiebei die Sitte, daß die Frau des Hauses den Schluß des Tafelzuges macht. Ein vornehmer Festländer hatte der Lady D. seinen Arm geboten und dem Gebrauche seines Landes folgend, wollte er mit seiner Dame den Zug eröffnen. Diese aber leistete lächelnd einen leichten Widerstand und bewegte

sich nicht von ihrer Stelle. Einstweilen waren einige Paare vorangegangen; der ausländische Gentleman machte einen neuen Versuch, dem Zuge sich anzuschließen, aber der alte Widerstand wiederholte sich, ein Umstand, welcher den sonst mit so vieler Leichtigkeit sich bewegenden Mann in einige Verlegenheit setzte. Erst als alle Gäste den drawing room verlassen hatten, folgte die schöne Gräfin ihrem Begleiter und gewiß hat auf dem Wege zu Tische die Liebenswürdigkeit ihrer Ladyship nicht unterlassen, dem etwas betroffenen Gaste die nöthigen Aufklärungen über den von ihr ihm geleisteten Widerstand zu geben.

Nichts ist an und für sich unwesentlicher, als die bei gewissen Anlässen beobachteten geselligen Formen; nichts ist aber dennoch zu einer freien und behaglichen Bewegung in der Gesellschaft nothwendiger und unerläßlicher, als eine genaue Kenntniß dieser Sitten und eine vollkommene Uebungsfertigkeit in denselben. Ich kenne Leute, die voll Witz, voll Originalität, voll Geist sind und in bekannter Umgebung als die interessantesten Gesellschafter sich erproben; welche aber stumm, ungelenk und befangen werden, sobald das Geschick sie in einen Kreis wirft, in welchem die geselligen Gebräuche und Umgangsformen von der gewohnten Weise abweichen. Und diese Erfahrung ist es, die in der Regel mein Urtheil über fremde Menschen mich zurückhalten läßt, deren Betragen in der Gesellschaft kein bemerkliches Zeichen von Bildung, Welt und Geist gibt und die dem ersten Blicke eher beschränkt und unbedeutend, als das Gegentheil erscheinen.

In vornehmen wie in geringen englischen Häusern wird vor oder nach Tisch gebetet; befindet sich nun in der Gesell-

schaft ein Geistlicher, so liegt diesem die Vorrichtung dieser Andachtsübung ob und sind deren Mehrere vorhanden, so wird die Zeremonie von demjenigen vollzogen, der den höhern hierarchischen Rang einnimmt. So waren z. B. bei Peel die Herren Peacock und Buckland anwesend, beide dem geistlichen Stande angehörig; da nun jener Dean von Ely ist, dieser nur Kanonikus, so hatte Peacock zu beten; bei Lord D. aber Buckland, als erster anwesender Geistlicher. Wenn sonst auch die Engländer in ihren Kirchen lange Gebete anzuhören haben, so sind die von ihnen vor und nach Tisch gesprochenen dagegen äußerst kurz und bestehen nur aus wenigen Worten. Es ließen sich an diese und die vorerwähnte Sitte manche Bemerkung anknüpfen, wir wollen sie aber unsere Leser in diesem Falle selbst machen lassen.

Ein glücklicher Zufall machte mich zum Tischnachbar der Lady ...., Tochter des Lordes ...., einer der schönsten weiblichen Gestalten, die ich je gesehen. Ob ich gleich nie sehr menschenscheu war, noch es jetzt bin; ich überhaupt keinerlei Art von Gegenwart sehr stark auf mich einwirken lasse und mir der Verkehr mit sehr verschiedenen Menschen beiderlei Geschlechtes unschwer fällt; so machte mich jedoch von jeher das unverhoffte Begegnen einer großen Schönheit etwas verlegen, ja ich bin mehr als einmal in meinem Leben über dem plötzlichen und unerwarteten Anblick eines schönen Weibes wirklich erschrocken. Worin ein solcher sonderbarer Eindruck seinen Grund hat, dieß anzugeben überlasse ich dem Psychologen; bemerken muß ich indessen doch, daß der fragliche Schrecken ein anderer ist, als derjenige, den hexenartige Gestalten manchmal uns verursachen. Glücklicher Weise ist aber bei mir die heftige Gemüthsbewegung nur

von sehr kurzer Dauer und schnell finde ich das zum geselligen Verkehr so nothwendige Gleichgewicht meiner Gemüthskräfte wieder. Auch Lady .... war die unwillkührliche Ursache einer solchen Erschütterung, über welches Bekenntniß sie gewiß lächeln würde, wenn diese Linien vor ihre schönen Augen kämen. Ich zweifle jedoch stark daran, daß die reizvolle Schöne von der augenblicklichen Gemüthsaufregung ihres Nachbars irgend etwas gemerkt hat; denn als derselbe neben ihr sich niedersetzte, war er bereits wieder Herr und Meister seiner Gefühle geworden und sie gesprächig findend, säumte er auch nicht, sofort in eine Unterhaltung mit der Liebenswürdigen einzutreten. Lady .... gehörte nicht zu der Zahl jener dem gebildeten Stande zugerechneten Frauenzimmer, aus denen selbst der gewandteste und geistreichste Gesellschafter nichts anderes herauszubringen vermag, als höchstens einfache Bejahungen oder Verneinungen der an sie gerichteten Fragen und die mit dem unglücklichen Wahne behaftet sind: es gehöre zum weiblichen Anstand, besonders gegen minder bekannte Männer in der Gesellschaft möglichst spröde, wortkarg, steif und kalt sich zu benehmen. Ich nenne einen solchen Wahn unglücklich, weil er denjenigen, welche unter seiner Herrschaft stehen, hundertfach schadet und weil er namentlich oft wirklich liebenswürdige und geistreiche Frauen und Mädchen für einen allgemeinern socialen Verkehr untauglich, ja zum wahren Ballast einer Gesellschaft macht. Freilich flüchtet sich auch nicht selten ein leeres Gemüth, bittere Armuth des Geistes und bewußte Unfähigkeit, irgend etwas von Bedeutung und Werth zu sagen oder etwas zu geselliger Belebung beizutragen, hinter die Maske eines gemessenen Benehmens und großer Schweigsamkeit. Und wer

wollte es Geschöpfen, so stiefmütterlich von der Natur ausgestattet, verübeln, wenn dieselben es versuchen, ihre Blößen durch ein im Grunde unschuldiges Mittel zu decken, und vorziehen, eher für ungesellig zu gelten, als für geist- und bildungslos? Immer sind sie dann noch erträglicher, als diejenigen ihrer Mitschwestern, welche bei angestammter Beschränktheit geistreich, unterhaltend, ja sogar tonangebend sein wollen. Frauenzimmer der letzten Art werden von gebildeten Männern nicht nur als eine bloße Last, sondern als eine wirkliche Plage jeder Gesellschaft betrachtet und deren Unterhaltung natürlich eher geflohen als gesucht.

Da ich mir nun einmal die Freiheit genommen, vom Hundertsten auf das Tausendste zu kommen und mich wenig oder gar nicht um logische Anordnung meines Stoffes zu bekümmern, so will ich hier ein Kapitel behandeln oder vielmehr nur berühren, dessen Gegenstand für die Männer nicht ohne Interesse ist und der vielleicht auch von meinen Leserinnen nicht als ein ganz gleichgültiger betrachtet wird. Ich meine das Kapitel über die englischen Frauen.

Wer je den britischen Boden betreten und dahin einigen Geschmack gebracht hat, dem mußte der erste auf die Insulaner geworfene Blick zeigen, daß dieselben ein kräftiges und wohlgebautes Geschlecht sind und die Zahl der weiblichen Schönheiten sehr groß ist. Bei meinem ersten Besuche in England schien es mir, als ob die Schönheit der dortigen Weiber die allgemeinste Regel und das Gegentheil eine höchst seltene Ausnahme sei. Fünfzehn Jahre später, obwohl mein Auge etwas kritischer geworden war, konnte ich nicht umhin, wieder von den vielen schönen Gestalten, die ich unter allen Klassen des Landes wahrnahm, überrascht zu werden

und mich in meiner frühern Ansicht zu bestärken, daß Albion vorzugsweise das Land weiblicher Schönheit sei.

Die Haut der englischen Frauen ist so rein, so durchsichtig und frisch, daß das verwöhnteste Künstlerauge sie als tadellos anerkennen muß. Die Gesichtsfarbe gleicht in der Regel dem zartesten Rosenroth; der Wuchs des Haares ist häufig üppig und selten sieht man dasselbe überblond, gewöhnlich braun, wohl auch schwärzlich und bisweilen röthlich. Die Zähne wetteifern durchschnittlich mit der Weiße des Elfenbeins, sind dafür aber auch Gegenstand ganz besonderer Pflege und Sorgfalt ihrer schönen Eigenthümerinnen. Das Gesicht hat in der Regel einen ovalen Schnitt und nur selten sieht man an den eigentlichen Engländerinnen hervorstehende Backenknochen; sein Ausdruck ist eigenthümlich weich und zart, obgleich im Ganzen gehalten und gemessen. Blaue und braune Augen schienen mir die vorherrschenden und Mangel an Lebhaftigkeit kein Fehler derselben zu sein; es ist aber ihr Feuer durch eine gewisse Sanftheit gemildert. Die Augenlieder sind oft auf das Feinste geschnitten, deren Wimpern zarter Seide gleich und die Braunen gerade stark genug, um in das lichte Antlitz einen angenehmen Schatten zu zeichnen. Schnippnäschen bemerkt man selten und die langweilige griechische Form dieses so wesentlichen Gesichtstheiles wird glücklicher Weise auch nicht sehr häufig angetroffen. An Korallenlippen ist kein Mangel und der durch sie gebildete Mund drückt oft die größte Anmuth und den bezauberndsten Liebreiz aus. Hals und Nacken sind häufig von vollendeter Schönheit und jenen verwünschten Anschwellungen, die in vielen Ländern leider nur zu bekannt sind, begegnet man in England nur als äußerst seltenen Ausnahmen.

Die Büste ist anerkannt einer der größten körperlichen Vorzüge, deren sich die Engländerinnen erfreuen und viele derselben können gewiß in dieser Beziehung recht wohl eine Vergleichung aushalten mit den vollendeten Formen, wie sie uns die Meisterwerke der Sculptur des Alterthumes darstellen. Ja, ich bin geneigt zu glauben, daß die englischen Formen dem Geschmacke eines Manchen noch mehr zusagen, als die griechischen; da jene etwas entwickelter sind, als dieß eigentlich die klassische Vorschrift verlangt. Den Händen und Füßen der Insulanerinnen wird bisweilen der Vorwurf gemacht, daß sie nicht in rechtem Ebenmaaße zu den übrigen Körpertheilen stehen, das heißt etwas zu groß seien. So weit mein Auge reichte, um über Proportionalität urtheilen zu können, nahm dasselbe in der Regel nichts wahr, was ihm wie Mißverhältniß erschienen wäre; weßhalb ich auch mit gutem Gewissen in den erwähnten Tadel nicht einstimmen darf. Ich muß im Gegentheil bemerken, daß mir mehr als eine Hand zu Gesicht kam, so niedlich geformt, daß ich einen sehr verwöhnten Geschmack hätte besitzen müssen, wenn ich daran etwas ausgesetzt. Es ist mir namentlich aufgefallen, deren Fingernägel immer so gebildet zu finden, wie die aristokratische Welt des Festlandes sie als karakteristisches Merkmal ihrer Kaste zu besitzen wähnt, das heißt wenigstens doppelt so lang als breit, ein Verhältniß, das allerdings schöner, als das Umgekehrte erscheint. Eben so selten sieht man kurze, dicke plebeische Finger und häufig haben dieselben die Gestalt, welche die Engländer taperlike nennen.

Ob zur Erzielung eines solchen Resultates in England Mittel angewendet werden, ähnlich denjenigen, von welchen

die Schönen China's Gebrauch machen, um ihr ganzes Leben auf Kinderfüßen gehen zu können, weiß ich in der That nicht anzugeben, möchte jedoch daran zweifeln.

Der Gang der britischen Frauen findet auf dem Festlande ebenfalls vielfachen Tadel; es wird ihm Leichtigkeit und Grazie abgesprochen und Storchenartigkeit vorgeworfen. Die Schritte sollen zu groß gemacht, die Füße zu parallel gesetzt, die Beine zu stark aufgehoben werden. Ich bin mit den Regeln des höhern Geschmackes, insofern sie sich auf Haltung und Bewegung des Körpers beziehen, zu unbekannt, als daß ich wagen dürfte, mich in dem fraglichen Punkte für oder gegen die britische schöne Welt zu erklären. Nicht umhin aber kann ich, zu bemerken, daß das Getrippel und Getänzel, das Hin- und Herschwingen des Körpers, welches man häufig an den Schönen unserer kleinen deutschen Residenzen, namentlich auf öffentlichen Spaziergängen, zu beobachten Gelegenheit hat, jenseits des Kanals kaum als graziös bewundert und schwerlich für etwas Anderes als geschmacklose Ziererei gehalten werden dürfte.

Wenn nun in England körperliche Vorzüge keineswegs das Privilegium einer besonderen Klasse sind und selbst unter den niedrigsten Ständen sie häufig angetroffen werden, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß die vornehme Welt, die Gentry und Nobility ganz besonders durch einen großen Reichthum an weiblichen Schönheiten sich auszeichnet, wie dieß in ähnlichen Kreisen auf dem Festlande kaum der Fall ist.

Es wäre eine nicht ganz uninteressante naturhistorische Aufgabe, die Ursachen aufzufinden, denen Großbritannien die physische Vortrefflichkeit seiner Bevölkerung, die höhern

Klassen ihre körperliche Auszeichnung verdanken. Ich will es versuchen, über diesen Gegenstand einige Ansichten zu entwickeln.

An die Spitze dieser Ursachen darf gewiß die Abstammung der heutigen Engländer gestellt werden. Die Anglosachsen waren im Punkte des Körperbaues ein frisches und stattliches Geschlecht; auch die Dänen und Normannen brachten kein schlechtes Blut nach Albion hinüber und es waren letztere namentlich gesunde Reiser, ganz dazu gemacht, auf den kräftigen ihnen verwandten germanischen Stamm gepfropft zu werden.

In Frankreich half die Einführung deutschen Blutes sehr wenig oder gar nichts; die gallische Natur waltete dort zu sehr vor, als daß das germanische Element eine wesentliche Veränderung in dem körperlichen und geistigen Habitus der dasigen Bevölkerung hätte bewirken können; weßhalb auch die Neufranken ihren einheimischen Urvätern noch so ähnlich sehen, als wären sie vollblütige Gallier.

Wer weiß es nicht, daß bei Thieren die Art der ihnen gegebenen Nahrung und eine sorgfältige reinliche Haltung und Pflege den größten Einfluß auf Leibesbeschaffenheit ausüben? Und warum sollte dieß beim Menschen anders sein? Die britische Kost ist einfach und kräftig; das feinste Weitzenbrod, das saftigste Rind- und Schaffleisch, die vortreffliche Kartoffel, bilden die Hauptnahrung von Reich und Arm, von Vornehm und Gering.

Und was Reinlichkeit betrifft, so wird das britische Volk von keinem andern übertroffen. Es verwendet die größte Sorgfalt auf die Reinhaltung des Körpers und nirgends in der Welt wird zu diesem Behufe ein so ausgedehnter

Gebrauch von dem wohlthätigen Elemente des Wassers gemacht, als in Großbritannien. Bäder werden viel häufiger, als bei uns genommen und jedes nur etwas ordentlich beschaffene Haus enthält die hiezu nöthigen Einrichtungen. Waschungen, die Bädern gleich kommen, finden täglich mehrere statt: des Morgens, vor dem Mittagessen und nicht selten auch noch vor Schlafengehen. Mit der Leibwäsche geht man ebenfalls sehr verschwenderisch um, und täglich einmal dieselbe zu wechseln, ist nichts weniger, als das ausschließliche Vorrecht der Reichen. Auch die übrige Körperbedeckung wird auf das Reinlichste gehalten und in keinem andern Lande ist wohl die Mehrzahl der Bevölkerung so gut und bequem gekleidet, als eben wieder in England. Die wohlhabenderen Klassen wechseln ihren Anzug wenigstens einmal im Tage, indem die Sitte es gebieterisch verlangt, daß das Mittagsmahl nicht in dem Geschäftskleid, sondern in dem besten Gewand eingenommen werde. Das Innere der Wohnungen entspricht vollkommen der reinen Haltung des Körpers und namentlich in Wohn- und Schlafstuben trifft man immer reine und gesunde Luft, was theilweise dem durch die Kamine veranlaßten Luftwechsel beizumessen ist.

Das englische Volk liebt die Bewegung in freier Luft. Nirgends in der zivilisirten Welt wird daher wohl mehr geritten, gefahren, gegangen, als jenseits des Kanals. Schon die kleine Miss und der junge Master, kaum der Kinderstube entlassen, setzt sich auf das behende Poney und galopirt Stundenlang umher. Die nicht ganz sechsjährige Tochter eines meiner Freunde sah ich ganz allein auf einem solchen Thiere mit der größten Sicherheit durch die schnell sich krümmenden Pfade des Parkes im gestreckten Trabe reiten,

und als ich dem Vater meine Besorgniß ausdrückte, das Kind könnte doch leicht stürzen, gab er mir lächelnd zur Antwort: J dare say she will not but if so there will be not much harm in it. Erwachsene Frauenzimmer besteigen häufig die feurigsten Pferde und reiten Meilenweit mit den Männern um die Wette. Und welche körperliche Uebung gewährt nicht die Jagd? Ich meine nicht dasjenige, was bei uns so genannt wird und was die Engländer viel bezeichnender nur mit dem Worte »Shooting« bezeichnen, sondern das Treiben und Einholen des Wildes zu Pferde. Ueber Stock und Stein, über Graben und Hecken setzen die englischen Nimrode, von den schnellsten Rennern getragen, den behenden Füchsen nach und legen oft in weniger als zwei Stunden dreißig und mehr Meilen zurück, bei welchen Anlässen es sich freilich wohl auch hie und da ergibt, daß ein Foxhunter Arm und Bein, wo nicht gar das Genick bricht.

Ein anderes britisches Bewegungsvergnügen ist das Rudern, worin oft Knaben schon eine nicht geringe Meisterschaft zeigen. Man sehe nur einmal einer Rowing match auf der obern Themse zu und man wird sich überzeugen, daß körperliche Gewandtheit, Kraft und Ausdauer nicht etwa bei Bootsleuten nur, sondern auch bei Söhnen von Nobleman und Gentlemen in einem hohen Grade angetroffen werden. Ich selbst nahm einmal an einem kleinen Ruderwettkampf zwischen Kingston und Richmond Theil und ich konnte nicht umhin, bei diesem Anlaß die jungen Gesellen, welche sämmtlich Söhne vornehmer Leute waren, ihrer gezeigten Sehnenkraft und Geschicklichkeit wegen, höchlich zu bewundern.

Dann hat man in England eine große Vorliebe für gewisse gymnastische Spiele, an welchen Vornehm und Gering,

Nobleman und Farmer Theil nehmen. Hieher gehört vor allen das »Cricket«, eine Art von Ballspiel, wobei es viel zu laufen, zu schlagen und auch Büffe auszuhalten gibt, das Auge im Messen von Entfernungen, der Arm im sichern Treffen geübt wird. Ganze Dörfer treten nicht selten im Cricket zu einem Wettkampf zusammen; es versammeln sich auf den schönen Rasenplätzen, die zu demselben immer gewählt werden, Hunderte aus allen Ständen, um dem Spiele zuzusehen und es wird eine solche Angelegenheit manchmal für wichtig genug gehalten, um in Zeitungen besprochen zu werden. Junge Knaben wie erwachsene Personen, der Lord wie sein Pächter, der Clerk einer Office wie der Musensohn nehmen mit leidenschaftlicher Liebe an derartigen Matches theil.

Auch wird in England viel zu Fuß gegangen und es geben sich namentlich Frauenzimmer, welche wohl über Wägen nach Belieben verfügen können, diese in körperlicher Hinsicht so wohlthätige und für die Frischerhaltung des Geistes ganz unentbehrliche Bewegung sehr häufig; weßhalb sie auch in der Regel gute Fußgängerinnen sind und in dieser Beziehung wohl durchschnittlich ihre Mitschwestern auf dem Festlande übertreffen mögen. Kann nun wohl ein Volk, in dessen Adern das Blut körperlich ausgezeichneter Völkerstämme rinnt; das die Reinlichkeit und Ordnung liebt; das sich von einfacher und kräftiger Kost nährt; das viel und stark in freier Luft sich bewegt, kann es wohl anders als wohlgebaut, rüstig, kräftig, gesund und schön sein?

Ich bin indessen geneigt, zu glauben, daß außer den angeführten Ursachen noch einige andere Umstände einen wesentlichen Einfluß auf die Körperbeschaffenheit der briti-

schen Insulaner ausüben. Die Reinheit, Weiße und Durchsichtigkeit der Haut, welche wir so sehr an den Töchtern Albions bewundern müssen, sollten sie wohl nicht zum Theil von derselben Ursache herrühren, welche der Insel ihren unvergleichlichen Rasen gibt? Es ist ohne Zweifel der Feuchtigkeit der Atmosphäre, den häufigen Nebeln beizumessen, daß Englands Boden ein so herrliches und frisches Gras bedeckt. Aller aus der Luft sich absetzende Staub wird immer durch die Vermittelung des atmosphärischen Wassers von der Oberfläche der Pflanzen entfernt und deren Gewebe geschmeidig und saftig erhalten. Dasselbe Agens fortwährend mit der menschlichen Haut in Berührung, kann nicht unwirksam auf dieselbe bleiben nnd muß sie frisch, thätig und elastisch machen. Die Bewohner Hollands, der Küstengegenden des nördlichen Deutschlands und der Länder Scandinaviens zeichnen sich ebenfalls durch eine reine weiße Haut aus, leben aber auch in einer Luft, der es an Feuchtigkeit und Nebeln nicht gebricht.

Man zollt, meiner Ueberzeugung nach, der Wahrheit nur ihre Steuer, wenn man behauptet: daß nirgends in der Welt so viele Neigungsheirathen geschlossen werden, als auf den britischen Inseln. Eheliche Verbindungen zwischen Personen, die sich kaum gesehen, die von einander besser das zu hoffende oder schon besessene Erbgut, als Gemüth, Karakter und Bildung kennen und die folglich sich weder lieben noch hochschätzen können, kommen weniger häufig, als auf dem Festlande vor. Die Heirath wird als die wichtigste Angelegenheit des Herzens behandelt, in welcher mit Recht die dabei unmittelbar betheiligten Personen die Haupt-, die Eltern nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Die

jungen Leute haben sich häufig schon verständigt, Mann und Frau zu werden, ehe die Väter und Mütter von dem Schritte ihres Sohnes und ihrer Tochter Kenntniß haben. In der Regel beobachtet der junge Mann das Mädchen, auf welches seine Blicke gefallen sind, sehr lange und sucht dessen Karakter, Gesinnungen und Eigenschaften auf das Genaueste kennen zu lernen; das Geheimniß seines Herzens wird sorgfältigst verwahrt und Niemanden, selbst dem Busenfreunde nicht anvertraut. Hat er nun endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Gegenstand seiner Neigung und Aufmerksamkeit als Gattin für ihn passe, dann faßt er seine Entschlüsse, theilt seine Absichten der seinem Herzen am Nächsten stehenden Person mit und schreitet zur Verwirklichung seiner Pläne. Wenn nun die Mehrzahl der Heirathen durch die Bande der Liebe geschlossen sind und auf der Grundlage gegenseitiger Hochachtung ruhen, so kann es auch an wahrhaft glücklichen Ehen nicht fehlen und müssen jene widrigen Verbindungen seltener als sonst wo angetroffen werden, welche, unter dem Einflusse der gemeinsten Beweggründe der Geldliebe und des Eigennutzes abgeschlossen, kaum anders als kalt, gleichgültig und langweilig sein können.

Sollten nun glückliche Ehen, sollten die zärtlichen Gesinnungen der so eng verbundenen Gatten, sollten die warmen Anhänglichkeitsgefühle derselben keinen Einfluß auf ihre Nachkommen ausüben? Sollten Kinder vom Beginne ihres Daseins an in der belebenden Atmosphäre warmer elterlicher Liebe sich bewegend nicht auch in körperlicher Hinsicht anders sich gestalten, als diejenigen, welche, gemüthlosen, gleichgültigen, selbstsüchtigen Eltern angehörig, beinahe ausschließlich von Miethlingshänden gepflegt werden und in

der Umgebung für ihre Mühe bezahlter Personen aufwachsen? Ich bin sehr geneigt, die angeführten Umstände nicht nur in gemüthlicher und moralischer, sondern auch in physischer Beziehung als höchst einflußreich zu betrachten und es ihnen zum Theil zuzuschreiben, daß Großbritannien eine so schöne und kräftige Bevölkerung besitzt.

So weit meine Beobachtungen reichen, bestätigen sie die schon so oft ausgesprochene Behauptung, daß der englische Adel durch die große Zahl seiner weiblichen Schönheiten sich auszeichne und in dieser Beziehung seine plebeischen Landsleute übertreffe. Obgleich dieser Stand an politischer Bedeutung, Macht, Einfluß, Ansehen und Reichthum der ihm verwandten Kaste Deutschlands unendlich überlegen ist, so theilt er dennoch deren Vorurtheil von Mißheirathen nicht, das heißt ist nicht mit dem lächerlichen Wahne behaftet: eine eheliche Verbindung mit einer sogenannten bürgerlichen Frau verunreinige sein adeliches Blut und hänge den daraus entspringenden Kindern ich weiß nicht welche Art von Makel und Unvollkommenheit an. Der britische Edelmann kann keine Mißheirath machen; seine Gattin, stamme sie von dem ältesten patrizischen Geschlecht ab oder gehöre sie der unbekanntesten plebeischen Familie an, sei sie reich, sei sie arm, nimmt den Rang des Gemahles ein und genießt alle mit demselben verbundenen socialen und politischen Vortheile. Die Bürgerliche wird durch den bloßen Act der Heirath mit einem Nobleman rechtlich sowohl als in der öffentlichen Meinung durch und durch geadelt und ihre Kinder werden für so vollblütig angesehen, als zählten sie auf väterlicher und mütterlicher Seite einige Dutzende von Ahnen. Daher sind die Beispiele nichts weniger als unerhört, daß ein

Herzog, ein Viscount, ein Marquis, ein Graf, eine Schauspielerin, eine Kaufmannstochter, das Mädchen eines Wirthes, die Miß eines Pächters heirathet und diese Freiheit macht es dem englischen Adel so leicht möglich, sein Blut aus dem Grundstocke des Volkes aufzufrischen und in dasselbe neubelebende Elemente einzuführen. Anderwärts, wo das Vorurtheil die Genossen des Adelstandes zwingt, ausschließlich nur mit Gliedern der Kaste sich zu vereinigen, kann es wohl kaum anders sein, als daß die eheliche Wahl nicht oft unpassend und ohne gegenseitige Zuneigung getroffen werde. Und ist nicht zu erwarten, daß die häufige Wiederkehr solcher Mißverhältnisse endlich einen nachtheiligen Einfluß auf die physische Beschaffenheit des Geschlechtes ausübe? Arten doch sogar die Kartoffeln aus, werden sie nicht von Zeit zu Zeit in einen frischen Boden verpflanzt.

Dann kommt noch ein anderer Umstand dem britischen Adel zu Gute. Da dem Erstgebornen ausschließlich neben dem Titel und Rang auch das ganze unbewegliche Vermögen des Vaters zufällt, so besitzt der Edelmann jenseits des Wassers auch alle Mittel, seinem Stande gemäß zu leben und hat nicht nöthig, bei der Wahl seiner Gattin auf Geld zu sehen, sondern kann in dieser so wichtigen Angelegenheit ganz dem Zuge seines Herzens, seiner Neigung und seinem Geschmacke folgen. Und eben dieses Erstgeburtsrechtes wegen erhalten durchschnittlich selbst die Töchter der vornehmsten und reichsten Väter eine verhältnißmäßig so geringe Mitgift, daß diese ein nur sehr geringes oder eigentlich gar kein Gewicht in die Wagschaale zu legen vermag und keinen Beweggrund zum Abschluß einer Heirath abgeben kann. Würde nun ein britischer Edelmann nicht ein vollendeter

Thor sein, wenn bei der ihm so vielfach gewährten Wahlfreiheit er den Dictaten seines Herzens nicht folgte und eine eheliche Verbindung schlösse, die seinen Wünschen nicht entspräche? In der Regel wird daher seine Wahl auf eine Person fallen, die körperlich und geistig gesund und ausgezeichnet ist und so dürfen wir uns nicht wundern, den britischen Adel auch im Punkte körperlicher Vorzüge bevorrechtet zu sehen.

Den Briten überhaupt, insbesondere aber den Engländerinnen wird sehr häufig Steife im Betragen, Zurückhaltung im geselligen Verkehr und Kälte des Karakters vorgeworfen. Da mir das Glück zu Theil geworden ist, während meines mehrmaligen Aufenthaltes in Großbritannien ziemlich oft in Berührung mit englischen Frauen zu kommen, so halte ich mich für nicht ganz unbefugt und unbefähigt, über den fraglichen Vorwurf einige Worte zu sagen.

Englische Sitte schreibt allerdings vor: gegen Unbekannte ein gemessenes Betragen zu beobachten und auf dieselben ohne vorausgegangene Einführung wenig oder keine Rücksicht zu nehmen. Natürlich haben Frauenzimmer an diese Regel noch strenger sich zu halten, als die Herren. Fremde nun, die sich so behandelt sehen und in ihrem Lande an eine entgegengesetzte Sitte gewöhnt worden sind, können daher wohl kaum anders urtheilen, als dieß gewöhnlich geschieht. Man würde aber stark gegen die Wahrheit sich verstoßen, behauptete man, daß ein derartiges Betragen unter allen Umständen beobachtet werde und Ungeselligkeit ein hervorstechender Zug der britischen Natur sei. Nach meinen Erfahrungen herrscht in englischen Kreisen nicht als Ausnahme sondern als Regel ein sehr herzlicher Ton und eine Unbefangenheit

des Benehmens, welche man nicht immer in den geselligen Vereinen des Festlandes und namentlich nicht immer in denen von Deutschland antrifft. Und ist ein Fremder von guter Hand empfohlen, und weiß er sich als Mann von Bildung und Erziehung zu betragen, so darf er darauf rechnen: als ein Freund des Hauses angesehen und mit einer Zuvorkommenheit, Urbanität und Herzlichkeit behandelt zu werden, die ihn sogleich heimisch und behaglich machen müssen. Nicht aber etwa die englischen Männer allein erweisen sich auf eine solche Weise; auch die Frauen, verheirathete wie ledige, und ich darf wohl sagen, sie in einem höhern Grade noch zeichnen sich aus, durch freundliches Entgegenkommen, durch ein offenes an Zutraulichkeit grenzendes Benehmen, wie durch ein zartes von Ziererei und Prüderie gleich freies Wesen.

Der eingeführte Fremde, wenn er nur mit einiger Leichtigkeit sich zu bewegen weiß und die Sprache des Landes etwas geschickt zu handhaben versteht, wird daher mit englischen Damen sehr bald auf einen angenehmen, geselligen Fuß sich setzen und mit ihnen auf die ungezwungenste Weise verkehren können.

Während eines frühern Aufenthaltes in England lebte ich einige Monate bei einem Freunde auf dem Lande und der Zufall wollte es, daß ich einige Damen zu Mitgästen hatte. Bei der ungezwungenen englischen Sitte näherten sich die Visitors einander schnell und am heimlichen Kamine des Parlour, wie auf gemeinschaftlich unternommenen Spaziergängen fügten sich die früher einander völlig Unbekannten rasch zu einem traulichen Kreis zusammen. Mit der eben so liebenswürdigen als hübschen Miß ....., die

zu gleicher Zeit a little bit of a philosopher, das heißt etwas bläulich war und von Chemie und Geologie beinahe eben so viel als meine Wenigkeit selbst wußte, verkehrte ich etwas mehr, als mit den übrigen Damen, indem ich ihr, unverdienter Weise genug, als eine Art von wissenschaftlichem Factotum galt. Sie werden mich auf Ihrer Rückreise nach dem Festlande in Dover besuchen und mir das Vergnügen verschaffen, Sie in meine Familie einzuführen, sagte zu mir eines Tages das schöne Fräulein. Da man in England keine Einladungen in der Voraussetzung macht, daß dieselben abgelehnt werden, so versprach ich mit größter Bereitwilligkeit, den Wünschen des Fräuleins nachzukommen.

Einige Monate nachher langte ich zu einer schon späten Abendstunde in Dover an und meines gegebenen Versprechens eingedenk, säumte ich nicht, das .....sche Haus aufzusuchen. In dasselbe eingetreten, meinen Namen genannt, in den Parlour eingeführt und nach Miß ..... gefragt, erschien diese sofort, empfing mich auf die unverlegenste und freundlichste Weise und wenige Minuten nach meinem Eintritt in die Wohnung war ich bereits der Familie vorgestellt und saß mitten unter ihr so vertraulich am Theetisch, als wäre ich ein alter Bekannter gewesen. Dem Herrn Papa war es hinreichend, zu wissen, daß ich Freund des B..schen und M..schen Hauses sei, um mich auf das Herzlichste willkommen zu heißen und mir seine Gastfreundschaft anzubieten. Die Familie bestand außer dem Vater nur aus drei Töchtern, von denen eine liebenswürdiger und schöner war, als die andere und ich dankte innerlich meiner Freundin, daß sie mir Gelegenheit gegeben, noch am Schlusse meines Aufenthaltes in England ihr so graziöses und huldreiches Schwe-

sterpaar kennen zu lernen. Being an old man and keeping early hours J must bid you good night, sagte der alte Herr gegen zehn Uhr, indem er sich vom Tische erhob und mir nach britischer Weise kräftig die Hand schüttelte. Lassen Sie sich aber nicht stören, fuhr er fort, und unterhalten Sie sich mit dem jungen Volk, das nicht gern früh zu Bette geht, so lange, als es Ihnen gefällig ist. Wir machten von dieser väterlichen Erlaubniß vollen Gebrauch und schwatzten Sense und Nonsense bis tief in die Mitternacht hinein. Ich hatte im Sinne gehabt, den nächsten Morgen schon meine Reise weiter fortzusetzen und mit dem Dampfboot nach Calais zu gehen; allein es war mir unmöglich, den freundlichen Einladungen der jungen Damen zu widerstehen und gerne opferte ich einige Tage, um mir von denselben die Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Umgegend von Dover zeigen zu lassen und mit ihnen einige Nachmittage am Meere herum zu schlendern. Natürlich begleitete uns der alte Papa nicht auf diesen etwas anstrengenden Ausflügen und ich hatte das Vergnügen, die drei jungen Damen ganz allein meiner Obhut anvertraut zu sehen.

So unbedeutend das eben Erzählte, dem ich noch manches Aehnliche aus eigener Erfahrung beifügen könnte, an und für sich selbst ist, so beweist es dennoch ziemlich viel und zeigt, daß man jenseits des Kanals gegen den Fremden auch zuvorkommend sein und ihm mit großem Vertrauen begegnen kann. Ich zweifle sogar sehr, ob man irgendwo in Deutschland so handeln würde, wie die vortreffliche Familie in Dover gethan und wie unter ähnlichen Umständen so häufig in England geschieht. Einem jüngern Manne und Ausländer obendrein, der zum ersten Male in die Familie

tritt, halbe Tage lang die Töchter des Hauses auf Spaziergängen anzuvertrauen, würde bei uns ohne Zweifel für ein schwer zu sühnendes Vergehen gegen Anstand und gute Sitte gelten und in einem Orte von der Kleinheit Dovers auf Monate reichlichen Stoff für Stadtgeschwätz und Fraubasenunterhaltung bilden. Ich kann nicht umhin, bei diesem Anlaß einige Bemerkungen über den Verkehr zwischen Unverheiratheten beiderlei Geschlechtes, wie ich denselben in England zu beobachten Gelegenheit hatte, beizubringen; da, wie mir scheint, in diesem Verhältniß mehr als in irgend einem andern ein zuverläßiger Maßstab für die Beurtheilung des gesellig sittlichen Karakters eines Volkes gegeben ist.

In mehreren Ländern Europa's unterwirft die Sitte das unverheirathete Frauenzimmer einer großen Beschränkung hinsichtlich des Umganges mit Männern. Hier werden die Mädchen bis zu ihrer Verehelichung in Klöster eingeschlossen, dort zwar in Gesellschaft gebracht, aber von Müttern und Muhmen überwacht und am straff gehaltenen Gängelband der Vormundschaft geführt. Ja in einem Lande, das sich auf seinen geselligen Karakter nicht wenig zu Gute thut und als Muster und Vorbild guter Sitte angesehen sein will, läßt man selbst den Bräutigam mit seiner Braut nicht einen Augenblick allein und hält z. B. einen zeugelosen Spaziergang von Verlobten für höchst unschicklich. Nicht so in England; hier herrscht zwischen den Unverheiratheten beiderlei Geschlechtes eine Freiheit des Verkehrs, wie wohl nirgends sonst. Es ist wahr, man zeigt Vorsicht bei der Aufnahme junger Männer in einen Familienkreis, der weibliche Mitglieder zählt; ist aber einmal der Eintritt gewährt, dann wird jenen ein großes Vertrauen geschenkt; man rechnet

mit der verdachtlosesten Zuversicht auf die vollkommenste Ehrenhaftigkeit der Eingeführten, versieht sich von ihrer Seite der Beobachtung des rücksichtsvollsten Betragens und erwartet, daß sie auch nicht um eine Haaresbreite die Grenzen der Schicklichkeit und des Zartsinnes überschreiten.

Unter so bewandten Umständen und bei solchen Voraussetzungen kann der Umgang der Geschlechter unmöglich ein anderer als ein freier sein und fallen hundert der ängstlichen Rücksichten und Vorsichtsmaßregeln weg, die man in andern Ländern gegenüber den jungen Leuten im Interesse des guten Rufes der Mädchen zu nehmen und zu treffen für unumgänglich nothwendig erachtet. Ein junger Mann kann also z. B. mit einem Frauenzimmer recht wohl eine lebhafte Unterhaltung führen, ihm bei Gelegenheit den Arm bieten und Aufmerksamkeiten erweisen; ja er darf sogar getrost mit demselben einen Gang durch den Park, einen Spaziergang ins Freie machen, es auch etwa zu Pferd begleiten, ohne daß beide Theile zu fürchten hätten, den nächsten Morgen schon unter die Zungen geschwätziger Weiber zu fallen und von der Ortsklatscherei als Verlobte bezeichnet zu werden. Wird aber von einer solchen Freiheit niemals Mißbrauch gemacht? Derjenige muß in der That schon ein vollendeter Bösewicht sein, der das größte und schönste Vertrauen, das Menschen in einander setzen können, zu verletzen vermag; der edle Arglosigkeit durch niedrigen Verrath, unbedingte Zuversicht durch schmähliche Ehrlosigkeit erwiedern sollte. Jenseits des Kanals müßten freilich höhere Wesen als Menschen wohnen, wenn sich nie Solche unter ihnen fänden, welche die Vorschriften der Sittlichkeit und Ehre mißachten. Tritt aber je ein Fall dieser Art ein und mißbraucht

ein Mann das in ihn gesetzte Vertrauen gegenüber der unter den Schutz seiner Ehre gestellten Damen; dann trifft ihn sicher allgemeine Verachtung und wird er aus dem Banne ehrenhafter Gesellschaft ausgeschlossen; eine Strafe, die härter ist, als jede, welche das Gesetz über ihn verhängen könnte.

So wie ich das britische Frauenzimmer kennen gelernt habe, besitzt dasselbe außer einem feinen Gefühl für das Schickliche und geübten Sinn für die praktischen Verhältnisse des Lebens einen tief liegenden romantischen Zug des Karakters, der zwar bisweilen zu Uebereilungen und Fehltritten verleitet, viel häufiger aber zur Quelle der edelmüthigsten Handlungen und der hingebendsten Aufopferungen wird. Nirgends entfaltet sich vielleicht die innere Natur des Weibes mehr und tritt deutlicher zu Tage, als in seinem Verhältniß zum Manne und namentlich in demjenigen, das wir Ehe und Liebe nennen. Was sagt z. B. nicht allein schon der Gegenstand aus, an dessen Schicksal eine Frau das Ihrige knüpft! Vielleicht läßt sich in den meisten Fällen mit Bestimmtheit angeben: ob Hochachtung und Neigung den Hauptantheil an dem gethanen Schritte hatten, oder ob Rücksichten auf materielle Vortheile, auf Geld und äußere glänzenden Verhältnisse die Wahl bestimmten. Es kann natürlich hier nicht von Personen die Rede sein, die Maschinen sind und welche man daran gewöhnt hat, daß für sie in Hauptangelegenheiten des Lebens Andere fühlen, denken, urtheilen und handeln. Solche Wesen sind eigentlich für nichts, was sie auch thun mögen, als verantwortlich anzusehen und aus ihrer Handlungsweise läßt sich höchstens auf den Grad ihrer Abhängigkeit und Unmündigkeit schließen. Ich rede von Frauenzimmern, denen die Sitte des Landes

Selbstständigkeit gewährt und welche in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens vollkommen frei über sich selbst verfügen können. Es dürfte wohl wenige Länder der gesitteten Welt geben, in welchen das Individuum so viel Freiheit genießt, auf dasselbe so viel Rücksicht genommen wird und wo persönliche Unabhängigkeit und Selbstständigkeit eine so hohe Geltung hat, als dieß in Großbritannien der Fall ist. Das Gesagte findet seine Anwendung nicht etwa blos auf die politischen Verhältnisse, sondern auch und dieß ganz besonders auf die persönliche Stellung in der Familie. Ein Hauptzweck der britischen Erziehung geht dahin, in Jedem das Gefühl eigener Würde und die Liebe zur Unabhängigkeit möglichst stark zu entwickeln und selbstständige Menschen zu bilden. Die Väter und Mütter behandeln die Kinder nicht als Wesen, nur dazu da: dem elterlichen Willen blindlings zu gehorchen, ihren Wünschen unbedingt zu folgen, ihre Pläne rücksichtslos auf eigene Neigung auszuführen. Der Vater sieht in seinem Knaben schon den Mann, zum einstigen Genusse der Unabhängigkeit bestimmt und die Mutter in ihrem Mädchen die künftige Frau, ebenfalls zum freien Gebrauch ihres Willens geboren. Aus dieser hohen Werthung der Persönlichkeit entspringen nun alle die zarten Rücksichten, alle die feinen Aufmerksamkeiten und das würdevolle Benehmen, welche die Mitglieder einer Familie gegen einander beobachten und welche dem häuslichen Leben in England einen so eigenthümlichen Zauber verleihen. Und eben in dem bezeichneten Umstande liegt es auch begründet, daß die Eltern in diesem Lande so rücksichtsvoll und zart bei den Heirathen ihrer Kinder sich zeigen, individueller Neigung einen so großen Spielraum gestatten und in die persönlichste

aller Angelegenheiten so wenig als möglich sich einmischen. Versteht sich von selbst, daß es auch Ausnahmen von der Regel gibt und jenseits des Kanals es ebenfalls nicht ganz an solchen Vätern und Müttern fehlt, welche das Recht zu haben wähnen: über ihre erwachsenen Kinder unbedingt als über Unmündige verfügen und namentlich dieselben nach Gutdünken verheirathen zu dürfen.

Wenn englische Mädchen sich verehelichen, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß die Mehrzahl derselben diesen Schritt aus freien Stücken und auf eigene Verantwortlichkeit thun und aus der von ihnen getroffenen Wahl darf man daher auch auf ihren Karakter, auf ihre Gesinnungen schließen. Nun wage ich zu behaupten, daß wenn dieser Maßstab an die Handlungsweise der sich verheirathenden Frauenzimmer gelegt wird, wir in keinem andern Lande Europa's mehr Uneigennützigkeit begegnen, als auf den britischen Inseln; es dürfte aber auch kein Land geben, in welchem die Zahl glücklicher Ehen größer ist, als diejenige, die in Großbritannien angetroffen wird. Selbst gewisse Fehler der Menschen deuten oft auf Vorzüge und Tugenden hin. Nirgends finden häufiger Entführungen oder vielmehr willkührliche Entfernungen von Frauenzimmern aus dem elterlichen Hause Statt, als eben auch wieder in England und Beschreibungen von Ereignissen dieser Art bilden bekanntlich einen beinahe stehenden Artikel der englischen Zeitungen. Honorable und right honorable misses sogar verschenken oft ihr Herz an Männer ohne Rang, ohne Vermögen, ohne Aussichten; sie opfern denselben nicht selten die glänzendsten Verhältnisse, die größten Annehmlichkeiten und alle die Genüsse, welche eine hohe gesellschaftliche Stellung und

Reichthum gewähren können und leben entfernt von Freunden und Verwandten in Dürftigkeit und Entbehrung mit dem Gegenstand ihrer Neigung und Liebe. Wie sehr Schritte dieser Art auch zu tadeln, und wie oft sie auch mit äußerst bedauerlichen Folgen verknüpft sein mögen, so liefert die verhältnißmäßig große Häufigkeit derselben doch den Beweis, daß das englische Frauenzimmer kein kaltes, berechnendes, eigennütziges, nur auf materielle Vortheile bedachtes, glanz- und genußsüchtiges Wesen ist, sondern daß es das Vermögen besitzt: vorkommenden Falles den Forderungen und Neigungen des Herzens und des Gemüthes die größten Opfer, deren Menschen und namentlich Frauen fähig sind, mit Bereitwilligkeit darzubringen. Solche Handlungen zeugen von einer großen Macht der Gefühle und verrathen eben den tief-romantischen Zug, den ich weiter oben schon als der englisch weiblichen Natur vorzugsweise zugehörig bezeichnete.

In edlerer Form tritt diese Natur auf in Fällen großen erlittenen Unglückes. Es kann nicht fehlen, daß bei dem riesenhaften britischen Handel starke Wechsel im Besitze äußerer Glücksgüter eintreten; daß z. B. heute ein Mann über Millionen gebietet und im größten Ueberfluß lebt und morgen durch unvorhergesehene Umstände von seiner Höhe plötzlich herabgestürzt und an den Bettelstab gebracht wird. Unter derartigen Schlägen des Schicksals erprobt sich nun die wahre Liebe, die Stärke des Karakters, die uneigennützige Gesinnung, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Gattin am Besten. Im Unglücke ihres Mannes nun, in dessen Kampfe mit einem herben und widrigen Geschicke erscheint die englische Frau im schönsten Lichte, zeigt sie sich in ihrer ganzen Vortrefflichkeit. Nicht nur ergibt sie sich

mit ächt philosophischer Ruhe in das Unvermeidliche; nicht nur verschließt sie in sich den eigenen Kummer; nicht nur vermeidet sie mit der größten Sorgfalt jede Aeußerung, welche auch nur entfernt wie Tadel und Vorwurf klingen möchte; sie ist gegen den Gatten liebevoller, zuvorkommender, hingebender, freundlicher, als sie es in den frühern Glücksumständen war; sie sucht das Mangelhafte und Drückende der neuen Lage, wo nur immer möglich, vor den Augen des gebeugten Mannes zu verdecken und unfühlbar zu machen und sie wendet alle Beredsamkeit des Herzens auf, um die Zukunft möglichst heiter, die Vergangenheit minder bedauerlich erscheinen zu lassen. Von mehr als einer so beumständeten englischen Frau sind mir Züge geschildert worden, welche tief ergreifend waren und einen Adel der Gesinnung beurkundeten, der zur Bewunderung zwang. Glücklicher Weise für uns ist dieser weiblich sittliche Heldensinn nicht ausschließliches Vorrecht britischer Lande; wir begegnen ihm auch diesseits des Wassers.

Nach dieser etwas langen Abschweifung, von der ich recht sehr wünschen muß, daß sie meine Leserinnen nicht gelangweilt habe, kehre ich noch einmal zu der Tafel des Grafen von D. zurück, um Gelegenheit zu der Bemerkung zu finden, daß ich in meinem Leben nie eine Tischnachbarin hatte, welche Lady .... durch Schönheit des Körpers, Beweglichkeit des Geistes, Frische und Originalität der Phantasie, heitern Humor, Feinheit des Gefühles und Liebenswürdigkeit des Benehmens übertroffen hätte. Da Wesen dieser Art zu den etwas seltenen Erscheinungen gehören, so wird man es sehr natürlich finden, wenn ich auch nach Tisch die Unterhaltung dieser reich begabten Dame suchte, und mich

beim Thee mehr um sie, als um die anwesenden Gelehrten und andern Herren bekümmerte. Um Mitternacht mußte ich mich von so bezaubernder Nähe entfernen, den schönen Landsitz verlassen und nach der rußigen und raucherfüllten Fabrikstadt zurückkehren, was indessen in höchst heiterer Gesellschaft einiger der ersten Naturforscher Englands geschah.

Während meines Aufenthaltes in Birmingham versäumte ich nicht, einige der größern Fabriken dieser Stadt, welche den Mitgliedern der Gesellschaft auf das Bereitwilligste geöffnet und gezeigt wurden, mir anzusehen. Es interessirte mich vorzugsweise, eine Bleiweisfabrike genau zu besichtigen, welche dieses giftige Produkt in ungeheurer Menge erzeugt. Das Blei wird daselbst in eigenen Oefen oxidirt, die gewonnene Glätte gemahlen, mit Wasser in Berührung gesetzt, dann in große, verschlossene und mit Kohlensäure gefüllte Räume gebracht, das Carbonat abermals gemahlen, später mit Leinöl zusammengerieben und endlich in Tonnen so verpackt, daß es von Flachmalern und Anstreichern ohne weitere Vorbereitung angewendet werden kann. Diese Art der Zubereitung des Bleiweißes dürfte wohl auch auf dem Festlande nachgeahmt werden, da sie sich meines Bedünkens vor allen übrigen Methoden durch Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit empfiehlt. Wie groß die Menge des fraglichen Produktes ist, welche die von mir gesehene Fabrike erzeugt, kann aus folgendem Umstande abgenommen werden. Eine Tonne englischen Bleies enthält etwa zwölf Unzen Silbers, welches bei der Umwandlung jenes Metalles in Glätte zurückbleibt; man zeigte mir nun eine tafelförmige Silbermasse von 70 bis 80 Pfunden schwer und es versicherte mich der Fabrikherr, daß dieselbe im Laufe der letzten acht Tage gewonnen

worden sei, was einen Verbrauch von wenigstens 1800 Zentnern Bleies in einer einzigen Woche voraussetzte. Welche Vorsicht man nun auch in der fraglichen Fabrik anwendet, um das Einschlucken der schädlichen Bleitheile zu verhindern, so sahen die Arbeiter doch bleich und leidend aus und es stand der Eigenthümer des Geschäftes auch gar nicht an, mir zu gestehen, daß die Leute ihr Leben durchschnittlich nicht hoch brächten und während ihrer Beschäftigung viel von Bleikolik zu leiden hätten. Nichtsdestoweniger finden sich immer genug Menschen, um die fatale Arbeit für einen verhältnißmäßig geringen Lohn zu verrichten.

Wenn man auf der nach Wolverhampton führenden Straße etwa eine gute Meile von Birmingham sich entfernt hat, so bemerkt man zur linken Hand eine große parkähnliche Anlage, von welcher der Fremde vermuthet, daß sie der Landsitz irgend eines reichen Lordes sei. Frischer sammtgrüner Rasen, welcher das herrlichste Buschwerk und die schönsten Bäume trägt, breitet sich auf einer sanft ansteigenden Hügelfläche in die Breite und in die Länge aus und umschließt an mehreren Stellen kleine Seen. Ein stattliches, pallastähnliches Gebäude guckt aus malerischen Lindengruppen hervor und nach und nach entdeckt man hinter verschiedenartigem, belaubtem Gehölze auch eine Anzahl kleinerer Häuser. Fragt man, wie diese reizende Villa heiße, so erhält man die Antwort: Soho; und zieht der Fremde weitere Erkundigungen ein, so erfährt er, daß der Park keineswegs zu aristokratischen Vergnügungen diene, sondern dessen Mauern eines der größten Gewerke umschließe, welches in Großbritannien vorhanden sei; daß dasselbe tausende von Händen und hunderte von Maschinen täglich in Bewegung setze, um

Eisen, Messing und andere Metalle in Dampfmaschinen und sonstige Dinge umzugestalten.

Indem wir über Soho hinblicken, sehen wir vor uns das englische Seraing, die Schöpfung des noch nicht sehr lange verstorbenen Matthew Boulton, eines Mannes, welcher mit allem Rechte als einer der ersten Heroen der britischen Gewerbswelt, insbesondere aber als der einflußreichste und durchgreifendste Verbesserer der Birminghamer Industrie gilt.

Boulton hatte das Glück, in den siebenziger Jahren den weltberühmten James Watt zu seinem Geschäftsgenossen zu erhalten und von dieser Zeit an war Soho der Ort, welcher England die besten, meisten und riesenhaftesten Dampfmaschinen lieferte. Soho war es auch, wo zuerst die Gefäße verfertigt wurden, welche das Silberzeug nachzuahmen und zu ersetzen bestimmt sind (Plated wares). Bekannt ist ebenfalls, daß Boulton das mechanische Wunder, einen Münzstempel nemlich, ersann, mit dem es möglich ist, in dem kurzen Zeitraum einer Stunde 40000 Geldstücke auszuprägen.

Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß Boulton im Laufe seiner langen und weitumfassenden Thätigkeit ein fürstliches Vermögen sich erwarb und Gründer einer Familie wurde, welche, was Bedeutung und Achtbarkeit betrifft, mit jeder Andern in England in die Schranken zu treten vermag. Die Söhne handeln im kühnen Geiste ihres unternehmenden Vaters und führen dessen Geschäft in großartigster Weise fort. Leider ist es den Besuchern von Soho auf das Strengste untersagt, einen Blick in das Innere der dortigen Wunderwerke zu werfen und man muß sich mit der Besich-

tigung der sogenannten Showrooms begnügen, in welchen man zwar die außerordentlichen und glänzenden Leistungen der Anstalt zu bewundern die schönste Gelegenheit, nicht aber den Vortheil hat, das Wie ihrer Ausführung kennen zu lernen.

Ganz in der Nähe von Soho liegt Liethfield, eine Art von Weltberühmtheit schon einzig dadurch erlangend, daß daselbst dreißig Jahre lang der moderne Archimedes lebte, ein Mann, welcher für die materielle Wohlfahrt seines Vaterlandes, ja für die der ganzen Welt mehr gethan hat, als vor ihm irgend ein anderer Mensch. Ich spreche von James Watt, dem Manne, der durch die Vollkommenheit, welche er der Dampfmaschine gegeben, den ungeheuersten Umschwung in den Gewerbs- und Verkehrsverhältnissen veranlaßte, von welchem je das Menschengeschlecht Zeuge gewesen. Wenn jetzt riesenhafte Schiffe des Windes und der Wogen spotten und die Bewohner durch Ozeane von einander getrennter Länder zu Nachbaren machen; wenn mit der Schnelligkeit des Vogelfluges hunderte von Menschen gemeinschaftlich und ohne die geringste Anstrengung Länder durcheilen; wenn die kurze Spanne des Menschenlebens eine größere Länge und Ausdehnung gewonnen; wenn Metallschätze, welche sonst ewig in den Tiefen der Erde verschlossen geblieben wären, nun spielend zu Tage gefördert und auf tausendfältige Weise der Menschheit nutzbar gemacht werden; wenn der Dürftige unserer Tage in Stand gesetzt ist, Genüsse sich zu verschaffen, welche in frühern Zeiten kaum dem Reichsten gestattet waren; wer Anders hat diese und noch viele andere Wunder gewirkt, diese Wohlthaten gespendet, als das schaffende Genie des großen Schotten? Kriegsführern und Schlachtengewinnern,

Männern, welche Meister der Kunst sind, auf eine grandiose Weise Vorhandenes zu zerstören, erkennt die Gesellschaft mit größter Bereitwilligkeit Lorbeerkränze zu und weiß dieselben für ihre Thaten nicht genug zu ehren. Wenn sie nun ihre wahren Wohlthäter, wenn sie die Schöpfer ihres Glückes nach Verdienst belohnen wollte, welche Würde wäre zu hoch, welche Auszeichnung zu groß, welche Ehre zu bedeutend, die sie einem Watt nicht angedeihen lassen müßte? Wellington haben seine Feldherrnverdienste an die Spitze der Gesellschaft seines Landes gestellt; sein dankbares Volk hat ihn mit Reichthümern überschüttet, mit Ehre überladen; es hat die Familie des Siegers von Waterloo so hoch gestellt, daß dieselbe vielleicht noch in fernen Jahrhunderten über die edelsten Geschlechter des Landes hervorragen wird; und sicherlich hat der große Krieger all diese Auszeichnung, all diese Ehre vollkommen verdient. Aber wenn Wellington nur noch in den Blättern unserer Geschichtsbücher lebt; wenn die Spuren seiner Wirsamkeit schon längst verwischt sind, dann werden von Watts Thätigkeit noch tausend lebendige Denkmäler sprechen, wird der ganze Zustand der einstigen Welt noch lautes Zeugniß ablegen von der Größe des Genies des bescheidenen Schotten.

Und welche Auszeichnung hat das britische Volk diesem Manne zuerkannt? Es hat ihn allerdings nicht zum Herzog erhoben; es hat ihm kein Familiengut gekauft; es hat ihn nicht mit Orden und Titeln geschmückt. Aber es hat denselben durch den beredten Mund seiner einsichtigsten und edelsten Männer als den größten Wohlthäter erklärt, der je in seiner Mitte erstanden; es hat anerkannt, daß Watts erfinderischem Geiste Großbritannien einen bedeutenden Theil

seiner jetzigen Größe, Macht und Reichthümer verdanke. „Wendet Eure Blicke“, rief einst der urtheilsfähige Davy im Schooße der Elite britischer Naturforscher aus, „wendet Eure Blicke auf die Hauptstadt dieses mächtigen Reiches, auf unsere Städte, auf unsere Dörfer, auf unsere Zeughäuser, auf unsere Gewerbsanstalten; untersucht die Eingeweide der Erde und prüfet die auf ihrer Oberfläche ausgeführten Werke; sehet unsere Flüsse, unsere Wasserstraßen, die Meere an, welche unsere Küsten bespülen: überall werdet Ihr die Spuren der unvergänglichen Wohlthaten dieses großen Mannes finden. Das Genie, welches Watt in seinen bewundernswürdigen Erfindungen entwickelte, hat mehr dazu beigetragen, den praktischen Nutzen der Wissenschaft zu zeigen, die Macht des Menschen über die Körperwelt zu vergrößern, die Bequemlichkeiten des Lebens zu vermehren und zu verbreiten, als die Arbeiten irgend eines Mannes der neuern Zeiten.“ Von Humphry Davy so beurtheilt zu werden, ertheilt größere Ehre, als jede königliche Auszeichnung zu gewähren vermag und ein solches Lob von solchem Munde gespendet hat wenigstens eben so viel Werth, als die britische Pairswürde. Der Lobredner, den Watt vor einiger Zeit in dem beständigen Schreiber der Pariser Akademie gefunden, zeigt sich ärgerlich darüber, daß der große Mechaniker nicht zum Mitglied des Oberhauses gemacht wurde. Wahrscheinlich ist es aber dem demokratischen Gelehrten mit seinem Tadel nicht so ganz ernst und ihm mehr zu thun gewesen, einen Anlaß zu finden, einige kräftige Deklamationen gegen eine ihm verhaßte aristokratische Anstalt an den Mann zu bringen. Es gibt Menschen, welche durch sich selbst so groß und bedeutend sind, daß wir sie nirgends wo sonst gerne sehen, als da, wohin

sie ihr Genius gestellt hat. Oder wäre es etwa passend gewesen, wenn ein Newton, wenn ein Herschel im britischen Senate gesessen und den Titel eines Grafen oder Herzoges getragen hätte? Solche Männer sind von so erlauchter Art und ragen so sehr über die Mehrzahl der Menschen hervor, daß Rangesauszeichnungen für sie, ich möchte sagen, etwas Läppisches, Ungeziemendes haben, oder höchstens ihren Ruhm und ihr Ansehen in dem Grade erhöhen, als eine brennende Wachskerze den Glanz der Mittagssonne vermehrt. Watt war ein derartiger Mann und bedurfte keines geborgten Lichtes, um als Stern erster Größe in die entferntesten Zeiten hinaus zu scheinen.

Wir halten auch dafür, Arago selbst würde seinem Geiste angemessener handeln, wenn er die ruhige Sternwarte von Paris dem geräuschvollen Schauplatz der französischen Volkskammer vorzöge; wenn anstatt die unerquickliche Rolle eines Volkstribunes zu spielen, er nur den lohnenden Beruf eines Pflegers der Wissenschaft erfüllte; wenn der vielbegabte Mann sich ausschließlich der Himmelskunde und der Erforschung der Naturgeheimnisse widmete.

Ich brauche kaum zu sagen, daß ich von Soho hinüber pilgerte nach der Stätte, wo Watt's Gebeine ruhen und nicht versäumte, das Innere der Kirche von Handworth zu betreten, wo sein dankbarer Sohn ein Denkmal errichten ließ, des großen Vaters würdig. Chantry's genialem Meißel ist es gelungen, die Gesichtszüge des berühmten Mannes in Marmor treu wiederzugeben und ein Werk zu liefern, das für die Nachwelt noch mehr Werth haben wird, als es für die Gegenwart besitzt. Die Statue stellt Watt in Lebensgröße und beginnendem Greisenalter, mit sinnendem Antlitz und

in edler Einfachheit dar; und wer auch nicht wüßte, wessen Abbild sie wäre, würde auf den ersten Blick hin sehen, daß es nur dasjenige eines großen Mannes sein könne.

Ohne Zweifel gelingt es später dem Menschen, Dinge, die er jetzt noch, trotz ihrer Bedeutung und Wichtigkeit, als von allem dichterischen Interesse entblößt sieht, in einem poetischen Lichte zu betrachten und z. B. die bewundernswürdigen und wohlthätigen Wirkungen des Dampfes des Besingens für eben so würdig zu halten, als die verheerende Kraft des Sturmwindes, des Feuers und des Wassers; als das Rieseln einer Quelle, das Plätschern eines Baches, das Rauschen eines Flusses, den Donner eines herabstürzenden Stromes, das Gesäusel eines Waldes und was dergleichen poetische Gegenstände mehr sein mögen. Und wenn einmal diese Zeit gekommen ist, die wir freilich noch nicht für sehr nahe halten, dann wird auch der Heros der modernen Gewerbswelt, wird der Mann seinen Dichter finden, welcher die Macht des Menschen über die Elemente vertausendfältigt und demselben mehr als nur herkulische Kraft verliehen hat.

Von den vielen während meines Aufenthaltes in Birmingham mir zu Theil gewordenen Beweisen von Gastfreundschaft kann ich nicht umhin, auch desjenigen zu gedenken, den ich von der ausnehmenden Güte des Herrn M .... erhalten. Dieser vortreffliche Genfer, obwohl schon seit nahe fünfzig Jahre in England wohnend, hängt immer noch mit warmer Liebe an seinem Vaterlande, nimmt den innigsten Antheil an seinem Wohl und Wehe und hat von seinem werkthätigen Patriotismus schon mehr als eine schöne Probe abgelegt. Mit Glücksgütern gesegnet, macht er von denselben einen edlen Gebrauch und lebt auf eine äußerst ange-

nehme Weise ganz in der Nähe des Landsitzes und auf dem Boden des Grafen von Dartmouth zu Hampsteadhall, einem Punkte, der durch seine landschaftliche Schönheit, namentlich durch den herrlichsten Baumschlag ausgezeichnet ist. Ich sollte während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Birmingham Gast von Hampsteadhall sein, es war mir aber unmöglich, mehr als einmal von der Güte des Besitzers Gebrauch zu machen und ich benützte einen schönen Sonntag Nachmittag dazu, um den liebenswürdigen Schweizer in seinem stillen, ländlichen Sitze zu begrüßen. Zu Fuße gehend, verirrte ich mich auf dem Wege dahin, was ich aber gar nicht beklagte, da mir das mehrstündige Umherlaufen die Gelegenheit darbot, herrliche Villen und äußerst liebliche Landschaften zu sehen, an denen die Nachbarschaft der Fabrikstadt keineswegs arm ist. Noch zeitig genug langte ich in Hampsteadhall an, um an dem Mittagessen Theil nehmen zu können, zu welchem außer meiner Wenigkeit ein alter englischer General und ein Seekapitän eingeladen waren. Das Tischgespräch, nachdem es lange um schweizerische Gegenstände sich gedreht hatte, fiel endlich auf den thierischen Magnetismus und damit verwandte Dinge, an deren Existenz der besonnene General nicht im Mindesten zweifelte. Es wurden von ihm Geschichten neuesten Datums erzählt, so außerordentlich und wunderbar klingend, daß dieselben würdig gewesen wären, in meinem Geburtslande, der wahren Heimat der Schlafwandler und Hellseher, dem Haupttummelplatz über- und unterweltlicher Mächte und dem Lieblingsaufenthalte fluchender Dämonen und polternder Geister, sich ereignet zu haben, anstatt auf dem so natürlich prosaischen und für alles Wunderbare und Geheimnißvolle so äußerst

ungeeigneten Boden Englands. Es thut mir wirklich sehr leid, nicht im Stande zu sein, zum Besten meiner Leser einige Einzelheiten der merkwürdigen Thatsachen mitzutheilen; denn ich bin überzeugt, daß namentlich diejenigen meiner Landsleute, welche um die Erweiterung unserer Kenntnisse vom Geisterreich schon so namhafte, ja unsterbliche Verdienste sich erworben und auf das bisher so dunkle Gebiet, auf dem sich Himmel, Erde und Unterwelt begegnen, das hellste Licht geworfen haben, die fraglichen Thatsachen mit dem größten Interesse vernehmen würden. Allein ich muß zu meiner Entschuldigung offen gestehen, daß mein Gedächtniß für Dinge, welche überhalb oder unterhalb unserer Welt, das heißt jenseits der Grenze des täglichen und natürlichen Lebens liegen, außerordentlich schwach und mein Sinn für alles Wunderbare sehr stumpf und noch gänzlich uneröffnet ist. Ja, ich will es nicht verschweigen, meine geistige Verblendung geht dermalen noch so weit, daß Alles, was bis jetzt aus jenseitigen Gebieten herüber zu öffentlicher Kunde gelangt ist, mir ausnehmend läppisch und albern erscheint und daß ich, weit entfernt auch nur die geringste Lust in mir zu verspüren, in den Regionen außerordentlicher Existenzen mich zu orientiren, eine entschiedene an Ekel grenzende Abneigung gegen alles das empfinde, was sich von dorther in unsere schöne Welt herab oder herauf zu dringen versucht. Ich fürchte auch, daß ich dieses starken Widerwillens gegen das Ueber- und Unnatürliche nicht mehr Meister und in meinem stumpfen Sinne, der nichts Außergewöhnliches vernehmen kann, keine Veränderung zum Bessern mehr eintreten werde; welche eindringliche Strafpredigten auch Kernersche und andere würtembergische Geister gegen

solche Verstocktheiten noch halten mögen; denn ich habe mich nun einmal der Herrschaft des gesunden Menschenverstandes, der bekanntlich von höhern Dingen nichts versteht und ein blinder Leiter ist, unbedingt unterworfen und füge mich ohne Widerrede den Aussprüchen dieses Orakels.

Ich will indessen doch zur Erbauung deutscher Liebhaber und Pfleger der thierisch-magnetischen Wissenschaft hier das noch bemerken, daß in den letzten Paar Jahren und namentlich 1839 auf diesem Felde in England viel gearbeitet worden ist und zwar in einem »Quarter«, wo man dieß am Allerwenigsten hätte erwarten sollen. Es ist mir, ohne gewisse Rücksichten aus den Augen zu setzen, nicht möglich, nähere Angaben über diese Dinge zu machen; so viel darf ich aber wohl sagen, daß Naturforscher ersten Ranges sich veranlaßt sahen, in das dunkle Labyrinth einzutreten und Versuche auf diesem schlüpfrigen Boden anzustellen. Die Resultate ihrer Forschungen sind indessen aus mehreren Gründen der Oeffentlichkeit nicht übergeben worden, namentlich, wie ich aus dem Munde eines Experimentators selbst vernommen, auch deßhalb nicht, weil »people were setting their faces against it«, sobald als die wunderbaren Dinge anfingen, ruchbar zu werden.

Ich leugne es nicht, als Deutscher empfand ich eine Art von Genugthuung und Schadenfreude, als mir zu Ohren kam, daß die nüchternen Leute jenseits des Kanals nun auch ein wenig in den Köder des Wunderbaren eingebissen und angefangen hätten, wie weiland meine vortrefflichen Landsleute, allen Ernstes auf ein unergreifbares Gespenst Jagd zu machen. Die Briten dürfen jetzt doch nicht mehr so ganz mit gutem Gewissen über die Wunder-

süchtigkeit und Träumereien ihrer deutschen Vettern spötteln; denn die von Drüben haben nun auch bewiesen, daß sie von germanischen Schwachheiten sich noch nicht völlig losgemacht haben. Das, was schon lange aufgehört hat, von den Vernünftigen unserer Landsleute in das Gebiet der Wirklichkeiten gezählt zu werden, beginnt jetzt erst die ernsthafte Aufmerksamkeit auf der andern Seite des Wassers zu erregen und zwar nicht etwa bei der urtheilsunfähigen und täuschungsliebenden Menge, sondern bei Leuten von hellem Kopfe und wissenschaftlicher Auszeichnung.

Nach eingenommenem vortrefflichen Mahle und nach Besichtigung der herrlichen Schweizerlandschaften, mit welchen die Zimmer des Hauses geziert sind, fuhr ich mit dem vortrefflichen General nach Birmingham zurück und lernte in ihm unterwegs einen Mann kennen, der an der Schweiz mit einer Liebe hängt, die wohl selten bei einem Fremden angetroffen werden dürfte. Frankreichs Benehmen gegen die Eidgenossenschaft in den Ludwig-Bonapartischen, Conseil'schen und anderen neuern Händeln unseligen Andenkens hatte die größte Entrüstung in dem alten britischen Krieger hervorgerufen und gab ihm Anlaß zu etwas herben Bemerkungen über die „große Nation“ und den „kleinen Thiers.“

Ehe ich Birmingham verlasse, muß ich doch auch noch einige Worte über diese Stadt selbst sagen und um hiebei recht deutsch und gründlich zu verfahren, will ich nicht gerade mit der Erschaffung der Welt beginnen, aber doch bei Cäsar anfangen, zu dessen Zeiten Birmingham bereits vorhanden war und Kriegssensen nebst andern Hau-, Schneid- und Stechwerkzeugen verfertigte. Der Ort bildete damals eine Station auf einer der großen die Insel durchziehenden

Militärstraßen und trug bei den Römern den latinisirten Namen Bremenium. Später hieß er Bromwycham, welches dann in Bremecham, hierauf in Bermyngham und endlich in das moderne Birmingham überging. Was dieser Name besage, weiß eigentlich Niemand anzugeben, obgleich schon manche lange Abhandlung über dessen Bedeutung von englischen Alterthümlern und Sprachforschern geschrieben und nicht wenig Scharfsinn aufgewendet worden ist, um die Hieroglyphe zu entziffern. Da viel Ginster in der Nähe wächst oder ehemals wuchs, diese Pflanze aber im Englischen broom heißt und das altsächsische ham oder das neuenglische home unserem deutschen „Heimat“ entspricht, so lösen einige Philologen das Wort Birmingham in Broomham (Ginsterheim) auf, eine Deutung, welche so übel nicht klingt und eben so viel Verdienst und Wahrscheinlichkeit hat, als manche andere sprachliche Conjectur. Heutigen Tages sollte aber die Fabrikstadt in Jronham umgetauft werden, da sie mehr die Heimat des Eisens, als die des Ginsters ist.

Unter Heinrich dem Achten hatte Birmingham nur eine einzige Gasse mit etwa 1500 Seelen; im Jahr 1700 bestanden schon 28 Straßen von 15000 Menschen bewohnt; im Laufe des letzten Jahrhunderts vermehrte sich die Bevölkerung um etwa 70000 Seelen und im Jahre 1837 belief sich die Zahl der Einwohner auf 124000, die der Häuser auf 22000, die der Straßen auf 340 und noch ist die Stadt im raschen Wachsen begriffen, was daraus erhellt, daß jährlich gegen 2000 Häuser den vorhandenen beigefügt werden. Der Haupttheil Birminghams ist demnach sehr neuen Ursprungs, was man ihm auch sehr deutlich ansieht und da dasselbe auch in alten Zeiten nur von Grob-, Messer-, Nagel- und andern

Schmieden bewohnt wurde, so darf man sich nicht verwundern, wenn man daselbst keine glänzende Baudenkmale aus frühern Jahrhunderten antrifft. Die Wohnhäuser sind durchschnittlich klein und unansehnlich und es gibt keine einzige Straße, die man wahrhaft schön oder großartig nennen könnte. Die Kirchen wollen auch nicht viel bedeuten; sie sind klein, durchschnittlich in einem schlechten Geschmacke gebaut und von alt gothischen Gebäuden, an welchen England sonst so reich ist, findet man keine Spur. Die oben erwähnte »Townhall«, die »Grammar School of king Edward VI« und die »Markethall« schienen mir die einzigen Bauten in Birmingham zu sein, welche in Bezug auf Umfang und Architectur Beachtung verdienen. Letztere, ein riesenhaftes, im griechischen Style aufgeführtes Gebäude dient zum Verkauf aller Arten von Lebensmitteln und gewährt den Hökerinnen und Vorkäuferinnen einen herrlichen Schutz gegen die Härten der Jahreszeiten. Es wäre jeder größern Stadt im nördlichen Klimaten ein ähnlicher bedeckter und umschlossener Marktplatz zu wünschen.

In der Nähe dieses großartigen Kaufhauses befindet sich die Straße oder der öffentliche Platz, Bull Ring genannt, welcher nur wenige Wochen vor meiner Ankunft in Birmingham durch die daselbst verübten Großthaten der Chartisten eine europäische Berühmtheit erlangte. Die feurigen Reformatoren pflegten dort unter freiem Himmel das Wohl ihres Vaterlandes zu berathen und um eine kleine Probe von den Mitteln zu geben, welche von ihnen Behufs der Umgestaltung Großbritanniens in Anwendung gebracht werden sollten, zündeten sie eine Anzahl von Häusern an, die vermöglichen Leuten angehörten.

In frühern Jahrhunderten genoß die fragliche Oertlichkeit das ausschließliche Vorrecht, der Schauplatz von Stierhetzen zu sein, woher sie auch den Namen Bull Ring erhalten.

Kein Volk der neuern Zeit hält seine ausgezeichneten Männer in größeren Ehren, als dieß das englische thut und es liebt deren Andenken namentlich durch das Aufstellen ihrer in Marmor gehauenen oder in Erz gegossenen Bildnisse inmitten öffentlicher Plätze zu verewigen; weßhalb man in der Metropole wie in den Provinzialstädten einer großen Anzahl derartiger Denkmäler begegnet. Bedeutende Staatsmänner und Gesetzgeber, Wohlthäter der Menschheit und hervorragende Männer der Wissenschaft, Kunst und des Gewerbes; Niemand ist vergessen, Keiner vernachläßiget. Zu den entschiedensten Lieblingen der Nation gehört aber immer noch der unsterbliche Nelson und wohl nicht mit Unrecht betrachtet sie diesen außerordentlichen Menschen als den glorreichsten Seehelden, der je das Verdeck eines Kriegsschiffes beschritten und als den muthigsten Mann, den das seit uralten Zeiten so tapfer gewesene Albion je hervorgebracht. Nelson hat daher in beinahe jeder britischen Stadt von nur einiger Bedeutung seine Bild- und Ehrensäule erhalten und auch Birmingham, dieser sonst so prosaische Ort ist nicht zurückgeblieben, dem Sieger von Trafalgar die verdiente Huldigung in der beliebten Weise darzubringen.

Wie England überhaupt, so mangelt es auch der Stadt Birmingham nicht an religiösen Secten der verschiedensten Art, und es gibt daselbst eine Menge von Chapels und Meetinghouses für Methodisten, Wesleyaner, Quäker, Widertäufer, Schwedenborgianer, Independenten, Unitarier, Zungenredner, Chiliasten und wie die Uebrigen alle heißen

mögen. Die Quäker namentlich sind in Birmingham zahlreich und stehen auch hier, wie überall, ihrer hohen Rechtlichkeit und Zuverläßigkeit im Geschäftsleben wegen in Ansehen und Achtung. Viele derselben, wie wenig dieß auch mit ihren mystischen Grundsätzen übereinstimmen mag, fangen in neuerer Zeit an, mit naturwissenschaftlichen Studien sich zu beschäftigen und bereits haben einige „Freunde“ einen bedeutenden Ruf als Naturforscher sich erworben, wie die Namen eines Dalton und Philipps bezeugen. Man sagt der jüngern Generation der Quäker nach, daß sie nicht mehr so streng an den Satzungen ihrer Väter halte und einige Weltliebe von ihrem Herzen Besitz genommen habe. In der That begegnet man nicht selten jungen Quäkern, die sich zwar noch als solche aus ihrer Kleidung erkennen lassen, denen man es aber doch auf den ersten Blick ansieht, daß ihnen diese Welt und deren Formen nicht mehr so ganz gleichgültig sind. Der Schnitt und die Farbe ihrer Röcke, sowie die Größe und Gestalt ihrer Hüte nähern sich bisweilen so sehr der herrschenden Mode, daß sie leicht mit gewöhnlichen Weltkindern verwechselt werden könnten. Und auch manche jugendliche Quäkerin zeigt in ihrer Toilette eine Sorgsamkeit, welche oft nicht sehr weit entfernt zu liegen scheint von dem Bestreben: sich dieser Welt wenigstens in der Bekleidungsweise gleich zu stellen; was übrigens nichts schadet, da der ächt quäkerische weibliche Anzug keineswegs geschmackvoll ist und eine schöne Gestalt eher verdirbt als hebt.

Daß es heutigen Tages Unitarier in Birmingham gibt, kann nicht auffallen, da dieselben schon im vorigen Jahrhundert in dieser Stadt einheimisch waren. Wie ich in England aus zuverlässiger Quelle vernommen, ist diese Secte

jetzt in einer ziemlich raschen Zunahme begriffen und gehören ihr auf den britischen Inseln mehr Leute, namentlich aus gebildeten Ständen an, als gewöhnlich angenommen wird. Obgleich die Orthodoxen der Staatskirche und die Mitglieder der meisten andern Secten auf die Unitarier als auf arge Ketzer und gefährliche Freidenker herabsehen und diese von jenen kaum anders betrachtet werden, als ein Züricher Glaubensmann den fürchterlichen Doctor David Strauß aus Ludwigsburg ansieht, so sind dieselben doch äußerst fromme Leute. Sie feiern den Sonntag beinahe eben so streng, als ein schottischer Puritaner; gehen fleißig in ihre Kirchen; hören dort Predigten an, denen ein biblischer Text zu Grunde liegt; lesen in der heiligen Schrift und unterscheiden sich überhaupt in ihrer religiösen Ansicht kaum von Denen, welche in Deutschland z. B. im besten und unbescholtensten Rufe der Rechtgläubigkeit stehen. Ihre einzige Ketzerei scheint darin zu bestehen, daß sie in Christus zwar den Weltheiland verehren, ihn aber nicht als die Gottheit selbst anbeten.*)

Ich habe unter den Unitariern Männer und Frauen kennen gelernt von einer Vortrefflichkeit der Gesinnung, einem Adel des Karakters, einer Reinheit des Wandels und einer werkthätigen Menschenliebe, wie diese Tugenden nicht immer bei Leuten anzutreffen sind, die auf ihre Rechtgläubigkeit gar viel sich zu Gute thun und fast von nichts Anderem, als von ihren ächt christlichen Grundsätzen zu reden wissen.

*) Im Jahre 1791 fanden bekanntlich in Birmingham Aufläufe Statt, bei welchen der dortige rechtgläubige Pöbel seine Wuth gegen die Unitarier ausließ und mehrere ihrer Versammlungshäuser niederbrannte, unter andern auch dasjenige, in welchem der berühmte Priestley von 1780 bis 1791 als Geistlicher in Wirksamkeit stand.

Die Zahl der Wesleyaner in Birmingham ist auch nicht ganz gering; hier aber wie im übrigen England stehen dieselben mit den Bischöflichen auf einem guten Fuße und betrachten sich eigentlich von der Landeskirche nicht abgetrennt. Sie haben zwar ihre eigenen Versammlungshäuser und beobachten bei ihrem Gottesdienst einen einfachern Ritus, als dieß die Staatskirche thut; besuchen aber dennoch die Predigten der anglikanischen Geistlichen. Daher kommt es auch, daß die Wesleyaner von den englischen Universitäten aufgenommen werden und deren Vortheile genießen können, während den eigentlichen Dissentern eine gleiche Gunst versagt wird. Einer meiner Birminghamer Freunde, der Wesleyaner ist, befand sich in diesem Falle und machte seine Studien in Cambridge.

Es ist erwähnenswerth, daß es in Birmingham eine Methodistenkapelle gibt, die ehemals als Schauspielhaus der Stadt diente und welche heutigen Tages noch in ihren äußern und innern Einrichtungen nur allzu deutlich die frühere Bestimmung des Gebäudes verräth. Die Schotten rissen zur Zeit der Reformation in ihrem puritanischen Eifer die schönsten Kirchen des Landes nieder, weil sie glaubten: diese Gebäude wären vom Papismus so verpestet und verunreiniget worden, daß sie nicht länger als christliche Versammlungsstätten gebraucht werden könnten. Wie es scheint, sind die heutigen Birminghamer Methodisten, denen doch gewiß ein Theater noch tausend Mal heidnischer und sündhafter als eine katholische Kirche erscheint, etwas unbefangener, als es ihre schottischen Glaubensbrüder waren und haben die Einsicht gewonnen, daß an Holz und Steinen von den Handlungen der Menschen wenig hängen bleibt. Wie

vernünftig nun dieß auch ist, so fragt es sich doch recht sehr, ob die continentalen Pietisten des heutigen Tages nicht noch großen Anstand nehmen würden, in einem frühern Theatergebäude ihre Andachtsübungen zu verrichten.

Die Aufschriften, welche manche Kapellen tragen, haben für den Festländer etwas Auffallendes und erinnern an die Zeiten der liebenswürdigen Rundköpfe, welche bekanntlich große Judaicomanen waren und ihre Nation und deren Angelegenheiten mit nichts Höherem zu vergleichen wußten, als mit dem Volke Israel und dessen Geschichte. So z. B. sieht man auf einem etwas erhöhten Punkte von Birmingham ein nicht ganz unschönes, mit einer Reihe dorischer Säulen verziertes Gebäude, an dessen Vorderseite in riesenhaften Buchstaben der Name „Berg Zion“ geschrieben steht.

Meine Bemerkungen über dieses Kapitel schließend, will ich noch erwähnen, daß eben, als ich in Birmingham war, an dem Aufbau einer großen katholischen Kathedrale eifrigst gearbeitet wurde, welcher Umstand zu beweisen scheint, daß der Glaube Roms selbst im Herzen des protestantischen Englands Raum gewonnen hat. Später werde ich noch einmal auf diesen nicht ganz uninteressanten Gegenstand zurückkommen.

Daß eine Stadt, die täglich so unermeßlichen Gewinn zieht aus einer erweiterten Kenntniß der Natur und in deren Mitte früher Forscher ersten Ranges, ein Watt und ein Priestley lebten, für Naturwissenschaft im Allgemeinen und für Chemie und Physik insbesondere ein lebhaftes Interesse nehme, versteht sich eigentlich von selbst. Birmingham besitzt schon seit dem Jahre 1800 eine naturforschende Gesellschaft (Philosophical Society). Anfangs war dieselbe freilich unbe-

deutend, die Zahl ihrer Mitglieder klein, ihr Wirkungskreis beschränkt; aber bald gewann sie an Wichtigkeit und Umfang und heute hat sie ein schönes Museum, einen reichen physikalischen Apparat, ein chemisches Laboratorium, einen geschmackvoll und amphitheatralisch gebauten Hörsaal für naturwissenschaftliche Vorlesungen, Zimmer zur Anstellung von Experimenten und Ausführung physikalischer und chemischer Untersuchungen ꝛc. Während des Winters werden öffentliche Vorlesungen gehalten von Lehrern, welche die Gesellschaft für diesen Zweck bezeichnet und überdieß versammelt sich diese regelmäßig, um von den Arbeiten und Forschungen ihrer Mitglieder Kenntniß zu nehmen und deren Vorträge über speziell wissenschaftliche Gegenstände anzuhören. Anstalten ähnlicher Art gibt es jetzt in allen nur etwas bedeutenden Städten Großbritanniens und sie sind das Hauptwerkzeug, durch welches die Wissenschaft in weitere und namentlich auch industrielle Kreise eingeführt und für dieselben nutzbar gemacht wird. Von sogenannten polytechnischen Schulen, wie sie bei uns immer beliebter werden, weiß man bis jetzt noch nichts in dem Lande, das durch seine Industrie alle andern Länder der Erde bedeutend überragt, das Muster und Tonangeberin für die übrige Welt geworden ist und wo die Gewerbsthätigkeit täglich noch die größten Triumphe feiert. Diese Thatsache ist sehr beachtenswerth und läßt nicht unwichtige Folgerungen zu. Wenn wir erwähnten Anstalten Zweckmäßigkeit auch nicht absprechen und gerne zugeben wollen, daß dieselben einigen Nutzen stiften, so sind wir doch weit entfernt, die sanguinischen Hoffnungen Derer zu theilen, welche, der Himmel weiß was für Wunderdinge von denselben erwarten und namentlich glauben,

daß sie den Aufschwung der Industrie eines Landes zu bewirken vermögen. So wenig je ein ausgezeichneter Kaufmann aus einer Handelsschule unmittelbar hervorgegangen ist, eben so wenig werden wir es je erleben, daß polytechnische Institute, wie vortrefflich sie auch eingerichtet sein mögen, tüchtige Fabrikanten bilden. Die Praxis muß in beiden Fällen das Meiste zur Geschäftsbefähigung thun; wie es aber dem künftigen Kaufmann nöthig und gut ist, daß er in der Schule tüchtig rechnen, schreiben und einige Sprachen handhaben lerne, so ist dem künftigen Gewerbsmanne die Bekanntschaft mit den Hauptlehren der Mechanik, Physik, Chemie ꝛc. sehr zuträglich, ja unerlässig. Allein ein Färber, ein Brauer, ein Mechaniker wird er nur in der Farbküche, in der Brauerei und in der Werkstätte, wie der brauchbare Kaufmann nur auf der Schreibstube, in den Waarenlagern und auf den Geschäftsreisen sich bilden kann. Auch in diesen Gebieten gilt der Spruch, daß „grau die Theorie und grün das Leben ist.“

Großbritanniens dermalige Riesenindustrie ist aus ganz andern Ursachen als aus theoretischen Gewerbsschulen entsprungen und wenn nun Deutschland mit einigem Erfolg jenem Lande nacheifert, so dürfen wir den Grund hievon auch nicht in unsern polytechnischen Anstalten suchen. Einige wenige gut geführte und auf natürliche Verhältnisse gegründete Fabriken tragen zur Weckung und Hebung der Gewerbsthätigkeit eines Landes mehr bei, als hundert polytechnische Anstalten zusammen genommen und wir können daher letztern nur eine untergeordnete Wichtigkeit beilegen.

Seit einigen Jahren besteht in Birmingham eine Bildungsanstalt für Aerzte, an welcher junge Leute ihre medi-

zinischen Studien bis zum Examen vollenden können und wie mir versichert worden ist, haben nun alle größern englischen Städte ähnliche Institute oder stehen im Begriffe, solche zu erhalten. Sonst waren einige Londoner Hospitäler die einzigen medizinischen Schulen des Landes, und jeder Engländer, welcher sich als Arzt legitimiren wollte, mußte dieselben besucht haben. Vor einigen Jahren ist dieß nun anders, besagten Anstalten ihr Vorrecht entzogen und auch den Provinzialstädten die Befugniß ertheilt worden, unter Erfüllung gewisser Bedingungen, medizinische Schulen zu errichten. Dieser Umstand hat bereits die Frequenz der Londoner Hospitäler merklich vermindert und es steht für sie zu befürchten, daß die Zahl ihrer Zöglinge noch kleiner werde; eine Veränderung, die nicht fehlen kann, das Einkommen der angestellten Lehrer bedeutend zu schmälern, da dieselben auf die Kollegiengelder (fees) ihrer Zuhörer angewiesen sind. Das einzige medizinische Privilegium, das London noch besitzt, ist, daß dort die Behörde sich befindet, von welcher alle englischen Aerzte sich prüfen lassen müssen und Grade ertheilt werden können. Natürlich findet das Gesagte nur auf England seine Anwendung.

Es gibt wohl wenige Städte in England, wo verhältnißmäßig so viel für Unterricht geschieht, als in Birmingham. Die einzige gelehrte und etwa einem deutschen Gymnasium vergleichbare Anstalt daselbst ist die »Free Grammar School«, welche von Eduard dem Sechsten gestiftet wurde „for thee ducation, institution and instruction of boys and youths in grammar.« Obgleich eine Art öffentlicher Schule, ist sie doch nicht im geringsten vom Staate abhängig, sondern erhält sich aus eigenen Mitteln. Ihr königlicher Stifter

schenkte ihr die Güter der „Gilde des heiligen Kreuzes“ (Guild of the Holy Cross), eines unter seiner Regierung aufgelösten Klosters, die zu jener Zeit zwar wenig bedeuten wollten, im Laufe der Jahrhunderte aber einen solchen Werth gewonnen haben, daß dieselben der »Edward School« jetzt einen Ertrag gewähren, welcher die Einkünfte oder Ausgaben mancher deutschen Universitäten um ein Namhaftes übersteigt. In wenigen Jahren wird ihre dermalige Einnahme wenigstens verdoppelt sein, da die Häuser ganzer Straßen, welche sich auf dem Boden der Schule befinden, dieser anheim fallen. Wie reich die Anstalt ist, kann man aus dem einfachen Umstande abnehmen, daß sie in den dreißiger Jahren aus ihren eigenen Mitteln an der Stelle der alten Schule ein gothisches Gebäude aufführen ließ, das nicht weniger als fünfzig tausend Pfund Sterling, sage sechsmal hundert tausend rheinische Gulden kostete und das unstreitig die größte Bauzierde der ganzen Stadt ist. Griechisch, lateinisch und Mathematik sind die Hauptfächer, welche in dieser Grammar School gelehrt werden und geleitet wird sie von einem »Headmaster«, der einer der englischen Universitäten und der anglikanischen Geistlichkeit angehören muß. Unter ihm stehen ein Second Master, ebenfalls ein Graduate und Reverend und eine Anzahl von »Ushers« oder Unterlehrer. Die Paar hundert Zöglinge der Anstalt gehören den bessern Familien Birminghams und der Umgegend an.

Es fehlt in der genannten Stadt, wie überhaupt in England, nicht an Leuten, welche diese ehrwürdige Stiftung und andere ähnliche Anstalten mit Groll betrachten, für nutzlos und unseren Zeiten unangemessen erklären, sie

mittelalterliche Rumpelkammern nennen und gar zu gerne aufheben möchten. Glücklicher oder unglücklicher Weise stehen aber diesen Gelüsten die »provisions of the original charters«, die Bestimmungen der Gründer nämlich, als unübersteigliches Hinderniß im Wege und finden die Bestrebungen dieser modernen Utilitarier, welche nur Werth auf das legen, was unmittelbar zu Geldgewinn und materiellem Vortheil führt, einen starken und hartnäckigen Widerstand in dem klassisch gebildeten, das heißt dem einflußreichsten Theile der Nation.

England hat den höchsten Gipfel politischer Macht und des Reichthumes erstiegen; hat die ersten Staatsmänner, die weisesten Gesetzgeber, die ausgezeichnetsten Redner, die tiefsinnigsten Naturforscher, die unternehmendsten Handelsmänner, die größten Gewerbsleute der neuern Zeiten hervorgebracht, während es seine Jugend in lateinische Schulen schickte und derselben eine Erziehung geben ließ, welche die möglichst schlechteste ist, nach den Behauptungen unserer Nützlichkeitsmänner, derer nemlich, die in dem sogenannten Realismus die wahre Panacee des Jahrhunderts sehen. Ein Unterrichtssystem nun, welches solche Früchte getragen und täglich noch trägt, sollte das wirklich so durch und durch schlecht, nachtheilig, den Zeitbedürfnissen unangemessen sein und gar nichts mehr taugen? Oder will man etwa Entgegnungsweise behaupten, diese großen Resultate seien erzielt worden nicht parceque, sondern quoique die englischen Knaben Latein und Griechisch lernen und den Euclid lesen. Wenn es auch eine etwas schwierige Aufgabe sein dürfte, den Beweis für die Richtigkeit einer derartigen Versicherung zu liefern, so wollen wir dieselbe nichtsdestoweniger als wahr

gelten lassen; aber dann möchten wir doch fragen, welches die glänzenden und spezifischen Leistungen wohl seien, deren sich der Realismus als allgemeines Bildungsmittel im Gegensatz zum Humanismus zu rühmen hat. Da von seinen bisherigen Wirkungen noch nicht sonderlich viel zu verspüren ist, so wird man uns auf dessen Jugendlichkeit verweisen und auf die Zukunft vertrösten. Wir wollen die kommenden Wunder seiner Wirksamkeit in Ruhe und Geduld abwarten; wir gestehen aber aufrichtig, daß unsere Erwartungen nicht sehr groß sind und erlauben uns, einstweilen in der alten Meinung zu verharren: der Unterricht in den klassischen Sprachen mache, wenn nicht den einzigen, doch einen sehr wesentlichen Bestandtheil einer wahrhaft liberalen Erziehung aus. Ein beachtenswerther Umstand, der aber meines Bedünkens nicht gerade gegen den Werth des Humanismus spricht, ist die Thatsache, daß in der Regel die heftigsten Gegner desselben Personen sind, die glücklich genug waren, in ihrer Jugend weder von lateinischen noch griechischen Lehrern geplagt zu werden und somit dem Unglück einer klassischen Erziehung gänzlich zu entgehen.

Die Birminghamer Unitarier stehen im Rufe, viel Sorgfalt auf ihre Schulen zu verwenden; aber auch die andern Dissenter daselbst unterhalten Unterrichtsanstalten, denen Gutes nachgeredet wird.

Da die arbeitenden Klassen die Mehrzahl der Bewohner der Stadt ausmachen und deren Kinder natürlich auch in den Fabriken beschäftigt werden, so sind Lancasterische und Bell'sche Schulen in Birmingham ganz an ihrem Platze und muß am Sonntag nachgeholt werden, was man an Werktagen zu versäumen gezwungen ist. In einer einzigen Bell'-

schen Anstalt werden fünfhundert Knaben und eben so viele Mädchen unterrichtet und die Zahl der sämmtlichen Sonntagsschüler beträgt gegen 16000. Der Kleinkinderschulen gibt es ebenfalls sehr viele in der Stadt, was für die Tausende armer und beinahe den ganzen Tag sich selbst überlassener kleiner Geschöpfe eine wahre Wohlthat ist. Auch haben Menschenfreunde für die Taubstummen gesorgt und besteht für sie in Birmingham seit 1814 eine treffliche Bildungsanstalt, die auf Anregung der dasigen naturforschenden Gesellschaft ins Leben gerufen wurde und durch freiwillige Beiträge unterhalten wird.

Unter den Krankenhäusern und Versorgungsanstalten Birminghams ist das allgemeine Hospital nennenswerth, weil dasselbe in dem sehr eigenthümlichen Falle sich befindet, seine Haupteinnahme aus dem Ertrag der großen musikalischen Feste zu ziehen, welche seit 1783 alle drei Jahre in dieser Stadt gegeben werden. Von welcher finanziellen Bedeutung diese Conzerte geworden sind, erhellt aus der einzigen Angabe, daß dasjenige von 1834 eine Bruttoeinnahme von 13527 Pfund gewährt hat.

Daß eine so volkreiche Stadt wie Birmingham viele gefallenen Mädchen zählt, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung; es verdient aber bemerkt zu werden, daß daselbst vor Kurzem ein Magdaleneninstitut eingerichtet worden ist, das sich reichlicher Beiträge erfreut und von dessen trefflicher Organisation man mit Recht höchst wohlthätige Folgen erwartet.

Bekanntlich ist seit den Zeiten der Königin Elisabeth jedes Kirchspiel in England und Wales gehalten, für seine Armen zu sorgen und haben diese eine solche Unterstützung

nicht als eine Gunst anzusehen, sondern als ein Recht anzusprechen.

Wenn ich mich nicht täusche, beläuft sich die durchschnittliche Summe, welche die Unterhaltung der englischen Armen jährlich erheischt, ungefähr eben so hoch, als die gesammte Staatseinnahme der preußischen Monarchie. Diese Verbindlichkeit lastet daher schwer auf dem Lande und drückt namentlich Leute von mäßigem Vermögen oft sehr peinlich. Ich kannte z. B. in einem kleinen Städtchen der Grafschaft Surrey einen sogenannten Stationer (Schreibmaterialienhändler), der ein kleines Haus besaß und welcher auf dasselbe nicht weniger als zwanzig Pfund an Armentaxe zu meiner Zeit zu bezahlen hatte. Natürlich ändert sich die Größe dieser Beiträge nach Umständen ab und richtet sie sich namentlich auch nach den jeder Graf- und Ortschaft eigenthümlichen Verhältnissen. In Birmingham betrug die Armensteuer im Jahre 1700, Pfd. 664; 1790, Pfd. 16035; 1818, Pfd. 61928; 1833 Pfd. 66040 und 1836, Pfd. 46132; Summen, welche selbst für eine so gewerbfleißige und große Stadt keineswegs unbedeutend genannt werden dürfen.

Wenn nun diese Taxen auch äußerst lästig sind und nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das englische Armenwesen überhaupt an sehr großen Mängeln leidet; so läßt sich doch nicht leugnen, daß das Ganze auf einem sehr humanen Grundsatze ruhet und bis auf einen gewissen Grad wenigstens die Uebelstände wieder beseitigt, welche an die dortigen so ziemlich groben Mißverhältnisse im Besitzstande geknüpft sind.

Unter den vielen irrigen Meinungen, welche auf dem Festlande über englische Verhältnisse herrschen, gehört un-

streitig auch die, nach welcher der Zustand der Armen dieses Landes ein höchst betrübter ist, gegenüber demjenigen, in welchem sich z. B. die Bedürftigen Deutschlands befinden. So weit ich die fraglichen Verhältnisse in England sowohl aus eigener Anschauung als durch Mittheilungen unterrichteter Personen kennen gelernt habe, erscheint in der That das Loos der Mehrheit der englischen Armen beneidenswerth im Vergleich mit demjenigen, das die meisten der Unsrigen haben. Jene sind gut gekleidet, trinken des Tages zweimal Thee, essen dazu Weizenbrod, so vortrefflich und weiß, wie dergleichen Tausenden von wohlhabenden deutschen Bauern niemals zu Gesicht, geschweige über die Zunge kommt und genießen täglich saftiges Rindfleisch mit Gemüse und Kartoffeln eben so wohl, als diejenigen, auf deren Kosten sie unterhalten werden. Ich glaube daher, von der Wahrheit mich nicht weit zu entfernen, wenn ich behaupte, daß die englischen Armen in eben demselben Verhältniß besser genährt und gekleidet werden als die deutschen, in welchem z. B. der englische Farmer und Tradesman besser lebt, als dieß unsere Bauern und Handwerksleute zu thun vermögen. Es ist immer und überall hart und bitter, vom Brode eines Andern leben zu müssen; aber da solche Abhängigkeitsverhältnisse nun einmal unvermeidlich sind, so hat der englische arme Mann vor allen seinen Schicksalsgenossen in andern Ländern Ursache, dem Himmel zu danken, daß er ihn in England hat geboren werden lassen.

Noch muß ich, ehe wir von Birmingham scheiden, einige Worte über seine untern Volksklassen zu sagen mir erlauben. In frühern Zeiten und namentlich in den neunziger Jahren zeichneten sich dieselben durch wilde politische und religiöse

Leidenschaftlichkeit aus und noch spricht man in der Stadt von jenen Tagen, als denen der Riots, wie man bei uns von der theuren Zeit und dem kalten Winter redet. Eine verhältnißmäßig lange Ruhe folgte diesen heftigen Volksbewegungen; allein in den letzten Jahren zeigte der Pöbel wieder seine Klaue und verrieth nur allzu deutlich, daß die alte Lust zu Unordnungen noch nicht ganz erstorben sei, wie die Scenen des Bullringes klar darthun.

Obgleich durch verschiedene Vereine und Anstalten dahin gewirkt wird, Liebe zur Mäßigkeit, Ordnung und Sparsamkeit unter der arbeitenden Klasse zu verbreiten und diese Bemühungen auch nicht ohne Erfolg sind, so scheint es doch, daß die Temperance societies noch viele Convertiten zu machen haben; denn des Abends nach vollbrachter Arbeit strömen die Arbeiter in die vielen Schenken und Smoke-shops der Stadt, nicht um da trocken zu sitzen, sondern um in Grog, Gin und Bier sich gütlich zu thun. Dabei wird der Pfeife auch nicht vergessen; denn in keiner englischen Stadt wird vielleicht so viel geraucht, als in Birmingham und Mißtriß Trollop hätte gar nicht nöthig gehabt, den Kanal zu kreuzen und Deutschlands Boden zu betreten, um sich die Emotionen zu verschaffen, welche ihr der Anblick rauchender Gesellschaften verursacht. Die Smoke-shops der Fabrikstadt können in dieser Beziehung mit jeder deutschen Bierkneipe wetteifern und eine klare Vorstellung geben von dem Parfüm, das unsere Casino's, Museen und Wirthsstuben des Abends durchduftet. Ob die Kultur in Birmingham schon solche Fortschritte gemacht hat, daß daselbst Opium in verschiedener Form genascht wird, weiß ich nicht zu sagen; versichert ist mir aber worden, daß in einigen eng-

lischen Fabrikstädten dieses nicht genug zu verabscheuende Aufregungsmittel anfange, beliebt zu werden. Es wäre eine merkwürdige Erscheinung, wenn England, welches das Opium seiner Kaufleute den Chinesen mit Gewalt aufdringt, dadurch heimgesucht würde, daß viele seiner Bewohner mit diesem Gifte sich selbst entnervten.

Bei dem oben erwähnten öffentlichen Gastmahl in Birmingham hatte ich das Vergnügen, Lord L.. zu meinem Tischnachbar zu haben, welcher Umstand mich dazu führte, mit diesem vortrefflichen Manne näher bekannt und von ihm zu einem Besuche nach A..... Castle, seinem in der Nähe von Coventry gelegenen Landsitz aufgefordert zu werden. Ich nahm diese Einladung um so lieber an, als sie mir die günstige Gelegenheit darbot, einen Blick in das Innere des englischen Landlebens zu werfen und zu gleicher Zeit einen der schönsten Theile der Insel kennen zu lernen. Nach vollendeten Arbeiten der Gesellschaft setzten wir uns eines Nachmittags, Dr. Buckland und meine Wenigkeit, auf die an Coventry vorüberführende Eisenbahn, langten schon nach einer dreiviertelstündigen Reise in genannter Stadt an und fuhren, da Lord L..'s Wagen unserer bereits an der dasigen Station wartete, unverweilt nach A..... Castle, was wir noch zeitig genug erreichten, um an dem dort einer kleinen Gesellschaft gegebenen Mittagessen Theil zu nehmen.

Nie habe ich ein alterthümlicheres Gebäude gesehen, als das genannte kleine Schloß, von dem ich übrigens nicht anzugeben weiß, aus welchem Jahrhundert es stammt. Aeußeres und Inneres steht miteinander im vollkommensten Einklang und das Erste, was beim Eintritt in dasselbe auffällt, sind die alten Harnische und Waffen, von welchen jedes Stück

ein geschichtliches Interesse und auf irgend eine That der Vorfahren des jetzigen Besitzers einen Bezug hat. Unter andern Merkwürdigkeiten ist auch ein Stuhl aufgestellt, dessen sich, glaube ich, ein Johanna Grey's wegen nach A.... Castle geflüchteter Graf von Suffolk in dem Augenblick bediente, wo derselbe, durch Verrath entdeckt, in dem Schloßgarten verhaftet wurde.

Unter die vortrefflichen Züge des britischen Karakters gehört gewiß die hohe Achtung, welche man vor dem Geschichtlichen hegt; der große Respekt, den man den Resten der Vorzeit erweist; die starke Anhänglichkeit, die man an den Nachlaß der Väter zeigt und die zarte Pietät, welche selbst gegen die unbedeutendsten Familiendenkmale ausgeübt wird. Man ist jenseits des Kanals glücklicher Weise noch nicht von dem fränkischen Wahne erfüllt, daß das jetzige Geschlecht der Inbegriff aller Weisheit; unsere Zeit die Mutter alles Großen; das Vermächtniß der Vorfahren keiner Beachtung würdig, ihre Hinterlassenschaft den Gütern der Gegenwart nachzusetzen sei.

Das englische Volk liebt wie kaum ein Anderes in die fernsten Zeiten seiner Geschichte sich zurück zu versetzen und jede That seiner ausgezeichneten Männer und jeden Ort, der hievon Zeuge gewesen, im Andenken zu erhalten. Alfred's weises und wohlthätiges Wirken steht bei ihm beinahe noch eben so frisch im Gedächtniß, als die Großthaten eines Nelson und eines Wellington und heute noch zeigt man z. B. in Hastings unter dem Namen »Conqueror's table« den platten Stein, auf welchem der Normanne Wilhelm unmittelbar vor der für England so verhängnißvollen Schlacht sein Mittagessen einnahm; wie auch noch genau die Quelle bekannt

ist, aus welcher der berüchtigte Richard der Dritte während des blutigen Treffens auf dem Felde von Bosworth seinen letzten Trank that und welche daher noch bis auf diese Stunde King Richard's Well heißt.

In Schottland ist wo möglich die Liebe zur Landesgeschichte und die Kenntniß derselben noch allgemeiner verbreitet, wovon ich auf einer frühern Reise durch dieses interessante Land mich zu überzeugen häufig Gelegenheit hatte. Als ich z. B. einmal in der Nähe des berühmten Schlachtfeldes von Culloden unweit Inverneß mich befand, machte mich ein Bewohner dieser Stadt, mit dem ich zufälliger Weise zusammengetroffen, auf diesen so merkwürdigen Punkt, wo bekanntlich das Schicksal der Stuart'schen Familie für immer entschieden wurde, nicht nur im Allgemeinen aufmerksam, sondern gab mir auch eine so lebendige und in das Einzelne gehende Beschreibung von der nun bald vor hundert Jahren statt gefundenen Schlacht, als hätte er in derselben selbst eine Hauptrolle gespielt. Wo der Herzog von Cumberland gestanden, als dessen Reiterei vereint mit den Milizen von Argyll den rechten Flügel der hochländischen Streitmasse angriff; welche Stellung der Prätendent eingenommen, als dessen Anhänger zu weichen anfingen; welchen Weg dieser eingeschlagen, als er seine Sache für verloren ansehen mußte; dieses und noch vieles andere wußte mir der schlichte Bürgersmann von Inverneß ganz haarklein zu erzählen.

Wenn aber das Volk im Allgemeinen für die Thaten seiner Altvordern ein so gutes Gedächtniß hat und dieselben in bleibendem Andenken erhält, so kann es nicht fehlen, daß auch das einzelne Glied einer ausgezeichneten Familie hohen Werth auf deren Geschichte legt, von dem früheren Thun

und Lassen seines Geschlechtes auf das Genaueste zu unterrichten sich bemüht und alles sorgfältigst zu erhalten und aufzubewahren strebt, was ihn an seine Vorfahren erinnert. Der Sohn wird also ohne die triftigsten Gründe das Haus nicht niederreißen, das seine Väter gebaut; der Enkel nicht zerstören, was dessen Ahnen geschaffen; das spätere Geschlecht nicht zerstreuen, was ein früheres gesammelt. Wo nur immer möglich, trachtet man dem alles benagenden Zahne der Zeit entgegen zu wirken und die ferne Vergangenheit in lebendigem Verbande mit der Gegenwart zu erhalten.

An einsamem Orte, obwohl nur wenige Schritte von A.... Castle entfernt, liegt eine jener kleinen gothischen Kirchen, an welchen England so reich ist und deren bloßer Anblick schon elegische Gefühle erregt. Ihr ehrwürdiges altes Aussehen; die hundertjährigen Eichen, welche sie umstehen und beschatten; der frische zartgrüne Rasen ihres Friedhofes mit seinen grauen, halbeingesunkenen Grabsteinen; die feierliche Stille der ganzen Umgebung, welche nur hie und da durch den Schlag der Thurmuhr und das sanfte Säuseln des Windes in den Wipfeln der benachbarten Bäume unterbrochen wird: all dieß übte auf mich einen unwiderstehlichen Zauber aus und gewährte mir mehr Genuß, als die Herrlichkeiten der umliegenden Parke. Ich suchte daher diese ächt höltyische Stelle während meines Aufenthaltes im Schlosse häufig auf und brachte in der Nähe des stillen Kirchleins manche Stunde zu, an die ferne Frau und Kinder denkend und meinen Gefühlen und Gedanken den Lauf lassend, welchen sie in einer solchen Umgebung von selbst nehmen.

Unstreitig gehört Warwickshire, in welchem A.... Castle liegt, zu den schönsten Theilen der britischen Inseln. Die

ganze Grafschaft ist in der That ein wahres Eden; die üppigsten Waldparthieen wechseln mit den grasreichsten Triften, die fruchtbarsten Gefilde mit den herrlichsten Parken. Einer der schönsten Landsitze, A.....y, befindet sich ganz in der Nähe von A.... Castle und es wurden von mir einige Nachmittagsstunden dazu verwendet, um unter dem gütigen Geleite meines edlen Wirthes diese Mr. N..... angehörige Besitzung in Augenschein zu nehmen.

Ich glaube kaum, daß irgend ein deutscher Fürst sich rühmen darf, Eigenthümer eines Landgutes zu sein, das auch nur entfernt mit demjenigen des einfachen Mr. N..... verglichen werden könnte. Das gerühmteste, was ich von Besitzungen dieser Art in Deutschland oder sonstwo gesehen, ist ärmlich zu nennen im Verhältniß zu A.....y, das selbst in dem an herrlichen Landsitzen so überreichen England eine ausgezeichnete Stelle einnimmt. Die riesenhaftesten Eichen und Buchen, die größten Sycamore und Eiben, die herrlichsten wilden Kastanienbäume und Linden, Buschwerk und Gesträuch der mannigfaltigsten Art in die malerischsten Gruppen vereinigt, begegnen dem Auge, wohin es seinen Blick auch wenden mag und bedecken den mit einem dicken Sammt des frischesten Rasens überzogenen Boden. Ganze Heerden leichtfüßiger Rehe und zierlicher Damhirsche tummeln sich munter in diesen dunkeln Hainen umher und weiden in aller Sicherheit auf den langhingestreckten grünen Gründen; auch nistet und haust behaglich eine Welt des gefiederten Geschlechtes in den Wipfeln und dem Laubwerk der Bäume, sicher vor jedem Angriff muthwilliger Knaben und dem tödtlichen Rohre des Jägers. Inmitten des waldigten Parkes steht auf sanfter Erhöhung das stattliche Haus des Squires,

in unmittelbarer Nähe umgeben von Blumenbeeten, Buschwerk und Rasen, in mäßiger Entfernung von den prachtvollsten Baumgruppen. Weiterhin liegt ein kleiner See, dessen Gestade von uralten Eichen beschattet sind. Das Innere des Hauses ist der äußern Umgebung vollkommen würdig; es bietet jede nur denkbare Bequemlichkeit dar und die drawing rooms, sitting rooms, dinner rooms und sleeping rooms sind von einer solchen Art, daß sie die Ausübung der ausgedehntesten Gastfreundschaft gestatten. Auch ist für die geistigen Bedürfnisse der jeweiligen Bewohner von A.....y auf das Beste gesorgt durch eine Bibliothek, deren Inhalt sich eben so sehr durch Reichthum, als ihr Aufstellungsort durch architektonische Schönheit sich auszeichnet.

Welch einen Genuß muß der Aufenthalt in diesem Orte während der bessern Jahreszeit gewähren und wie beneidenswerth muß uns der Eigenthümer einer so herrlichen Besitzung erscheinen. Man möchte meinen, daß demselben das größte Maß des Glückes und der Freude vom Schicksal beschieden worden, das von einem Sterblichen nur immer begehrt und genossen werden kann. Was wenigstens mich betrifft, so würde ich an Herrn N.....'s Stelle mit keinem Kaiser und König der Erde tauschen; am allerwenigsten mit demjenigen, der die Tuilerien bewohnt und das Vergnügen hat, über die liebenswürdigen Franzosen zu herrschen. Auch glaube ich, daß, wenn meine Wenigkeit der glückliche Squire von A.....y wäre, ich dessen behagliche Ruhe, stille Schönheiten und erquickliche Luft selten vertauschte gegen den ermüdenden Lärm, geräuschvollen Glanz und den erstickenden Nebel und Steinkohlendampf der Hauptstadt.

Da die Umgegend von A.... Castle einige geologischen

Merkwürdigkeiten zeigt, so verwendete der unermüdliche Buckland einen Tag für einen Ausflug, auf welchem er von unserem liebenswürdigen Wirthe, einigen der anwesenden Gäste und mir selbst begleitet wurde. Diese Fahrt führte uns durch Nuneaton, einem Orte, wo viel Bandweberei getrieben wird. Etwas mit diesem Gewerbszweige bekannt, war ich neugierig, die Art des Betriebes dieser Industrie kennen zu lernen und trat in einige Häuser ein, wo gerade gearbeitet wurde. Auf den ersten Blick sah ich, daß die Seidenbandweber von Nuneaton den schweizerischen und namentlich denen meiner Nachbarschaft bedeutend nachstehen und ihr Geschäft noch auf eine äußerst unvollkommene und mangelhafte Weise betreiben. Die Webstühle sind noch nach alter Weise, d. h. für die Verfertigung von nur einem Stück eingerichtet und von Jacquarts Erfindung schienen die guten Leute gar nichts zu wissen; was billig in Verwunderung setzen muß in einem Lande, das in den meisten Zweigen mechanischer Industrie die größte Meisterschaft erlangt hat. Schon aus dem ärmlichen Aussehen der Leute und ihrer Wohnungen ließ sich die Geringfügigkeit ihres Verdienstes abnehmen und in der That führten die Weber bittere Klagen über die Kleinheit ihres Lohnes, der sich nach ihrer Angabe nur auf wenige Schillinge in der Woche, also auf eine merklich geringere Summe beläuft, als die ist, welche sich schweizerische Seidenbandweber erwerben. Als ich ihnen bemerkte, daß bei uns die Posamenter bei wohlfeilern Lebensmitteln mehr als sie verdienten und die meisten Weber noch eigenes Land besitzen, auf dem sie einen guten Theil ihrer Lebensbedürfnisse erzeugen, verwunderten sie sich dessen

höchlich und priesen ihre überseeischen Gewerbsgenossen als die glücklichsten Leute der Welt.

Schon in Birmingham und später in A.... Castle kam ich mit dem vielgereisten Mr. Br., einem Güterbesitzer aus der Nachbarschaft, in nähere Berührung und derselbe, freundlichst bemüht, mich mit allem Interessanten von Warwickshire bekannt zu machen, hatte die Güte, meine Wenigkeit nach A.....-Hall, seinem Landsitze, einzuladen. Nach mehrtägigem Verweilen schied ich von dem mir so lieb gewordenen Schlosse und seinem gastfreundlichen Herrn, meine Schritte nun hinüber nach der genannten Halle richtend, die nur acht Meilen von A.... Castle entfernt ist und an die Grafschaft Leicester gränzt. Mr. Br. Besitzungen liegen an dem Städtchen Atherstone, das sich dadurch auszeichnet, daß in demselben beinahe nur Hutmacher leben. In frühern Zeiten versorgten diese Leute die Scla-ven Westindiens mit einer eigenen Art von Hüten; jetzt hat glücklicher Weise dieses einträgliche Geschäft gänzlich aufgehört und die Atherstoner haben jetzt nur für freie Männer zu arbeiten.

Den ersten Morgen meines Aufenthaltes in A.....-hall benützte ich zu einem Spaziergang in die liebliche Nachbarschaft und war nicht wenig erstaunt, auf demselben ein eben im Aufbau begriffenes katholisches Kloster nebst dazu gehöriger Kirche zu treffen. Ich konnte nicht umhin, meine Verwunderung: mitten in einem protestantischen Lande eine derartige Anstalt zu finden, meinem Wirthe auszusprechen. „Sie haben volles Recht, über eine solche Thatsache zu erstaunen“ erwiederte mir Mr. Br., „ich bin es nicht minder, als Sie. Es ist noch nicht lange her,“ fuhr

derselbe weiter fort, „seit ein Mann zu mir kam und mich ersuchte, ein mir angehöriges Stück Landes zu verkaufen, vorgebend, daß ein Gentleman darauf eine Villa sich bauen möchte. Ich stand nicht an, dem gestellten Begehren zu entsprechen, weil ich hoffte, dadurch etwas zur Verschönerung meiner Nachbarschaft beizutragen. Mit Interesse und Neugierde sah ich den beginnenden Bauarbeiten zu, aber wie erstaunt war ich, als endlich, anstatt eines Gewächshauses eine katholische Kirche, anstatt einer Villa ein Klostergebäude sich erhob.“

In katholischen Ländern mögen Mönche und Nonnen an ihrem Platze sein; im Herzen eines protestantischen Landes aber erscheinen die Klöster mehr als nur überflüssig, denn wofür anders können sie hier dienen, als für Mittelpunkte ultramontaner Bestrebungen.

In der That wird auch gar kein Hehl aus diesen Absichten mehr gemacht; man spricht offen von dem Plane, das ketzerische Großbritannien wieder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen; es werden in den verschiedensten Theilen des Landes katholische Erziehungsanstalten, Klöster, Seminarien und Kirchen errichtet; eine nicht geringe Zahl von römischen Aussendlingen arbeitet mit warmem Eifer an der Verwirklichung des großartigen und weitgehenden Bekehrungsplanes und es ist nicht zu leugnen, daß diese Bemühungen nicht ganz vergeblich sind. Wie mir in England vielfach versichert worden ist, wirken die römischen Priester in einigen Gegenden der Insel und namentlich in der Nachbarschaft von Birmingham unter den niedrigern Klassen mit ziemlich großem Erfolg und glückt es ihnen hie und da, selbst Leute aus den höhern Ständen

zu einem Religionswechsel zu vermögen und den Lehren Roms in Kreisen Eingang zu verschaffen, wo noch vor kurzer Zeit »no popery« das Losungswort war. Es mag seyn, daß in diesen Angaben einige Uebertreibung liegt; aus der Luft gegriffen sind sie aber keineswegs und es müssen derartige Erscheinungen doppelt merkwürdig erscheinen in einem Lande, das wie kein anderes protestantisches durch seine entschiedene Abneigung gegen das Papstthum sich ausgezeichnet hat.

Von einem einsichtsvollen und hochgebildeten Mitgliede der englischen Kirche wurde mir als eine der Hauptursachen der Zunahme der Dissenter im Allgemeinen, und des Umsichgreifens des Katholizismus im Besondern der Mangel an Kirchen bezeichnet. Nach meines Freundes Angabe reichen die bischöflichen Kirchen kaum hin, um zwei Drittheile der Bekenner der Staatsreligion zu fassen und rührt dieser Mangel davon her, daß seit den letzten dreißig und vierzig Jahren die Vermehrung der Kirchen auch nicht entfernt gleichen Schritt mit der Zunahme der Bevölkerung Englands gehalten hat. Diesen Uebelstand sucht man jetzt von bischöflicher Seite durch den Aufbau zahlreicher neuer Kirchen zu beseitigen und es werden jährlich bedeutende Summen für diesen Zweck sowohl von der Kirche als von Privaten verwendet. Es ist indessen kaum zu hoffen, daß diese Mittel ihren Zweck erreichen werden; da sich nicht in Abrede stellen läßt, daß tiefer liegende Ursachen und Gründe von anderer als nur materieller Art die Schuld an den immer weiter umsichgreifenden Gelüsten nach Abtrennung von der Landeskirche tragen. Wir wollen und können hier in keine nähere Untersuchung des interessanten Gegenstandes eintreten; aber

nicht unerwähnt dürfen wir lassen die katholisirenden Tendenzen, welche sich seit einigen Jahren sogar am Sitze englischer Rechtgläubigkeit geltend machen, zum großen Verdrusse und peinlicher Verlegenheit der Kirchenhäupter. Die Oxforder Doktoren, welche wieder eine Art von Messe in den englischen Gottesdienst eingeführt, die Autorität der Kirchenväter hergestellt, überhaupt den Kultus wie die Lehre der Anglikaner denjenigen von Rom mehr angepaßt wissen wollen, werden zu ihren schismatischen Bestrebungen wohl kaum durch den bestehenden Kirchenmangel veranlaßt worden sein. Was die Zukunft in ihrem dunkeln Schooß verborgen hält, vermögen wir freilich nicht zu sagen; aber als höchst wahrscheinlich erscheint es mir, daß in einer nicht gar fernen Zeit die englische Kirche in einen warmen Kampf verwickelt und sich gegen Feinde, aus ihrer eigenen Mitte erstanden, tapfer zu wehren haben wird.

Da in diesem Streite ein Deutscher als muthiger Kämpfer im Lager der Bischöflichen eine Rolle spielen dürfte, so sei mir erlaubt, über den fraglichen Mann hier einige Angaben beizubringen.

Im Jahre 1827 lernte ich im Hause des originellen Gr. in London einen Würtemberger kennen, der eben aus der Schweiz herüber gekommen war. Mystisch-philosophischen Grundsätzen huldigend, dabei aber nichts weniger als streng kirchlich gesinnt, glaubte sich der Mann berufen, das englische Erziehungswesen, das er als völlig im Argen liegend ansah, nach seinem Sinne umzugestalten. Obgleich bei seiner Ankunft in England der Landessprache noch nicht kundig, hatte er doch schon nach kaum vierteljährigem Aufenthalte in der britischen Hauptstadt eine solche Meisterschaft in der-

selben erlangt, daß er sie mit Leichtigkeit sprechen und schreiben konnte. Er trat auch sofort als Schriftsteller auf, schrieb anfangs kleine Büchelchen wunderlichen Inhaltes und gab dann ein sogenanntes »Contrasting Magazine« heraus, in welchem er auf eine sehr originelle und gewandte Weise seine philosophisch-pädagogischen Maximen den in England geltenden Erziehungsgrundsätzen gegenüber stellte. Die Versammlungen der damals in London bestehenden und nach Owen'schen Ideen eingerichteten »cooperative Societies« besuchte er fleißig, übte sich in denselben, da Jedermann darin zu sprechen verstattet war, in der öffentlichen Rede und brachte es in dieser Kunst bald so weit, daß er mit Beifall über Göthe's Faust eine Reihe öffentlicher Vorlesungen halten konnte, die in der That von einem sehr zahlreichen Publikum beiderlei Geschlechtes besucht wurden. Mein enthusiastischer Freund Gr. war von dem neuen Ankömmling ganz entzückt, führte denselben, als einen Apostel in alle seine Kreise ein und versprach sich von dessen Thätigkeit die allergrößten Erfolge. Mehr als einmal sagte mir dieser Liebenswürdigste aller Männer, die ich je kennen gelernt, mit unnachahmlicher Naivetät: Well my dear Sir! Dr. .... knows more, infinitely more than you and all your germans together do; he is the man we want in England and who will throw a strong light upon the darkness of the world. Sollten dieß wohl prophetische Worte gewesen sein?

Als ich nach zwölf Jahren wieder nach England kam, vernahm ich nicht ohne einige Verwunderung aus dem Munde meines Freundes, daß unser philosophische Pädagog einstweilen ein Reverend gentleman und ein warmer An-

hänger der anglikanischen Kirche geworden sei. Bekanntlich kann Niemand Mitglied der englischen Geistlichkeit werden, der nicht geborner Engländer ist und auf einer der beiden Landesuniversitäten seine Studien gemacht hat. Der Würtemberger wußte diese unübersteiglich scheinenden Hindernisse zu überwinden, von einem der englischen Bischöfe die priesterliche Weihe und mit dieser eine Stelle als Prediger in der Nachbarschaft von London zu erhalten, eine Vergünstigung, welche wahrscheinlich einzig in den Annalen der anglikanischen Kirche ist und deßhalb schon veröffentlicht zu werden verdient.

Indem ich voranstehende Angaben machte, lag es natürlich nicht entfernt in meiner Absicht, die Reinheit der Beweggründe, welche meinen Landsmann zu seinen Schritten veranlaßten, irgendwie in Zweifel zu stellen; ich wollte nur auf einen in Deutschland kaum gekannten Mann aufmerksam machen, der mir durch seine ungewöhnliche Geistesgaben, Beredsamkeit und Stärke des Karakters berufen zu sein scheint, einen bedeutenden Theil an dem eben sich entspinnenden Kampfe der englischen Kirche zu nehmen.

Der ausnehmenden Güte des Herrn Br. verdanke ich es, daß während meines Aufenthaltes in seiner gastlichen Halle ich die schönsten Landsitze zu sehen bekam, welche in der Nachbarschaft von Atherstone umher liegen. Nach eingenommenem Frühstücke pflegten wir uns in einen leichten Gig zu setzen und von dem schönsten und leichtfüßigsten Traber gezogen, die herrliche Gegend zu durchfliegen. Natürlich öffneten sich vor meinem Begleiter, der ein angesehener Mann der Grafschaft ist, alle Thore der Parke und alle Thüren der Villen und fand ich in solcher Gesellschaft selbst

da leichten Zutritt, wohin in der Regel kein Fremder seine Füße setzt. Es kann hier nicht die Rede davon sein, selbst auch nur die allgemeinste Schilderung von den beschauten Herrlichkeiten zu geben; so viel will ich aber doch meinen Lesern sagen, daß ich auf diesen Ausflügen die Ueberzeugung gewonnen habe, daß derjenige, welcher auch alle Handels-, Fabrik- und Hafenstädte Großbritanniens gesehen, nicht aber das Innere des Landes, nicht die Wohn- und Lebensweise der Engländer auf ihren Landsitzen kennen gelernt hat, nur einen unvollkommenen Begriff von den Vorzügen und Eigenthümlichkeiten Englands besitzt.

Wenn dieses Land nun in den herrlichsten Garten umgewandelt und mit Schönheiten überdeckt ist, die wir vergeblich in den von der Natur am reichsten bedachten Gegenden suchen, so rührt dieser Vorzug gewiß hauptsächlich von der lobenswürdigen Sitte der reichern Briten her: einen großen Theil des Jahres auf dem Lande zuzubringen und sich das Leben dort so freundlich und angenehm als möglich zu machen.

Jedes Landhaus ist ein kleiner Mittelpunkt der Kultur und übt schon durch das, was die Franzosen »action de présence« nennen, einen zivilisirenden Einfluß auf die unmittelbare Umgebung aus. Der Farmer sieht in dem Mansionhouse seines Gutsherrn ein Muster von bequemer, reinlicher und zweckmäßiger Einrichtung. Und was ist nun natürlicher, als daß er dasselbe im Kleinen nachzuahmen und seine Wohnung so niedlich und comfortable als möglich zu machen sucht. Wie die Villa seines Landlordes inmitten frischer Rasenflächen, schöner Baumgruppen und herrlicher Blumengärten steht, so verwendet auch er einige Ruthen

Landes zu einem grassplot und umgibt sein Häuschen mit Rosengehegen, Jasmin und anderem Blumen- und Laubwerk. Versteht sich von selbst, daß das vom Gutsherrn gegebene Beispiel auch noch über die Grenzen seiner Besitzung hinaus wirkt und in seinen minder wohlhäbigen Nachbaren Nacheiferung erregt.

Da nun England mit Noblemen's und Gentlemen's Sitzen so zu sagen übersäet ist, so begreift sich leicht, wie das ganze Land im Laufe von Jahrhunderten den Grad von Anmuth, Niedlichkeit und Ordnung erlangen konnte, durch welchen es sich jetzt so sehr vor allen andern Theilen Europa's auszeichnet.

In der Vorliebe, welche die Engländer zum Landleben zeigen, liegt ohne Zweifel auch ein Hauptgrund, weßhalb ihr Land bis jetzt von jener unnatürlichen Zentralisation verschont geblieben ist, deren sich Frankreich zwar als eines großen Glückes rühmt, welche aber dasselbe mit jedem Jahre langweiliger und uninteressanter macht und in ihm bald jede Spur von provinzieller Eigenthümlichkeit vernichtet haben wird.

Obgleich in London noch ganz andere Interessen, als in der französischen Hauptstadt sich conzentriren, so übt jenes doch einen viel kleinern Einfluß auf die socialen und politischen Verhältnisse der Insel aus, als der ist, den sich Paris über Frankreich anmaßt und anmaßen darf. Was die Londoner wollen oder nicht wollen; was ihnen gefällt oder mißfällt; was sie loben oder tadeln, das ist den Bewohnern der Grafschaften ganz einerlei; diese urtheilen und handeln nach eigenem Ermessen und dulden keine hauptstädtische Vormundschaft. Und warum zeigen sie diesen Unabhängig-

keitssinn? Warum segeln sie nicht immer mit dem Winde, der von London her bläst? Warum lallen sie nicht kinderartig, das heißt wie die Franzosen, das von der Hauptstadt gegebene Losungswort nach? Deßhalb nicht, weil durch ganz England hindurch eine große Anzahl selbstständiger, urtheilsfähiger und gebildeter Männer lebt, welche die Bedürfnisse ihrer Grafschaften sowohl, wie die des ganzen Landes, wenigstens eben so gut, wo nicht besser, als die Hauptstädter kennen und welche eben deßhalb sich die Freiheit nehmen, ihre örtlichen Angelegenheiten selbst in Ordnung zu bringen und zu denen des Landes auch ein kräftiges und entschiedenes Wort zu reden.

Wie anders ist dieß in Frankreich! Hier haben die Provinzen zu Gunsten der Hauptstadt ihre Selbstständigkeit völlig dahin gegeben und sich ihr in allen Dingen vollkommen untergeordnet. Paris ist es gelungen, allen politischen und socialen Verstand, alle Weisheit und allen Geschmack in Pacht zu nehmen und so weit ist es nun mit dem Einfluß dieser Stadt gekommen, daß Frankreichs Schicksale von ihr allein bestimmt werden. Nur was in dieser Garküche gekocht worden ist, mundet dem Franzosen; nur was den Pariser Stempel trägt, gilt im Lande als ächte Münze; nur was der Seinestadt gefällt, hält Straßburg und Marseille für schön und täglich fallen zwei und dreißig Millionen Franzosen vor Paris, als ihrer höchsten Gottheit, nieder und beten sie als den Inbegriff aller Vollkommenheit an. Und doch rühmen sich diese Millionen, das freieste, selbstständigste, gebildetste Volk der Erde zu sein, würdig, als Muster für die ganze übrige Welt zu dienen.

Selbst wissenschaftliche Leistungen, die freiesten Erzeug-

nisse des menschlichen Geistes, haben nöthig, bevor sie Geltung in Frankreich erlangen, von dem Pariser Papstthum geprüft und gebilligt zu werden und das größte Genie, das sonst nirgends in der Welt zu seiner Werthung fremden Zeugnisses bedarf, muß erst von den Weisen der Hauptstadt als solches anerkannt sein, ehe Frankreich es beachtet.

Um noch einmal auf die schönen und großartigen Landgüter in Großbritannien zurückzukommen, so verdanken dieselben die Vortrefflichkeit ihres jetzigen Bestandes vorzugsweise dem Erstgeburtsrechte und der damit verknüpften Unbeweglichkeit eines großen Theiles der Ländereien. Der älteste Sohn des Lordes erhält den ganzen Besitz seines Vaters und es ist ihm die Zersplitterung des Erbgutes durch gesetzliche Bestimmungen zur Unmöglichkeit gemacht. In dem gleichen Falle befinden sich die Erstgebornen der Baronete und unbetitelter aber landbesitzender Gentlemen; und wenn nun Jahrhunderte lang ein Gut im Besitz der gleichen Familie gewesen und von ihr während eines so großen Zeitraumes mit aller möglichen Sorgfalt behandelt und verwaltet worden ist, so kann es nicht fehlen, daß dasselbe ganz anders aussieht, als eine Besitzung, die von gestern sich herschreibt und die Schöpfung eines Emporkömmlings ist.

Die erwähnte aristokratische Einrichtung wird freilich auf dem Festlande von Vielen als eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die Nachgebornen betrachtet und auch in politischer Hinsicht als der Krebsschaden Englands angesehen. Wir beabsichtigen nicht, als Lobredner dieses Gebrauches hier aufzutreten; aber wir stehen auch nicht an, offen zu bekennen, daß wir denselben nicht so unbedingt verwerfen können. Wenn es wünschenswerth erscheint und in dem

Interesse eines großen Staates liegt, daß es in ihm bevorzugte, hochstehende, einflußreiche Familien gebe und deren fortwährend neue entstehen, so wird dieß nur möglich gemacht durch gewisse Geburtsvorrechte und die Unbeweglichkeit des Eigenthumes. Der Adel muß zur Unterlage Reichthum haben, muß auf Landbesitz ruhen, will er für die Dauer eine ausgezeichnete Stellung in der Gesellschaft behaupten und einen Einfluß auf seine Umgebung ausüben. Dieß hat man in England so gut eingesehen, daß dort der Titel auf das Innigste an den Besitz geknüpft ist und beide unzertrennlich von einander gemacht sind. Der Erstgeborne erbt Adel und Gut, die jüngern Kinder gehören dem bürgerlichen Stande an und dieser Beschränkung hat das britische Patriziat vorzugsweise das hohe Ansehen und die bedeutende Macht zu verdanken, welche es bis auf den heutigen Tag genießt und wahrscheinlich noch auf lange Zeiten genießen wird.

Der deutsche Adel läßt in neuerer Zeit oft bittere Klagen über die Abnahme seines Ansehens, das Schwinden seines Wohlstandes und die Verminderung seines Einflusses vernehmen. Wenn derartige Beschwerden gegründet sind, so trägt unseres Bedünkens dieser Stand hieran selbst die größte Schuld.

Vorab ist derselbe zu zahlreich. Wenn ein deutscher Graf oder Baron ein Halbdutzend Knaben hat; ein Fall, der eben nicht selten eintritt, so tragen sie alle den Titel des Vaters; und werden diese edlen Sprößlinge abermals mit Söhnen gesegnet, so nennt sich jeder von diesen auch wieder Graf oder Baron, sollte auch keiner derselben nur einen Morgen Ackers besitzen. Ein König ohne Land ist für

die ganze Welt ein lächerliches Wesen, ein Unding selbst; ein Graf ohne Besitz, ein Baron ohne Gut, ein Freiherr ohne Schloß, sie sind dieß nicht minder.

Und in der That, welche Stellung nimmt ein land- und vermögensloser Baron und Graf in der Gesellschaft ein? Nicht selten eine eben so lächerliche als betrübte; und nur zu häufig eine solche, die man ein glänzendes Elend nennen muß. Auf der einen Seite Standesansprüche, Standesforderungen; auf der andern, Mangel an allen Mitteln, dieselben auch nur auf die nothdürftigste Weise zu befriedigen. Magere Offiziers-, untergeordnete Beamten-, drückende Hofstellen, in welch üblem Einklange stehen sie mit gräflicher und freiherrlicher Würde! Und wie kann man sich wundern, wenn Leute in derartiger Lage nicht das gewünschte Ansehen in der Gesellschaft genießen; wenn ein wohlhabender und unabhängiger Bürgerstand bettelhafte Vornehmheit wenig beachtet und über Ansprüche spottet, die nur aus eingebildeten Vorzügen entspringen.

Will nun der deutsche Adel sein allerdings stark gesunkenes Ansehen in den Augen seiner bürgerlichen Landsleute, wie in denen des Auslandes wieder etwas heben, so möchte ihm wohl kein besserer Rath zu geben sein, als daß er seine britischen Standesgenossen nachahme und seine nachgebornen Kinder auch bürgerlich werden lasse.

Ein anderer Grund, weßhalb der britische Adel noch so tief in seinem Lande und Volke wurzelt, ist die Stellung, welche er schon seit geraumer Zeit gegenüber der Krone und der Nation einnimmt. Scheint jene in ihren Privilegien bedroht, so hält er seinen starken Schild den Pfeilen der Demokratie entgegen; zeigt aber der Thron Gelüste, die ihm

von der Verfassung eingeräumten Befugnisse zu überschreiten, dann stellt sich eben dieser Adel auf die Seite des Volkes und hilft dessen Rechte schützen und wahren.

Auch den letzten Theil dieses Beispieles dürften in ihrem eigenen Interesse unsere deutschen Edlen nachahmen. Ich meine nicht Diejenigen, welche von Fürstenbrod leben müssen und keine andere als dienstbare Rolle spielen können; sondern denjenigen Theil des Adels, der durch Besitz noch unabhängig ist und auf eigenen Füßen ruht. Leider scheint aber derselbe unter der Herrschaft des bedauerlichen Irrthumes zu stehen, daß die Freiheiten des Volkes mit seinen eigenen Interessen unverträglich seien und er nichts Besseres zu thun vermöge, als von jenem eben so weit sich zu entfernen, als eng an die Throne sich anzuschließen. Indem er so handelt, fürchte ich, begibt er sich seines schönen Vorrechtes: als Vermittler zwischen Volk und Fürst zu stehen; verliert er die edle Unabhängigkeit, die ihn so sehr ziert und deren Behauptung seinen größten Ruhm ausmachen sollte; setzt er sich dem Vorwurf unfreier Gesinnung und dem Verdachte niedrigen Eigennutzes aus; büßt er die Achtung und Liebe des Volkes ein, die für ihn wenigstens eben so viel Werth haben sollte, als königliche Gunst und Gnade.

Der Adel mag und soll in Zeiten der Gefahr ein Bollwerk um den Thron bilden, diesen gegen ungerechte Angriffe schützen, von welcher Seite sie auch kommen mögen; glaubt jener aber, seine einzige Aufgabe bestehe darin, daß er monarchische Interessen vertheidige, einzig nur die Sache der Kronen verfechte, dann beneiden wir ihn eben so wenig um seine Stellung, als daß wir groß dächten von seiner Vaterlandsliebe, von seinen Grundsätzen, von seiner Staats-

weisheit. Kehren wir wieder zu englischen Verhältnissen zurück.

Daß das britische Volk trotz seiner Freiheits- und Unabhängigkeitsliebe durch und durch aristokratisch gesinnt sei, ist eine schon eben so oft ausgesprochene als wahre Behauptung und wenn dieser nationelle Zug irgendwo sich deutlich ausspricht, so geschieht es in den Eigenthumsverhältnissen. Demokratische und gleichheitsliebende Länder legen einen großen Werth darauf, daß der Besitz immer gehörig sich vertheile und deren Erbschaftsgesetze gestatten daher den Eltern nicht, das Eine ihrer Kinder auf Kosten der übrigen zu bevorzugen und Majorate zu stiften. Ich kenne ein Gemeinwesen, in dem es z. B. sogar dem kinderlosen Großsohn nicht erlaubt ist, über selbst erworbenes Vermögen testamentarisch zu verfügen, so lange seine Ureltern noch leben. In England hat Jeder das Recht: über freies Eigenthum, sei es ererbt, sei es erworben, habe der Besitzer Kinder oder habe er keine, unbeschränkt zu bestimmen. Da nun eines Briten Lieblingsbestreben nach Gründung einer Familie geht, so wird derselbe, im Falle er auf irgend eine Weise in den Besitz eines bedeutendern Vermögens gekommen ist, seinen ältesten Sohn begünstigen und dem Hauptstocke seines Eigenthumes die Bestimmung geben, daß derselbe immer nur vom Erstgebornen seiner männlichen Nachkommen oder, falls diese fehlen sollten, von dem nächsten männlichen Verwandten ererbt werden kann. Der Vater des berühmten Staatsmannes Peel, welcher bekanntlich ein Baumwollenspinner war und durch sein Geschäft ein riesenhaftes Vermögen sich erwarb, wie auch der neulich verstorbene erste Wundarzt Englands, Sir Astley Cooper, können als sprechende Belege

für die Richtigkeit des Gesagten dienen. Die uralte Sitte und die allen Klassen gemeinschaftliche Liebe zur Familienauszeichnung lassen derartige Bevorzugungen jenseits des Wassers ganz anders beurtheilen, als wir es thun. Daß die Erhaltung der Familie als solcher wichtiger und wünschenswerther sei, als diejenige der einzelnen Glieder derselben; daß die letzteren daher ihr persönliches Interesse dem höhern Zwecke ihres Hauses zu opfern haben, gerade so wie der Privatnutzen dem Vortheil des Ganzen untergeordnet werden muß; dieß gilt in diesem Lande als selbstverstandene Sache und deßhalb sieht man in dem Erstgeburtsrechte der Familien wenig mehr Unbilligkeit, als in der Bestimmung, welche den ältesten Sohn des Königs die Würde des Vaters erben läßt.

Ich weiß es wohl, daß gegen die fragliche Bevorzugung gar viel sich sagen läßt; aber selbst auf die Gefahr hin, für einen Vorrechtler erklärt zu werden, gestehe ich offen ein, daß ich dieselbe eher billige, als tadle; sie eher für naturgemäß, als für das Gegentheil halte. Wer will es leugnen, daß die Natur, in der sich doch die vollendetste Weisheit ausspricht, bei ihren herrlichsten und bewundernswürdigsten Einrichtungen nach aristokratischen Grundsätzen verfährt? Will sie etwas Großes und Bedeutendes hervorbringen, so ordnet dieselbe ihrem Zwecke Millionen von Individualexistenzen unter, opfert Tausende von Wesen dahin. Um nur vom Menschen zu reden, was hat sie für denselben gethan, damit er bestehe, genieße und groß sei? Sie unterwarf ihm die ganze irdische Welt, erhob ihn zum Herrn und Gebieter aller ihrer Reiche und machte ihm Lebendiges und Todtes zins- und dienstbar.

Wollen die Menschen Großes und Dauerhaftes schaffen so können sie nicht umhin, das Verfahren ihrer Mutter nachzuahmen. Jene Wunderwerke Oberegyptens z. B., welche seit nahe vier Jahrtausenden in unverwelkter Herrlichkeit dastehen und die ohne Zweifel auch noch für die späteste Nachwelt Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung sein werden; jene geheimnißvollen Tempel Thebens, die so riesenhaft, prachtvoll und unnachahmlich sind, daß sie uns wie Schöpfungen höherer Wesen erscheinen, sie sind sicherlich nicht das Werk einer Gesellschaft, die nach amerikanischen Grundsätzen gebildet war. Hunderttausende, vielleicht Millionen von Menschen mußten sich von Einzelnen als blinde Werkzeuge gebrauchen lassen und ihr ganzes Leben in saurer Mühe verbringen, nur um die gigantischen und erhabenen Ideen weniger Männer ins Leben zu rufen.

Auch was Rom groß machte und Griechenland die Unsterblichkeit gab, ging von Einzelnen aus und mußte auf Kosten der Menge ausgeführt werden.

So verhält es sich auch im Kleinen mit der Begründung von Familien. Soll eine solche auf längere Zeit blühen und Dauer haben, soll sie gegen die Wechselfälle des Glücks möglichst sicher gestellt werden, so können wir einen derartigen Zweck wohl kaum anders erreichen, als daß wir einem Gliede derselben Vorrechte einräumen und den Rest mehr oder weniger beeinträchtigen.

Dem demokratischen Geiste unserer Zeit, welcher unter dem Vorgeben, nur allgemeine Zwecke fördern zu wollen, nur zu häufig den entschiedensten Individualismus begünstigt, kann allerdings keine Art von Bevorzugungssystem billigen, wie sehr ein solches auch in der Natur der Dinge

liegen möchte und er muß namentlich darauf bestehen, daß es gänzlich dem Zufall anheim gestellt bleibe, welche Familie sich hebe, welche in Unbemerklichkeit zurücksinke.

Ich fürchte nicht, mich einer Unzartheit schuldig zu machen, wenn ich eines Verhältnisses gedenke, in welchem Mr. Br. und Lord L. zu einander stehen und das so schön ist, daß es gewiß alle Nachahmung verdient. Beide Männer mit ihren Familien leben auf dem freundlichsten Fuße, huldigen aber politischen Grundsätzen, die weit entfernt sind, mit einander im Einklange zu stehen. Der Eine nämlich ist ziemlich streng conservativ gesinnt, während der Andere zu freisinnigern Ideen sich hinneigt. Da beide Freunde in derselben Grafschaft wohnen, so treffen sie von Zeit zu Zeit in öffentlichen Versammlungen zusammen, wo nationelle, wie örtlich politische Gegenstände zur Erörterung kommen. Bei solchen Anlässen muß nun natürlich die ganze Verschiedenheit ihrer Ansichten hervortreten und kann es nicht fehlen, daß sie in völlig entgegengesetztem Sinne sich aussprechen, ja sich bisweilen auf das Lebhafteste bekämpfen. Hat nun der Eine alles gethan, um der vom Andern vertheidigten Sache eine Niederlage beizubringen und ist ihm seine Absicht vielleicht gelungen, so kehren nach beendigtem Kampfe die beiden Gegner in den Kreis ihrer Familien zurück, nehmen dort gemeinschaftlich ihr Mahl ein, ist der Zwist bei Seite gelegt und die Freundlichkeit des Privatverkehres nicht im Mindesten getrübt.

Ich habe allen Grund anzunehmen, daß Beispiele ähnlicher Art in England nicht ganz selten sind und daß es in diesem Lande häufiger als in irgend einem Andern, wo es politische Parteien gibt, vorkommt, daß einzelne Männer

und Familien, deren politische Glaubensbekenntnisse möglichst weit auseinander gehen, dennoch durch die innigsten Bande der Freundschaft miteinander verknüpft sind. Natürlich ist dieß nicht Regel und die Leidenschaft behauptet wie sonstwo, so auch in England ihr Recht über die Menschen. Allein das nicht seltene Vorkommen von Fällen, wie die erwähnten sind, liefert denn doch den thatsächlichen Beweis, daß abweichende Ansichten in politischen Dingen die verschieden Denkenden nicht nothwendig zum gegenseitigen Haß und zur Anfeindung zwingen und daß Freundschaft zwischen den entschiedensten politischen Gegnern bestehen kann.

Allerdings erfordern derartige Verhältnisse eine Höhe der Bildung, eine Humanität der Gesinnung und einen Adel des Karakters, die wir überall nur selten treffen, die bei uns aber beinahe noch gänzlich fehlen. Wir haben es noch nicht vermocht, den Menschen von seinen Ansichten zu trennen und wir sind namentlich noch allzusehr geneigt, von Demjenigen, der unsere politischen Grundsätze nicht theilt, auch in sittlicher Beziehung gering zu denken und ihm niedrige Zwecke und unedle Absichten unterzulegen.

Auch in A.....-Hall sah ich Familienerbstücke; unter Andern Dosen, deren Deckel auf der innern Seite mit dem Bildnisse des Prätendenten verziert sind und welche von den loyalen, jacobitisch gesinnten Br. getragen wurden, obgleich zu jener Zeit ein solches Abzeichen als Hochverrath galt. Ebenso befindet sich in A.....hall der Schreibtisch, dessen sich Karl der Erste während seines Aufenthaltes in der Nachbarschaft bediente und welcher eine Menge geheimer Schubladen, Truhen und wunderlicher Behälter einschließt. Natürlich wird dieses durch Einrichtung und historisches Interesse

gleich merkwürdige Möbel in gebührenden Ehren gehalten und wohl noch nach Jahrhunderten in der Familie B... zu sehen sein. Da die berühmte Schlacht von Bosworth, in welcher Richard der Dritte sein Leben verlor, bis gegen A... sich ausdehnte, so werden auf dem Gute meines Wirthes immer noch von Zeit zu Zeit Reste von jenem blutigen Kampfe ausgegraben und unter andern merkwürdigen Dingen dieser Art sah ich den etwas plump ausgearbeiteten Schlüssel, welchen der Kammerherr besagten Königs als Abzeichen seiner Würde trug.

Es freute mich nicht wenig, bei einem Mittagessen, an dem einige Gentlemen aus der Nachbarschaft Theil nahmen, zu hören, daß die Gespenster noch nicht gänzlich aus England verscheucht sind und diese Bewohner der Unterwelt hie und da auf den frühern Schauplatz ihrer Thätigkeit sich begeben, trotz der geringen Aufmerksamkeit, welche ihnen das lebende Geschlecht im Allgemeinen erweist. Mehrere Gäste wußten äußerst interessante Fälle von dergleichen Besuchen zu erzählen und einige derselben waren in der That so schauervoll, daß es den Gästen am hellen lichten Tage kalt über den Rücken lief. Hätten doch nur anstatt des einen ungläubigen Thomas einige meiner Landsleute diese Wunderdinge vernommen, ihre Kenntniß von der Geisterwelt würde, wie ausgedehnt dieselbe auch bereits ist, doch noch um ein Namhaftes erweitert worden sein. Leider habe ich, wie bereits bemerkt, für dergleichen Dinge trotz ihrer überaus großen Wichtigkeit ein so unzuverläßiges Gedächtniß, daß es mir bei dem besten Willen unmöglich ist, auch nur mit annähernder Treue das darüber Gehörte wieder zu erzählen. Ich muß mir daher das Vergnügen versagen, die in A... vernommenen

neuesten Geistergeschichten denjenigen meiner geneigten Leser zum Besten zu geben, welche für Spuckereien im Weinsperger und Kirchheimer Styl mehr Geschmack und Sinn haben, als für Gegenstände der gewöhnlichen Welt. Verschweigen will ich jedoch nicht, sollte ich deßhalb auch für angloman erklärt werden, daß mir die besagten Erzählungen den bestimmten Eindruck machten: als seien die jenseits des Kanales heutigen Tages noch hausenden Gespenster um ein Merkliches anständiger und vernünftiger, als die Würtembergischen; welch letztere in der That so ungehobelt, roh und albern sich betragen, daß man ihnen ihren langen Aufenthalt im Geisterreich noch nicht sehr stark anmerkt. Merkwürdig ist, daß die Geister in Albion, wenn sie einmal den Mund öffnen, sich auch der Landessprache bedienen und gerade so vortrefflich englisch reden, als die Polterer und Dämone von Weinsperg ächt schwäbisch sprechen. Dieser Umstand scheint mir für die Geisterkunde von der größten Wichtigkeit zu sein und die interessantesten Schlüsse zuzulassen.

Der Aufenthalt in A...hall bot mir eine äußerst günstige Gelegenheit dar, die Einrichtungen eines englischen Landsitzes in allen Einzelnheiten kennen zu lernen und es hatte Mr. B. die große Gefälligkeit, mir sein Haus von dem obersten Boden an bis hinunter in die Regionen der Gesindezimmer und Keller zu zeigen und mich die genaueste Einsicht sogar von Küche, Speisekammern, Badeanstalten, Hausbrauerei, Backstube, Stallungen, Geflügelhof ꝛc. nehmen zu lassen. Ich will meine Leser nicht mit einer Beschreibung dieser Dinge behelligen, aber doch muß ich ihnen sagen, daß man sich nichts Wohnlicheres, Behaglicheres, Bequemeres und Luxurioseres denken kann, als den Sitz eines

englischen Landedelmannes. Er befriediget alle möglichen Bedürfnisse des raffinirtesten Geschmackes und bietet, was der verwöhnteste Sinn nur immer wünschen kann.

Selbst die Stuben, wo der butler und das sonstige Gesinde haust, sind so beschaffen, wie bei uns kaum die Gemächer der Herrschaften und es fehlen darin z. B. Teppiche und auf leicht bewegliche Rollen gestellte Möbel eben so wenig, als in den Zimmern des Gutsherrn. Es verdient hier auch bemerkt zu werden, daß heutigen Tages noch, wie in frühern Zeiten, der Squire sein eigenes Bier braut, was in der That nicht schlecht ist, wie Jeder bezeugen kann, der einmal home-brewd getrunken hat; ich wenigstens ziehe dasselbe dem so starken Ale und Porter vor. Was mich im Hause nicht wenig überraschte, war die Backstube, von der in der That beinahe jeden Tag Gebrauch gemacht wird, um gewisse Brodarten zum Frühstück zu liefern; und wie mir versichert wurde, geschieht dieß beinahe in allen Country-Seats.

Das Beschauen der Gemüß- und Obstgärten, wie auch der Treibhäuser mit ihren herrlichen Ananasen, Trauben und Melonen hat mich zu Ath.... manche Stunde gekostet; es kann aber auch in der That keinen vergnüglichern Anblick geben, als der ist, den die Erzeugnisse der so hoch und weit getriebenen englischen Gärtnerei dem Auge gewähren. Man sieht nichts Verkrüppeltes und Aermliches; alles strotzt in Ueppigkeit und nicht selten erstaunt man über die Größe der künstlich gezogenen Früchte. So sah ich namentlich Trauben, von einem Umfange nicht viel geringer, als ihn die von Josua und Caleb getragene Frucht hatte. Auch trifft man in englischen Gärten die gewöhnlichen Obst-

sorten, wie z. B. Aepfel und Birnen von einer Schönheit, Vollkommenheit und Güte, in der sie bei uns kaum vorkommen dürften. Selbst die so gemeinen Johannis-, Stachel-, Erd- und andere Beeren haben unter der geschickten Hand der englischen Gärtner eine Auszeichnung und Vortrefflichkeit erlangt, deren man sie nicht für fähig hätte halten sollen.

Daß das Landleben von der beschriebenen Weise in eben dem Grade kostspielig ist, als es angenehm erscheint, versteht sich von selbst. Wenn nun dasselbe auch einerseits nationelle Geschmackssache ist, so zwingt doch auf der andern Seite den Reichen die öffentliche Meinung zur Führung eines glänzenden Hauses. Wie das anderwärts geschieht, so wird auch von dem englischen Publikum das Einkommen eines Jeden und namentlich dasjenige eines Güterbesitzers geschätzt und erkennt man einem Manne z. B. 20000 Pfd. Sterl. jährlicher Einkünfte zu, so wird verlangt, daß derselbe ein dieser Summe entsprechendes »establishment« halte. Würde er etwa nur die Hälfte seines Geldes verzehren, so fiele er in den Ruf eines Knickers und schäbigen Menschen, eine Reputation, nach welcher jenseits des Kanals nur Wenige geizen. Daher kommt es wohl auch, daß die reichen Leute in England z. B. mehr Pferde, Bediente halten und sonstigen Luxus treiben, als sich dieß vielleicht mit wahrer Bequemlichkeit verträgt und als es unter ähnlichen Verhältnissen bei uns geschieht.

Nachdem ich die Schönheiten des nordöstlichen Theiles der Grafschaft gesehen hatte, sollte ich auch näher mit der südwestlichen Landschaft von Warwickshire bekannt werden. Eines Morgens setzten sich Mr. und Mrs. Br... mit meiner Wenigkeit in eine offene Calesche und fuhren zunächst nach

dem uralten Coventry hinüber, das schon zu den Zeiten der Angelsachsen Bedeutung und Wichtigkeit hatte. Unter den von mir gesehenen englischen Städten hat die genannte das alterthümlichste Aussehen; worüber man sich nicht wundern wird, wenn man weiß, daß viele der dasigen Wohnhäuser noch aus dem fünf- und sechszehnten Jahrhundert stammen. Dieselben haben winzige Fenster mit kleinen runden Glasscheiben und es laufen an deren Vorderseite schmale Gänge hin, welche an die sogenannten Lauben der alten schweizerischen Häuser erinnern. Auch fehlt es ihnen nicht an den in frühern Zeiten so beliebten Eckerchen und hölzernem Gitterwerk, hinter welchen die damaligen Schönen mit so vieler Bequemlichkeit und von Jedermann ungesehen ihre Neugierde befriedigen konnten.

Die eben so vortreffliche als sinnreiche deutschreichstädtische Einrichtung, die wir erfreulicher Weise auch noch in einigen Schweizerstädten antreffen, habe ich in Coventry nicht bemerken können, die Einrichtuug nämlich, die es möglich macht, mit Hülfe der Optik im Zimmer genaue Kenntniß von dem sich zu verschaffen, was in den Straßen vorgeht.

Obgleich die meisten Gassen Coventry's krumm und eng und deren Häuser nichts weniger als schön sind, so gefiel es mir doch unendlich besser, als viele der modernen Städte mit ihren langweiligen, schnurgeraden und einander völlig gleichen Straßen aus würfelförmigen und jeder architektonischen Schönheit baaren Backsteinbauten zusammen gesetzt. Coventry besitzt indessen eine Anzahl gothischer Gebäude von großer Schönheit und die dortige Michaels- und Dreifaltigkeitskirche gehören zu den herrlichsten Denkmälern der mittel-

alterlichen Baukunst. Der Thurm der erstern wird wohl einer der höchsten in Europa sein und nichts kann dessen gefällige Leichtigkeit übertreffen; aber auch der Spire der Dreifaltigkeitskirche sucht seines Gleichen. Schon viele Meilen von der Stadt sieht man diese schlanken und zierlichen Bauten hoch in die Luft sich erheben.

Der Peeping Tom ist das Wahrzeichen von Coventry, wie der Lällikönig es einst von Basel war und kein Fremder geht wohl durch jene Stadt, ohne sich besagte Merkwürdigkeit zeigen zu lassen. Einer der Generale Wilhelms des Eroberers hatte nach der Schlacht bei Hastings von seinem Herrn den Auftrag erhalten, einige Theile des innern Englands zu besetzen und namentlich Coventry einzunehmen. Die Stadt leistete unter Anführung des angelsächsischen Grafen Leofric hartnäckigen Widerstand, mußte aber endlich doch der Uebermacht der fremden Eindringlinge weichen und sich ergeben. Der siegreiche General machte nun so übertriebene Forderungen, daß Godiva, die schöne Gemahlin des überwundenen Befehlshaber persönlich in das Lager des Normannen sich begab, um diesen zu einem milderen Verfahren zu bestimmen. Die Bitten und Thränen der sächsischen Schönheit vermochten nicht das harte Herz des überseeischen Kriegers zu erweichen und Coventry sollte die ganze Strenge des Kriegsrechtes empfinden. Und durch Nichts willst Du dich zur Milde bewegen lassen, fragte noch einmal die Gräfin in dem Augenblicke, wo sie sich anschickte, nach der Stadt zurückzukehren? Ja! unter einer Bedingung will ich Deinem Gesuche willfahren, erwiderte der übermüthige Soldat: wenn Du Morgen um die Mittagszeit völlig unbekleidet in den Straßen von Coventry umherreitest, so will

ich Gnade für Recht ergehen lassen und Deiner Stadt die auferlegte Buße schenken. Ich nehme Dich bei Deinem Wort, sagte die hochherzige Godiva und Morgen um die bestimmte Stunde soll Deine Forderung ihre Erfüllung finden. In die Stadt zurückgekehrt, ließ sie deren Einwohnern das gegebene Versprechen bekannt machen, aber auch zu gleicher Zeit die bestimmte Erwartung aussprechen, daß sämmtliche Männer von Coventry um die nächste Mittagszeit in ihren Häusern sich befinden und kein Einziger die Unzartheit haben werde, Augenzeuge ihres unfreiwilligen Umzuges zu sein. Zur festgesetzten Stunde setzte sich Godiva in dem vorgeschriebenen Zustand auf ihr Roß und durchritt in Begleitung einiger ihrer Frauen die Straßen der Stadt. Niemand war in denselben zu sehen und Alles hatte sich in das Innere der Wohnungen zurückgezogen. Nur ein Männchen konnte seine Neugierde nicht zügeln und stellte sich hinter eine Ecke, um von da aus unbemerkt den außerordentlichen Aufzug zu beobachten. Das fürwitzige Schneiderlein, denn ein solches soll es gewesen sein, wurde unglücklicher Weise entdeckt und dessen Bildniß zur Strafe an der Ecke des Hauses aufgestellt, in welchem der Frevel begangen worden. Und heutigen Tages, obgleich seit dem Vorfall schon nahe an acht Jahrhunderte vorübergegangen sind, sieht man noch an besagtem Hause den Peeping Tom in seiner verstohlenen Stellung in die Straße herabschielen. Was aber noch merkwürdiger ist, an einem gewissen Tage im Jahr reitet zur Erinnerung an die Heldenthat Godiva's ein Mädchen in fleischfarbener gestrickter Kleidung (Tricot) als Gemahlin des Grafen Leofric's in den Straßen von Coventry herum, während langen Zeiten hindurch von Mayor

und Aldermen der Stadt begleitet. Relata refero. Den Peeping Tom habe ich mit eigenen Augen gesehen. Das heutige Coventry zählt ungefähr 30000 Einwohner, die größtentheils von Bandweberei leben, aber eben nicht in sehr glänzenden Umständen sich befinden sollen.

Nur wenige Meilen von dieser Stadt entfernt liegt das durch Walter Scott so bekannt gewordene Schloß von Kenilworth, was ich zu besuchen nicht versäumte. Aber wie anders sieht es jetzt hier aus als zur Zeit, wo die Maiden queen ihrem Liebling Leicester einen Besuch daselbst abstattete und die weiten Hallen von einem glänzenden Hofe angefüllt waren. Dank sei es dem Rundkopf Cromwell; dieser königliche Sitz mit seinem herrlichen Parke ist zerstört. Indessen verkünden selbst noch die Trümmer die vergangene Pracht und dieselben versetzen uns zurück in das goldene Zeitalter of merry old England. Es schien mir, als ob der jetzige Besitzer von Kenilworth (Lord Clarendon) ziemlich viel Sorgfalt auf die Erhaltung der merkwürdigen Ruinen verwende, welche seit dem Erscheinen des Scott'schen Romanes Gegenstand des Interesses der ganzen europäischen Lesewelt geworden sind und daher auch seither von Reisenden besonders häufig besucht werden.

In einem von den übrigen Ruinen getrennten Thurm, der, glaube ich, aus den Zeiten Heinrichs des Ersten stammt, wohnt eine Art von Aufseher, der für Geld und gute Worte die Merkwürdigkeiten des Ortes zeigt, dem aber der schottische Romantiker nicht ganz bekannt zu sein scheint, ansonsten er den Reisenden gewiß genau zeigen müßte, wo der Zug Elisabeths hergekommen; wo die Jungferkönigin gegessen und geschlafen; wo die unglückliche Amy von ihrer gekrönten

Nebenbuhlerin entdeckt wurde u. s. w. Von dem Allem weiß aber der prosaische Kastellan nichts zu sagen, und der Besucher von Kenilworth muß seine eigene Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, um die Oertlichkeiten herauszufinden, an welchen der schottische Dichter so ergreifende Auftritte stattfinden ließ. Die Phantasie eines unserer geistreichsten Schriftsteller und des Mannes, welcher das seltene Privilegium genießt, todt und lebendig zu gleicher Zeit zu sein, muß in der That sehr lebhaft gespielt haben, als er die Ruinen von Kenilworth besuchte; denn selbst mit dem Scott'schen Roman in den Händen fand derselbe die Stelle, wo der scheußliche Varney die Gräfin Leicester in den Abgrund stieß. Walter Scott und die geschichtliche Sage lassen die Unglückliche, wenn ich mich anders nicht sehr täusche, in einem abgelegenen Pächterhofe Cumnor bei Oxford ihr Schicksal erreichen und nicht in Kenilworth ihren Tod finden. Dergleichen Licenzen sind aber jedem poetischen Reisenden erlaubt und vor allen übrigen Demjenigen, der Wahrheit und Dichtung in so graziöse Gewänder zu hüllen weiß und in der Kunst der Darstellung eine so seltene Meisterschaft erlangt hat.

Von Kenilworth sind es nur wenige Meilen hinüber nach Warwick, Hauptstadt der schönen Grafschaft gleichen Namens und wir hätten in der That unser Tagwerk nicht besser beschließen können, als mit der Besichtigung des freundlichen Ortes. Vor allem suchten wir die schöne, einst der heiligen Maria geweihete Kathedrale auf, welche eines der herrlichsten Grabmäler, die England besitzt, nämlich dasjenige des unter Heinrich VI. und Eduard IV so mächtigen Richard Beauchamp, Grafen von Warwick, einschließt. Dieser ziemlich übermüthige normännische Edle ließ noch zu seinen

Lebzeiten eine prachtvolle gothische Kapelle in dieser Kirche errichten, angeblich zwar dem Dienste der heiligen Jungfrau, in der That aber seinem eigenen Andenken bestimmt; indem in der Mitte derselben sein Grabmal sich erhebt. In dieser schönen Halle ruhen auch die Reste des unrühmlichen Günstlings der launenhaften Jungfrau, welcher England einen großen Theil seiner jetzigen Macht verdankt: die Gebeine des einstigen Besitzers von Kenilworth, Robert Dudley, Grafen von Leicester. Von der Kirche verfügten wir uns in den County-Gaol und da mein Führer eine angesehene Magistratsperson der Grafschaft war, schlossen sich vor uns alle Thüren des großen Kerkers mit der größten Bereitwilligkeit auf. Von einem Stübchen aus sahen wir hinunter in die mit hohen Mauern umschlossenen Höfe, in denen eine Anzahl von Hauptverbrechern frei sich herumbewegte. Obgleich manche derselben so ziemlich sicher darauf rechnen konnten, schon in wenigen Wochen vor dem Thore ihres Gefängnisses aufgeknüpft zu werden, so schienen dieselben doch wenig um ihr Schicksal bekümmert zu sein und zeigten ein Benehmen, wie Menschen, die sich unter ganz gewöhnlichen Umständen befinden. Einigen dieser Böse-wichte konnte man ihre Verworfenheit so deutlich aus dem Gesichte ablesen, daß man sicherlich erschrocken wäre, wenn man denselben auf einsamer Straße begegnet hätte. Der Merkwürdigste der anwesenden Verbrecher war ein schon ziemlich bejahrter Mann, der nur ein Bein hatte und welcher einige Wochen vor meinem Besuch die Hauptrolle bei den Excessen im Bull Ring zu Birmingham spielte und den ersten Feuerbrand in eines der dasigen Häuser warf. Dieser Kerl rauchte in aller Behaglichkeit seine Pfeife und trieb,

mit einigen seiner Spießgesellen auf- und abgehend, allerhand Späße, obwohl er bereits zum Tode verurtheilt war.

In der für die weiblichen Gefangenen bestimmten Abtheilung des Kerkers sahen wir einen ganzen Saal voll arbeitender Mädchen, welche bereits zur Verbannung verurtheilt waren und in wenigen Tagen die weite und unfreiwillige Reise nach Botany Bay anzutreten hatten. Manche unter ihnen zeigten ein so sanftes und anmuthiges Wesen, daß man wirklich Mühe hatte, in denselben Verbrecherinnen zu sehen.

In einem der Höfe des Gefängnisses fand ich Gelegenheit, von der Tretmühle Einsicht zu nehmen. Je auf einmal haben acht Kerle die Schaufeln des riesenhaften Rades zu besteigen und ohne Unterbrechung vierzig Minuten lang dieser den Sträflingen so verhaßten Arbeit obzuliegen, nach welcher Zeit sie durch andere abgelöst werden. Fortwährend steht ein Aufseher hinter den Tretern, der sie sogleich wieder zur Thätigkeit antreibt, wenn sie läßig werden wollen. Natürlich können die Radtreiber nicht umhin, in ihren Bewegungen haarscharf den Tact zu halten, was den Faulsten zwingt, seine Beine eben so schnell zu heben, als dieß die Fleißigeren thun. Was diese Strafarbeit ganz unerträglich machen muß, ist ihre vollkommene materielle Zwecklosigkeit; denn wenn die Leute vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht auch noch so sehr sich angestrengt, so müssen sie sich doch sagen, nichts gethan zu haben. Die Warwicker Tretmühle hebt allerdings einiges Wasser in die Höhe, aber ich glaube nur deßhalb, damit es wieder in die Tiefe laufe.

Andere Sträflinge haben eine Mühle zu treiben, um das für die Kerkerbewohner nöthige Mehl zu erhalten,

eine Arbeit, die auch nicht zu den angenehmsten gehören mag und wozu die Gesellen eben so saure Gesichter machten, als es diejenigen thaten, welche die Tretmühle in Bewegung zu setzen hatten. Die Züchtlinge von sehr jugendlichem Alter, und leider ist die Zahl derselben im County-Goal nicht ganz klein, läßt man sonderbarer Weise Stecknadeln verfertigen, eine Beschäftigung, welche die Nachbarschaft Birminghams verräth. Im Ganzen genommen haben die Sträflinge ein ziemlich gut genährtes Aussehen, was mich nicht mehr wunderte, nachdem ich ihre Nahrung gesehen und gekostet. Sie erhalten Brod, so weiß und locker, wie man es in den meisten Gegenden Deutschlands nicht kennt und ein riesenhafter Pudding, der eben in der Küche fertig lag, schmeckte vortrefflich. Daß auch von Zeit zu Zeit Fleisch gereicht wird, versteht sich von selbst; denn wie sollte ein Engländer, wäre er auch nur ein Mühletreter, ohne thierische Kost leben können! Es bedarf kaum der ausdrücklichen Erwähnung, daß die größte Ordnung und Reinlichkeit in dem Kerker von Warwick herrscht; denn welche öffentliche Anstalt in Großbritannien trifft man schmutzig und unordentlich? Wie in manchen andern Zuchthäusern, so ist auch in der fraglichen Strafanstalt, den Gefangenen während ihres Aufenthaltes daselbst strenges Schweigen auferlegt, was für Viele eine empfindlichere Strafe sein mag, als selbst die verhaßte Arbeit an der Tret- oder Mahlmühle. Ob es gut ist, einem Menschen Jahre lang den Gebrauch seiner Zunge gänzlich zu verwehren und ob die erzwungene Schweigsamkeit auch noch anders als blos strafend wirkt, weiß ich nicht zu sagen; scheinen will es mir aber, daß das fragliche Strafmittel nicht ganz zweckmäßig sei.

Die Warwicker Züchtlinge werden angehalten, Personen, welche die Anstalt besuchen, ihren Respect zu beweisen, was Manche derselben mit sichtlichem Widerwillen thun. So oft wir in einen Saal eintraten, in dem sich Sträflinge befanden, erhoben sie sich alle von ihren Sitzen und setzten sich erst wieder nieder, nachdem wir ihnen den Rücken gekehrt hatten. Die weiblichen Gefangenen, welche für die Botany Bay bestimmt waren und an langen Tafeln mit Strick- und Nähwerkzeugen herum saßen, machten uns sogar Knickse mit einer solchen Präcision und Gleichzeitigkeit ausgeführt, daß ich mich der Vermuthung nicht erwehren konnte, die Mädchen seien zu diesem Manöver förmlich eingeschult worden.

Eben, als wir den Gaol verlassen wollten, wurde noch vor meinen Begleiter, dessen magistratliche Würde ihn in eine nahe Berührung mit dieser Anstalt setzte, eine alte gutmüthig aussehende Frau gebracht, die schon seit Jahren im Kerker gewesen zu sein schien. Sie bat auf eine rührende Weise um baldige Erlösung von ihrer Gefangenschaft und da eine äußerst nette und freundliche Aufseherin der Bittenden das beste Zeugniß gab und das Gesuch unterstützte, so fand sich der ohnehin so menschenfreundliche Magistrat veranlaßt, dem armen Weibe seine baldige Freilassung in Aussicht zu stellen. Diese an sich unbedeutende Scene trug wesentlich dazu bei, den peinlichen Eindruck zu verwischen, den der Anblick so vieler Verbrecher in mir hervorgerufen hatte.

Die Nachbarschaft von Warwick gehört zu den lieblichsten und baumreichsten von ganz England und ist überreich an größern und kleinern Landsitzen. Ein mehrtägiger Aufenthalt

in M....., bei dem Vetter des Besitzers von Ath....., gewährte mir eine sehr günstige Gelegenheit, die Umgegend theils zu Fuß, theils zu Wagen in Begleitung des Mr. Br. kennen zu lernen. Einer der herrlichsten Punkte ist gewiß die der Mrs. M.... zugehörige Besitzung Barford, welche auf einer Anhöhe liegt und von der aus man einen Theil des lieblichen vom Avon durchschlängelten Thales übersieht, bis nahe an den Ort hin, in welchem der größte Dichter des christlichen Zeitalters das Licht der Welt erblickte. Eine größere Abwechslung von herrlichen, waldartigen Baumgruppen und frischen Wiesengründen, aus denen freundliche Landhäuser und Dörfchen hervorsehen, läßt sich nicht denken.

Unter andern benachbarten Sehenswürdigkeiten besuchte ich auch den schönen Badeort Leamington, nur etwa zwei Meilen von Warwick entfernt und an dem kleinen Flusse Leam gelegen. Einige Straßen des ganz modernen Städtchens sind so schön und elegant, wie man sie nur in den besten Quartieren von London zu sehen gewohnt ist und der Kursaal (New pomp Room) mit den damit verbundenen Bädern verdient das Prädicat vorzüglich. An herrlichen Spaziergängen ist auch kein Mangel und es würden namentlich die »Priory Gardens« eine Zierde jeden Ortes sein. Zu schönen Ausflügen gibt Leamington ebenfalls Gelegenheit; so z. B. liegt das älteste, großartigste und malerischste aller englischen Schlösser, dasjenige von Warwick nämlich, gleichsam im Angesichte des Bades und Stratford am Avon, wie auch die prachtvolle »Woburn Abbey« sind nur wenige Meilen vom Orte entfernt. Das Wasser von Leamington wird gegen Hautkrankheiten und Unterleibsbeschwerden gebraucht und als äußerst wirksam gerühmt. Aus der Lebhaf-

tigkeit des Städtchens und der Menge vortrefflicher Gasthöfe, eleganter »boarding- und Lodginghouses« läßt sich auf eine bedeutende Frequenz des Brunnens schließen. Bei der Durchmusterung des Städtchens wurde mir das Wohnhaus des ersten Badearztes gewiesen und dabei bemerkt, daß dieser naturalistische Aesculap so vortreffliche Geschäfte mache, um jährlich das schöne Sümmchen von 10—15000 Pfd. Sterl. dabei zu gewinnen. Wie alle großen Aerzte soll auch der Hippocrates von Leamington nicht überhöflich sein, was ich an ihm ganz in der Ordnung finde und was mir beweist, daß der vortreffliche Mann außer seiner Kunst auch noch die Menschen kennt.

Leider war es mir unmöglich, zwei der interessantesten Punkte der Umgegend von M..... aus zu besuchen; die Geburts- und Grabesstätte Shackspears und das herrlichste Denkmal des Feudalismus, »Warwickcastle.« Es ist sonst gar nicht meine Weise, auf Reisen nach „Merkwürdigkeiten“ zu jagen; allein ich muß aufrichtig gestehen, daß es mich tief schmerzte, von M..... fortgehen zu müssen, ohne vorher eine Wallfahrt nach dem nur eine Stunde davon entlegenen Stratford unternommen zu haben. Eine früher getroffene Abrede: an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde in Birmingham zu sein, zwang mich, schon Morgens früh abzureisen und hätte ich nur noch bis zum Nachmittag verweilen dürfen, so würde ich die Heimat des britischen Barden, wie auch die Herrlichkeiten des Innern des Schlosses gesehen haben, von dem uns Fürst Pückler in seinen unnachahmlichen Briefen eine so reizende Schilderung gegeben. Es kostete mich einen harten Kampf, dem lieblichen Thale des Avon und den ehrwürdigen Thürmen von

Warwickcastle für immer den Rücken zu bieten, nur um zur versprochenen Zeit wieder in die prosaischen Regionen des eisenschmiedenden Birmingham zurückzukehren.

Nicht im Falle, mir das Vergnügen zu verschaffen, welches der Schulmeister Johnson für den höchsten Genuß eines Sterblichen hielt, nämlich mit Extrapost zu reisen, bediente ich mich einer gewöhnlichen Stage coach, um nach der genannten Fabrikstadt zu gelangen. Wie wenig Bequemlichkeit auch die »Oustide« einer solchen englischen Landkutsche darbietet, wie ganz und gar man darauf den Angriffen der Elemente Preis gegeben ist und wie hart namentlich deren Sitze sind, so bietet die hohe Stelle des Wagens doch den großen Vortheil, daß man von ihr aus die nächste Umgegend beherrscht; welcher Umstand die Franzosen vielleicht veranlaßt hat, jene die »Imperiale« zu nennen. Die »box« jedoch, der Thron des »Coachman", von dem aus er seine vier Rosse als Souverän regiert, ist in dem obern Stockwerk des Wagens entschieden der angenehmste Platz und daher vor allen übrigen von den Reisenden gesucht. Man hat auf demselben den Blick nach Vornen vollkommen frei, auch das Vergnügen, auf einem wollenen Teppich, anstatt auf einem nackten lackirten Brett zu sitzen, und genießt überdieß noch den Vortheil, von dem Pferdelenker bisweilen Notizen über die durchreisten Orte zu erhalten. Hie und da sind diese Leute etwas gesprächiger Natur, namentlich wenn man ihnen durch einen Extraschilling die Zunge löst, ein Umstand, der bei der regelmäßigen Schweigsamkeit englischer Reisenden für einen Festländer von doppeltem Werthe ist.

Der Stand der englischen »Coachmen« muß ein ziemlich

guter sein; denn durchschnittlich zeigen sie ein äußerst behagliches Aussehen, sind beleibt wie ein bairischer Bierbrauer, glänzen wie der Vollmond und tragen so feine Tücher und so reine Leibwäsche, wie nur irgend ein „Gentleman.“ An das Herrschen gewöhnt, zeigen sie in ihrem Benehmen eine gewisse aristokratische Haltung, die bisweilen an Grandezza gränzt und nichts kann die ächt vornehme Nachlässigkeit übertreffen, mit der dieselben, auf einer Station angelangt, Zügel und Peitsche dem herbeigeeilten »Hostler« zuwerfen. Geruhen sie bei einem solchen Anlaß von ihrem hohen Throne herabzusteigen, so werden sie sogleich von „Landlord,“ „Landlady,“ „Barmaid“ und den sonstigen „Hangerson“ des Wirthshauses respectvoll umringt und ihnen Huldigungen dargebracht, die sie, wie ein Fürst, als schuldigen und selbstverstandenen Tribut entgegen nehmen. Fährt man an dem „Inn“ eines Ortes auch nur vorbei, so kann man sicher sein, daß die Hauptpersonen desselben vor der Hausthüre oder hinter dem Fenster stehen werden, um dem vorübereilenden Wagenlenker ein Zeichen der Begrüßung zu geben, welche dieser auch nicht verfehlt mit einem gnädigen Lächeln und durch eine äußerst graziöse Handbewegung zu erwiedern. Bei solchen Anlässen bemerkt man nun nicht selten, daß die rothwangige „Chambermaid“ durch einen ihr ausschließlich geltenden Blick von der »box« herab ausgezeichnet wird. Begegnen sich auf der Hochstraße zwei Standesgenossen, so präsentiren dieselben, leben sie anders nicht in Fehde zusammen, gegeneinander mit der ihnen eigenthümlichen Gravität ihre Peitschen, zu gleicher Zeit eine leichte Verbeugung machend, an der jedoch der Rumpf ihres gewichtigen Körpers keinen Theil nimmt.

In einem Punkte übertreffen nicht selten unsere überseeischen Coachmen sogar moderne Dandies vom ersten Wasser und erlangen dadurch den legitimsten Anspruch auf »Gentility und Fashion.« Sie besitzen nämlich jene Stoa und »Impassibilité« des Geistes, welche Nichts in der Welt zu bewegen im Stande ist und die als die Hauptmerkmale der heutigen Vornehmheit angesehen werden müssen. »Nil admirari« ist der erste Grundsatz englischer Coachmen und Dandies und daher mag es wohl auch kommen, daß jenseits des Kanals der Kutscherstand zu den „edlen“ gerechnet wird und bisweilen selbst „Lordships“ oder anderes edles Blut sich demselben widmen, wie dieß Beispiele der neuen und neuesten Zeit beweisen.

Es wurde mir das Glück zu Theil, während der Fahrt von Warwick nach Birmingham neben einem ausgezeichneten Exemplar besagter Menschengattung meinen Sitz einnehmen zu dürfen, welcher Umstand nicht wenig dazu beitrug, die mehrstündige Reise trotz des fallenden Regens unterhaltend zu machen. Wenn mein Coachman freiwillig auch keine Sylbe hervorbrachte, so war er doch artig genug, niemalen auf eine an ihn gerichtete Frage die Antwort schuldig zu bleiben, die indessen immer gedrängt und kurz ausfiel; und da derselbe, ich weiß nicht wie viele Jahrzehnte schon täglich die Straße zwischen beiden Städten befährt, so wußte er über die geringfügigste in seinen Gesichtskreis fallende Sache die allergenügendste Auskunft zu geben.

In keinem Lande ist wohl der Grundsatz der Vertheilung der Arbeit so allgemein durchgeführt, als in England; wo immer möglich beschäftigt sich Jeder ausschließlich nur mit seinem bestimmten Gegenstand. Nirgends treffen wir dagegen aber

auch so viele Spezialitäten, als eben wieder in dem gleichen Lande. So z. B. hat ein Coachman nichts anderes zu thun und thut auch nichts anderes, als seinen Wagen und Pferde zu lenken und er ist dafür in der Regel seiner Kunst so sehr Meister, daß er dieselbe unter den schwierigsten Umständen mit vollkommener Sicherheit ausübt. Wie Sachverständige behaupten, ist es nichts ganz Leichtes, vier muthige Pferde vom Bock aus zu leiten; sieht man aber einen englischen Kutscher mit götterähnlicher Ruhe auf seinem Throne sitzen, die Zügel in der einen, die Peitsche in der andern Hand haltend, ohne scheinbar weder von den einen noch von der andern Gebrauch zu machen, so glaubt man, ein Kind vermöchte die Rosse zu führen. Von Fluchen und Schreien, welche Treibmittel von italienischen, deutschen und französischen Postillionen so häufig in Anwendung gebracht werden, ist keine Rede; zeigt ein Pferd sich abgeneigt, seine Pflicht zu thun, so ertönt vom Bocke ein schnalzender oder vielmehr grunzender Laut und man kann dann darauf rechnen, daß dieser Ton mehr Wirkung thut, als der Donner deutscher „Himmelsackerments“ und das widrige Gekreisch französischer »Sacré nom de Dieu.« Eben so wie die Zügel nur äußerst sparsam gebraucht werden, legt man auch die Peitsche selten auf den Rücken der Pferde. Es scheint, als ob diese Thiere jenseits des Kanals von britischem Unabhängigkeitsgefühl durchdrungen seien und lieber freiwillig dem für sie geltenden Gesetze sich unterwerfen, als roher Gewalt folgen. Würde man einen deutschen Postknecht an die Stelle eines englischen Coachman setzen, so bin ich überzeugt, daß schon nach der ersten halben Stunde er selbst nebst den von ihm Geführten den Hals gebrochen hätte und von Pferden und

Wagen wenig mehr zu sehen wäre. Diese Geschöpfe wollen wie Gentlemen und nicht wie russische Leibeigene oder englische Soldaten behandelt sein, welche letztere, wie wir dieß aus vielen Parlamentsreden wissen, ohne Prügel nicht in gehöriger Ordnung erhalten werden können.

Um noch ein Paar Worte über englische »Stagecoaches« zu sagen, ist gewiß Jedem, der von Frankreich aus zum ersten Male den britischen Boden betreten hat, der große Unterschied aufgefallen, welcher zwischen den öffentlichen Reisewagen beider Länder besteht. Jene sind bei jeder Abfahrt von unten an bis oben auf so geleckt, wie dieß nur immer ein Privatgefährt sein kann; die vor sie gespannten Renner würden einen fürstlichen Wagen zieren; das Pferdegeschirr ist aus dem besten Lederzeuge verfertigt, in vollendeter Ordnung und auf das Reinlichste gehalten. Wird vor einem Stationshaus gehalten, so stehen schon vier Traber bereit, vor Ungeduld stampfend, ihren Lauf zu beginnen und kaum ist der Wagen in Ruhe gekommen, so sind die Lederstränge abgefallen, treten die gebrauchten Rosse ab, die frischen heran; einige Handbewegungen der Hausknechte mehr und das Gefährt ist zur Abfahrt fertig. Der »Hostler« ruft nun sein »all right,« der Coachman schnalzt, die Pferde spitzen die Ohren und der Wagen eilt wieder im Fluge auf der glatten macademisirten Straße weiter.

Anders verhält es sich im Musterlande der Gallier. Was die dasigen Landkutschen betrifft, so läßt wohl nicht leicht etwas Plumperes und Unbeholfeneres sich denken, als das Ding, das sie »diligence« nennen und zu gleicher Zeit ist es so sehr mit Staub und Koth überzogen, daß man seinen Anstrich kaum erkennen kann. »Coupée, interiéur und

rotonde« fühlen niemals den Druck einer Bürste und sind so schmutzig, daß in diesen beweglichen Höhlen ein Schutz- oder Schmutzkleid eben so nöthig ist, als in einer Steinkohlengrube. Und welchen kläglichen Anblick gewähren nicht häufig die armen Geschöpfe, welche das Schicksal in seinem Zorne dazu verdammt hat, unter die Geißel eines fränkischen Treibers zu fallen und ein so stattliches Fuhrwerk weiter zu ziehen. Kamm, Striegel und Schwamm scheinen sie eben so selten, als gute Behandlung und Haber zu sehen. Am Ausgezeichnetsten, ich möchte sagen, am ächtesten Französisch ist aber ohne Zweifel die Vorrichtung, durch welche die dürren Klepper mit dem unförmlichen Wagen in Zusammenhang gebracht werden; von Lederriemen ist dabei natürlich keine Rede; sie besteht aus Stricken, deren Continuität gar oft auf eine äußerst kunstreiche Weise bewerkstelligt wird. Stattlich genug und in völliger Uebereinstimmung mit dem ganzen Fuhrwerk sieht der Postillion aus. In einem, ich weiß nicht mehr welchem Theile Frankreichs sah ich denselben mit einem Paar Stiefeln versehen, das selbst dem Philister Goliath zu groß gewesen sein würde und in welchem zwei französische Infanteristen mit Ober- und Untergewehr füglich hätten Platz finden können. Diese Riesenstiefel hingen zu beiden Seiten am Bauche des Sattelpferdes in der Weise herunter, daß der Postillion durch einen kühnen Sprung in dieselben hinein zu voltigiren vermochte. Versteht sich von selbst, daß ein solches Stiefelpaar während seines halbhundertjährigen Daseins weder mit Wasser, Fett noch Wichse in Berührung kommt. Ohne Schreien und Lärmen kann in Frankreich eben so wenig ein Gesetz in der Deputirtenkammer gemacht, als eine Diligence vor einem

Gasthofe umgespannt werden und ehe die vier oder fünf Mähren von ihrem Frohndienst erlöst und eben so viel andere an deren Stelle gebracht sind verschwendet man mehr Worte als in England an einem ganzen Tage auf allen Umspannsorten zusammen genommen. Die Unparteilichkeit zwingt mich allerdings anzuerkennen, daß auf die Theile des hochgesitteten Galliens, welche die Barbarenländer des Nordens unmittelbar berühren, voranstehende Bemerkungen nicht ihre volle Anwendung finden.

Die zuvorkommende Güte meines Freundes Dr. M. hatte dafür gesorgt, daß ich während meines zweiten Aufenthaltes in Birmingham untern andern Merkwürdigkeiten ein Eisenwerk von ziemlicher Bedeutung in der Nachbarschaft zu sehen bekam. Wenn dasselbe auch keines der größern Englands ist, so gab es mir doch eine Vorstellung von der Riesenhaftigkeit des britischen Hüttenwesens, indem es im Jahr nicht weniger als gegen 400000 Zentner Eisen liefert, eine Masse, welche, wenn ich mich nicht täusche, das Erzeugniß aller Hochöfen Süddeutschlands übertrifft. Mr. P...., einer der Eigenthümer des Gewerkes, widmete mir einen ganzen Tag seiner kostbaren Zeit, um mich mit den interessantesten Theilen dieses so wichtigen Industriezweiges bekannt zu machen. Sechs und zwanzig Dampfmaschinen sind fortwährend im Gange, um die Gebläse der Hochöfen, die vielen Walz- und Streckwerke nebst vielen andern Vorrichtungen in Bewegung zu setzen. Während meiner Anwesenheit wurde das meiste aus den Puddelöfen kommende Metall zu Schienen für Eisenbahnen ausgezogen und es gewährte mir ein nicht geringes Vergnügen, Zeuge zu sein von der Leichtigkeit, mit der so bedeutende Eisenmassen gehandhabt werden. In diesem

Augenblicke sieht man noch einen formlosen feurigen Klumpen aus einem Frischofen hinüber gegen das Walzwerk bieten und im nächsten ist schon die Schiene fertig; eben so rasch geht es mit dem Ausziehen des gepuddelten Eisens zu Stäben, die wie feurige Schlangen durch die Cylinder sich durchwinden. Man glaubt in der That, das dichte Metall hätte seine Schwere verloren und ließe sich so leicht wie eine Feder bewegen. Einen eigenen Anblick gewähren die Cylindersägen, welche in der Minute tausend Umgänge machen und das härteste Eisen wie Butter durchschneiden; kaum hat z. B. eine dicke Schiene die Zähne des gewaltigen Werkzeuges berührt, so ist dieselbe auch schon durchsägt.

Mit einiger Aengstlichkeit sah ich der Eisengießerei zu. Eine große gegen achtzig Zentner fassende und mit geschmolzenem Metall gefüllte Kufe erhob sich mit Hülfe eines Krahnen aus der Tiefe und zwei Männern lag das zwar nicht schwierige doch gefährliche Geschäft ob, den glühenden, flüssigen Inhalt der leicht zu neigenden Tonne in die vorhandenen Formen zu schütten. Wie stark nun auch die Kette ist, welche die große Last zu tragen hat, so geschieht es doch zuweilen, daß ein Gelenk derselben bricht, in welchem Falle dann die Kufe hinabstürzt, das flüssige Metall nach allen Seiten hin spritzt und die anwesenden Arbeiter tödtlich verletzt werden. Da ich wußte, daß nicht lange vor meinem Besuche ein derartiges Unglück sich ereignet hatte, so war es mir während der Operation des Gießens etwas unheimlich zu Muth und athmete ich wieder freier auf, als der letzte Tropfen des glühenden Elementes seinen Weg in die Modelle gefunden hatte.

Von den Gießereien ging es zu den Hochöfen und es war

in der That ein prachtvolles Schauspiel, etwa 150 Zentner Eisen auf einmal und so flüssig wie Wasser aus der Cyclopenstätte hervorquellen, in dem feuchten Sande verlaufen und auf das Schmiegsamste die ihm vorgeschriebene Gestalt annehmen zu sehen. Man muß sich indessen bei einer solchen Gelegenheit doch auch etwas von der Scene entfernt halten, wenn man nicht Gefahr laufen will, tüchtig gebrannt zu werden. Der Zufall hatte es gewollt, daß einige Stellen des Sandes etwas zu feucht waren und als dieselben nun mit dem feurigen Metallstrom überdeckt wurden, warf der durch diesen Umstand plötzlich gebildete Wasserdampf mit Heftigkeit das Eisen umher und wir hatten von Glück zu sagen, daß wir ohne Brandmale dem Angriff des Feuerregens entgingen. Aus der Ferne nahm sich dieses Umherspritzen herrlich aus; denn Tausende von glänzenden Sternchen flogen über der glühenden Masse in der Luft hin und her unter sehr vernehmlichem Puffen und Prasseln. Alle zwölf Stunden liefert ein Hochofen sieben bis acht Tonnen Eisens und aus so vortrefflichem Material ist derselbe gebaut, daß er häufig ein halbes Jahrhundert hindurch und darüber noch seine Dienste ohne Unterbrechung leistet. Zur Erspa-rung von Brennmateral und Erzeugung möglichst hoher Temperaturen werden diese Schmelzöfen, wie dieß auch anderwärts geschieht, mit erwärmter Luft gespeist. An demjenigen, den wir näher untersuchten, war dieselbe unmittelbar vor ihrem Einströmen so heiß, daß ein von mir in sie gehaltener ziemlich dicker Bleistab beinahe augenblicklich schmolz. Das Gebrause, welches der aus dem riesenhaften Gebläse in den Feuerheerd tretende Luftstrom verursacht, ist so durchdringend und heftig, daß es einem durch Mark und Bein

schneidet und vollkommen dem Heulen eines starken Sturmwindes gleicht.

Bekanntlich war es ein Schotte, der den glücklichen Gedanken hatte: von der aus Hochöfen nutzlos verfliegenden Hitze dadurch Gebrauch zu machen, daß er einen Theil derselben von der umgebenden Luft aufnehmen und diese dann zur Unterhaltung des Feuers in den Schmelzraum treten ließ. Durch diese Erfindung sind in Großbritannien, obgleich dieselbe verhältnißmäßig noch neuen Datums ist, schon Millionen erspart worden; es hat aber auch dieselbe, wie billig und recht, ihren Urheber zum reichen Manne gemacht. Er nahm auf die von ihm ausgesonnene Vorrichtung ein Patent und gewährt während dessen Dauer den einzelnen Hochöfenbesitzern das Recht, von derselben Gebrauch zu machen gegen einige ihm von jeder Tonne gewonnenen Eisens zu entrichtende Schillinge. Obwohl dieses Quotum vom erhaltenen Nutzen unbedeutend genannt werden muß, so zieht der Erfinder doch, wie mir aus guter Quelle versichert wurde, von den Eisenschmelzern des vereinigten Königreiches wenigstens 20000 Pfd. Sterl. jährlich, eine Summe, die, wie man sieht, nicht ganz klein ist.

Gegen das Patentsystem läßt sich wohl mancher gegründete Tadel vorbringen und ich gebe gerne zu, daß damit sehr wesentliche Uebelstände verknüpft sind; allein auf der andern Seite scheint es mir doch auch der Billigkeit ganz und gar angemessen zu sein, daß der Urheber einer Erfindung, durch welche die Gesellschaft im Allgemeinen gewinnt, auch seinen Theil an dem daraus entspringenden Nutzen erhalte. Wer findet es nicht ganz in der Ordnung, daß z. B. Watt durch die von ihm ausgedachte Verbesserung der

Dampfmaschine zum reichen Manne wurde; durch eine Verbesserung, welche seit ihrer Einführung den Reichthum und die Macht seines Vaterlandes ins Ungeheure gesteigert hat. Das große Verdienst dieses Mannes würde aber nicht die verdiente Belohnung gefunden haben, hätte ihm das Parlament nicht ein Privilegium auf seine Erfindung gegeben.

Wie es scheint, werden die Arbeiter in den Schmelzwerken nicht übel bezahlt; ein Mann am Puddelofen verdient sich jährlich über hundert Pfunde, muß aber freilich dafür auch manchen Tropfen Schweißes vergießen und wohl einen nicht ganz unbedeutenden Theil seines Lohnes für Bier ausgeben. Einige Hüttenaufseher beziehen einen Gehalt, welcher an Größe denjenigen manches deutschen Ministers um ein Merkliches übertreffen dürfte. Die Arbeiter des Gewerkes leben mit ihren Familien ganz in der Nähe ihres Geschäftes und so bedeutend ist die Zahl der von ihnen bewohnten Häuser, daß diese ein ansehnliches Dörfchen ausmachen. Da der Wahlcensus in England so äußerst niedrig gestellt ist, so sind Viele der Arbeiter Wähler, durch welchen Umstand der Eigenthümer eines beträchtlichen Eisenwerkes ein Mann von politischer Bedeutung wird und in dieser Beziehung an Einfluß manchmal mit einem reichen Gutsbesitzer wetteifert.

Von dem riesenhaften Umfang der in der Nachbarschaft Birminghams sich befindenden Schmelzereien geben eine gute Vorstellung die nach allen Richtungen hin sich erstreckenden Hügelreihen, welche aus nichts Anderem als Schlacken bestehen. Dieselben sind in der That von einer solchen Ausdehnung, daß man sie in der Ferne für kleine Gebirgszüge ansieht. Der englische Geologe, Herr De la Beche, hat vor Kurzem statistische Angaben über die Erzeugnisse der britischen

Bergwerke und Steinkohlengruben bekannt gemacht, aus welchen erhellt, daß der Werth dieser Produkte jährlich auf die ungeheure Summe von zwanzig Millionen Pfunden sich beläuft, von welchen neun Millionen auf Steinkohlen und acht Millionen auf Eisen kommen. Da das Birminghamer Kohlen- und Eisenerzgebiet einen beträchtlichen Theil zu dieser Summe liefert, so kann auch aus den voranstehenden Zahlen ein Schluß gemacht werden auf die Größe der metallurgischen und bergmännischen Arbeiten der eben genannten Gegend.

Nachdem wir uns stundenlang in den Werkstätten umgesehen hatten, in welchen die Elemente des Feuers und der Luft die Herrschaft führen und unsere Personen gehörig mit Kohlenstaub und Schweiß überzogen waren, folgten wir gerne der Aufforderung unseres freundlichen Cicerone: den Besuch der Schmelzereien mit einem Mittagessen in seinem benachbarten Landhause zu beschließen. Während meines ganzen Aufenthaltes in England schmeckte mir das Beefsteak nie so gut, mundete mir der Portwein nie besser, als es der Fall bei Mr. P. war; welche Dinge er freilich in aller Vortrefflichkeit uns vorsetzte, deren Güte indessen durch unsern colossalen Hunger und Durst noch bedeutend erhöht wurde. Auch wurde das Mahl durch eine sehr lebendige Unterhaltung gewürzt, zu welcher der Wirth durch Witz und Humor einen nicht geringen Beitrag lieferte; was mir um so angenehmer auffiel, als ich wußte, daß derselbe in näherer Beziehung zu einem religiösen Vereine steht, der, glaube ich, in der Regel keinen übergroßen Werth auf heitere Geselligkeit legt.

Der Umgang mit Leuten, die in irgend einer Sache sich

auszeichnen und eine Meisterschaft erlangt haben, hat für mich einen hohen Reiz und ich schätze denselben mehr, als die Unterhaltung eines Vielwissers, der nichts genau versteht, nichts mit Zuverlässigkeit weiß. Unser Wirth war ein Mann, der in seinen Eisenwerken leibte und lebte und alle Einzelnheiten des Geschäftes eben so genau kannte, als er mit sicherem Blicke das Ganze übersah. In wenigen Stunden lernte ich daher von ihm mehr über die Industrie der Eisengewinnung als aus dem beßten technologischen Werke kennen. Höchst befriedigt mit unserem Tagwerk setzten wir uns, nachdem schon längst die Nacht hereingebrochen war, in einen leichten Gig und fuhren, umleuchtet von den hundert glänzenden Flammensäulen, die aus den benachbarten Hochöfen in die Lüfte stiegen, nach Birmingham zurück.

Den folgenden Tag, der ein Sonntag war, machte ich mit meinem Freunde, Dr. M., einen Ausflug in die Nachbarschaft und sah bei dieser Gelegenheit, freilich aus einiger Ferne, ein katholisches Seminar, das auf einem der höchsten Punkte von Staffordshire liegend, die ganze Umgegend beherrscht. Dasselbe ist erst vor wenigen Jahren errichtet worden und aus dessen stattlichen und ausgedehnten Baulichkeiten muß man schließen, daß die Gründer der Anstalt nicht nur über bedeutende Summen verfügen konnten, sondern auch auf eine große Anzahl von Zöglingen rechneten. Wie man mich versicherte, ist das fragliche im Mittelpunkte des protestantischen Englands gelegene Seminar in der That in raschem Wachsthum begriffen und bildet das Centrum der katholisirenden Bestrebungen, welche sich jetzt jenseits des Kanals geltend machen. Welche Bedeutung das in Rede stehende Institut bereits gewonnen hat, erhellt unter Anderem

aus der schon weiter oben angeführten Thatsache, daß unter seiner Mitwirkung gegenwärtig in der Mitte der Stadt Birmingham eine katholische Kathedrale sich erhebt.

Des Abends besuchte ich eine bischöfliche Kirche, in welcher der beste Prediger der Stadt zu hören war; ich könnte aber nicht sagen, daß mich derselbe besonders erwärmt und erbaut hätte; denn wie es mir schien, war dessen Vortrag kalt und steif und keineswegs darauf berechnet, in die Tiefen des Gemüthes einzudringen. Den Vorwurf der Kälte und einer gewissen Ledernheit macht man, wenn ich mich nicht sehr täusche, der englischen Kanzelberedsamkeit im Allgemeinen. Sollte derselbe gegründet sein, was ich nicht entscheiden will, so dürfte die Ursache hievon vielleicht in dem Umstande gesucht werden, daß die Geistlichen des anglikanischen Bekenntnisses gehalten sind, immer nach einem Concepte zu predigen. Diese Vorschrift ist in der Absicht gegeben, den Bischöfen die Ueberwachung ihrer Geistlichen und der Reinheit der Kirchenlehre zu erleichtern; denn sollten z. B. Zweifel über die Rechtgläubigkeit eines Predigers sich erheben, so hat dessen Bischof das Recht, den gehaltenen und angefochtenen Vortrag einzufordern. Daß Predigten unter solchen Beschränkungen gehalten durchschnittlich nicht sonderlich warm und ergreifend sind; daß dieselben den Karakter der Spröde und der Dürre tragen, kommt mir Laien als die natürlichste Sache von der Welt vor. Ich bin indessen überzeugt, daß die Mehrzahl des englischen kirchengehenden Publikums über die anglikanische Kanzelberedsamkeit ganz anders denkt und urtheilt, als dieß meine Wenigkeit thut; und ich gebe gerne zu, daß es ein viel competenterer Richter in dieser Sache ist, als ich es sein

kann. Auch hier gilt: de gustibus non disputandum. Ein anderer Mangel des englischen Gottesdienstes scheint mir dessen ungebührliche Länge zu sein; denn wenn ich mich nicht sehr irre, dauert derselbe nicht weniger, als zwei volle Stunden, eine Zeit, die meines Bedünkens um die Hälfte zu groß ist. Eine zweistündige ununterbrochene Andachtsübung, von welcher Art dieselbe auch sein mag, muß ermüdend auf das Gemüth wirken und ich billige daher ganz und gar die viel angefochtene Vorschrift des letzt verstorbenen Königs von Preußen, welche verlangt, daß der Gottesdienst nicht länger, als eine Stunde währe. Dieselbe beweist, daß der höchstselige Monarch nicht nur ein frommer Regent, sondern auch ein sehr guter Psychologe war. Freilich hat jedes Volk wieder seine eigene Psychologie und würde derjenige Philosoph, der z. B. englische, französische und deutsche Seelen mit einander verwechselte und für einerlei hielte, in einen sehr schweren Irrthum verfallen. Die Engländer lieben in allen Dingen die Reichlichkeit und den Ueberfluß und nicht leicht können dieselben von einer Sache zu viel haben. Sie finden überall am Riesenhaften und Ausgedehnten Geschmack und das Kleine und Kurze will ihnen nicht munden. So besitzen sie die kolossaleste Staatsschuld in der Welt und haben ihre größte Freude daran; liefern sie Zeitungen, vor deren Dimensionen ein Festländer erschrickt; sitzt ihr Parlament die ganze Nacht hindurch und hält Reden bis in den tiefen Morgen hinein. Was ist nun natürlicher, als daß ihnen auch eine Predigt um so vortrefflicher erscheint, je länger dieselbe dauert.

Eines muß ich jedoch an den englischen Kirchen bewundern; es ist der hohe Anstand und die feierliche Stille,

welche die Gemeinde bei ihrem Kommen, während ihrer Anwesenheit und beim Verlassen der Kirche beobachtet. Es wird hiebei kein Laut vernommen, keine Sylbe auch noch so leise gesprochen, nicht das geringste Geräusch veranlaßt und von einem Gegeneinanderdrängen der Leute, wie dieß nur zu oft in deutschen Kirchen wahrgenommen wird, ist vollends keine Rede. Wie überall in England, so herrscht auch in seinen kirchlichen Versammlungsorten die größte Reinlichkeit und Nettigkeit und nirgends sieht man ein Stäubchen liegen; was einen äußerst wohlthuenden Eindruck hervorbringt und gewaltig absticht gegen die Beschaffenheit mancher Kirchen des Festlandes.

Da während des englischen Gottesdienstes häufig gekniet wird, so sieht man in vielen Kirchenstühlen Polster und Kissen, von denen man Gebrauch macht, um dieser Andachtsübung mit größerer Bequemlichkeit obliegen zu können und für die Kniee die Härte des Bodens unempfindlich zu machen. Mir hat es immer scheinen wollen, als ob dieß eine unpassende Sitte sei und die Bequemlichkeitsliebe zu weit getrieben heiße; denn wenn das Geschöpf vor dem Höchsten sich beugt, so sollte es doch seine Bequemlichkeit vergessen und nicht daran denken, diese demüthige Stellung sich möglichst behaglich zu machen. Der fromme Katholik, der mitten in der kothigen Straße sich niederwirft, wenn das, was er für das Allerheiligste hält, an ihm vorübergetragen wird, handelt nach meinem Bedünken angemessener, als der Engländer, welcher auf einem weichen Kissen sein Gebet verrichtet.

Daß der Kirchengesang in England nicht ausgezeichnet ist, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung; es würde

bei dem unmusikalischen Sinne des Volkes, oder wenn man lieber will bei der Unentwickeltheit desselben, ein wahres Wunder sein, wenn er es wäre. Von Vielstimmigkeit desselben ist natürlich nicht die Rede; alles singt denselben Ton, da dieß aber mit stiller Stimme geschieht, so ist die Wirkung doch nicht so unangenehm und ziehe ich diesen schüchternen und matten Gesang der Kehlenkühnheit und dem fürchterlichen Schreien vor, die man noch ziemlich häufig in den Kirchen des so musikalischen Deutschlandes zu vernehmen bekommt.

Einmal von kirchlichen Dingen redend, will ich doch auch einer Einrichtung gedenken, die mir England eigenthümlich zu sein scheint und die vielleicht auch anderwärts Nachahmung verdienen oder doch finden dürfte. Es sollen nemlich dort Vereine von Geistlichen bestehen, in der Absicht begründet, unter denselben einen Tausch von Predigten zu bewerkstelligen. Jedes Mitglied ist gehalten, jährlich eine gewisse Anzahl von Predigten als Beitrag zu liefern, welche Eigenthum des Vereines werden. Dieser setzt den vorhandenen Vorrath der Sermone in Umlauf, so, daß Jedes seiner Mitglieder nach und nach von allen eingelieferten Predigten auf seiner Kanzel Gebrauch machen kann. Besteht nun ein derartiger Verein z. B. aus 52 Mitgliedern, so braucht Jedes nur eine einzige Predigt zu liefern, um für alle 52 Sonntage des Jahres versorgt zu sein. Da die Predigten auf englischen Kanzeln ohnehin abgelesen werden, so kann eine Gemeinde, die einen mittelmäßigen Geistlichen hat, bei der erwähnten Einrichtung nur gewinnen, denn unter den 51 fremden Reden muß es jeden Falles einige geben, welche besser sind, als die des eigenen Seelsorgers.

Ob man bei Begründung besagter Vereine den Vortheil der Gemeinden oder die Bequemlichkeit der Prediger im Auge gehabt hat, will ich nicht entscheiden; ich bin indessen sehr geneigt, anzunehmen, daß ersteres der Fall gewesen sei. Indem ich diese Angaben mache, darf ich nicht unterlassen, ihnen die Bemerkung beizufügen, daß ich sie nicht aus unmittelbarer Quelle geschöpft habe und deßhalb auch für ihre Richtigkeit nicht bürgen kann.

Das Gesetz der Ideenassociation führt mich von den Kirchen zu den Glocken, oder vielmehr zu dem Läuten derselben. Wenn es noch eines weiteren Beweises bedürfte, daß die Engländer nicht mit einem Uebermaaß von musikalischem Sinn vom Himmel gesegnet worden sind, so würde denselben die Art und Weise liefern, in der sie ihre Glocken läuten. Sechs oder acht derselben von verschiedenen Tonhöhen werden durch einige Männer angeschlagen in einer gewissen, immer wiederkehrenden Ordnung, die allerdings nach Zeit und Umständen abgeändert wird. Das eine Mal z. B. fängt man mit dem höchsten Tone an und steigt bis zum niedrigsten herab, das andere Mal verfährt man umgekehrt. Bei Aufruhr und Feuerlärm glaube ich wird letztere Tonordnung, beim Kirchengeläute erstere beobachtet; doch will ich nicht für die Richtigkeit dieser Angabe stehen. Wenn nun eine viertel oder halbe Stunde lang die gleiche Glockentonscale nur auf- oder nur absteigend durchlaufen wird, so kann man sich leicht vorstellen, von welcher Art der Eindruck ist, den ein solches Geleier auf Jeden hervorbringen muß, der nicht alles musikalischen Geschmackes baar ist. Früher wohnte ich einige Zeit in der Nähe einer englischen Landkirche und hatte somit Gelegenheit, beinahe

täglich ihr Geläute zu vernehmen. Diese Glockenmusik brachte mich, so oft ich sie hören mußte, durch ihre unaussprechbare Langweiligkeit beinahe zur Verzweiflung und veranlaßte mich nicht selten zu lauten Aeußerungen meines Ingrimmes über diese verwünschte Ohrenquälerei. In England findet man natürlich den vermaledeieten Klingklang schön, thut sich noch gar viel darauf zu gut und meint, auf dem Festlande verstünde man es durchaus nicht, die Glocken recht zu läuten. Jenseits des Kanals wird in der That das »Ringing of the bells« als eine Kunst, die ihre bestimmten Regeln hat, betrieben und hat mancher Ort eine Art von Berühmtheit erlangt allein durch die Virtuosität seiner Glockenschläger. Nicht selten geschieht es daher auch, daß Liebhaber des Geläutes das Institut der Glöcknerei eines Kirchspieles in ihren Vermächtnissen schön bedenken. Wenn ich in England wäre und über ein großes Vermögen zu verfügen hätte, so würde ich eine nicht unbedeutende Summe für den Zweck bestimmen: das dort jetzt herrschende System des Läutens, das nur zur Qual des musikalischen Gefühles erfunden worden zu sein scheint, durch ein besseres zu verdrängen.

Nachdem ich noch den größern Theil des letzten Tages meines Aufenthaltes in Birmingham mit meinem Freunde Dr. M. im Laboratorium zugebracht und in dessen gastfreundlichem Hause im Kreise einiger Naturforscher ein vortreffliches Abschiedsmahl eingenommen hatte, vertraute ich meine Person der Eisenbahn wieder an und flog in wenigen Stunden nach der britischen Hauptstadt hinüber, wo ich mich einige Wochen aufzuhalten gedachte in der Absicht, die dortigen wissenschaftlichen Männer und Anstalten näher kennen

zu lernen. Schon seit Jahren in freundschaftlich-brieflichem Verkehr mit dem Manne, der das Glück hatte, nicht nur Schüler Davy's, sondern, was noch viel mehr ist, auch legitimer Erbe des Ruhmes seines großen Meisters zu sein, säumte ich nicht, unmittelbar nach meiner Ankunft in London dem Entdecker der Magneto-Electricität den Tribut meiner Hochachtung in Person darzubringen.

Keine Fachsgenossen stehen sich wohl näher, als die Naturforscher. Der Gegenstand ihres Studiums verbindet sie inniger unter einander, als dieß irgend eine Art von Verbrüderung zu thun im Stande sein würde. Das Gleiche läßt sich kaum von andern Gelehrten sagen, wenigstens nicht von Philosophen, Juristen, Philologen, Politikern; auch nicht einmal von den Theologen, obwohl letztere von rechtswegen die verträglichsten, liebevollsten und humansten Leute von der Welt sein sollten. Die ächten Naturforscher erkennen alle die gleiche Autorität an und unterwerfen sich den Aussprüchen derselben ohne Widerrede und auf die unbedingteste Weise. Sie haben ein ganz einfaches Glaubensbekenntniß, das nur aus wenigen Sätzen besteht und unmittelbar aus dem gesunden Menschenverstand herfließt. Und dieses Glaubensbekenntniß dient ihnen als Regulativ und hat überall, beim Deutschen wie beim Engländer, beim Schweden wie beim Italiener, Gültigkeit. Von Streitigkeiten über die ersten Prinzipien ihrer Wissenschaft, die in andern Gebieten oft mit so vieler Galle und Giftigkeit geführt werden und die Leute mit bitterem Hasse gegen einander erfüllen, ist unter den wahren Naturforschern eigentlich keine Rede. Sind dieselben auch bisweilen über die Ursachen gewisser Erscheinungen verschiedener Ansicht, so thut dieß dem guten

Einvernehmen und der Friedlichkeit des Verkehres keinen wesentlichen Eintrag. Ob ein Physiker z. B. die Berührung verschiedenartiger Körper als Electricitätsquelle betrachtet oder der chemischen Theorie huldiget; ob er im Lichte ein eigenthümliches Wesen oder einen Bewegungszustand sieht; ob er Magnetismus und Electricität für einerlei oder für verschieden hält; ob ein Chemiker die Existenz einer katalytischen Kraft zugiebt oder sie leugnet; ob er die chemischen Thätigkeiten der Elemente aus einer ihnen eigenthümlichen Anziehungskraft oder aus dem Spiele der Electricitäten ableitet, ist völlig gleichgültig und solche und noch ganz andere Meinungsverschiedenheiten führen nicht zu gegenseitigem Haß und zur Verunglimpfung.

Ein Paulusischer Nationalist und ein Hengstenbergischer Orthodoxer, ein Hegelianischer Begriffsmann und ein Jacobischer Gefühlsphiloſoph, ein Gansischer Jurist und ein Savignyscher Rechtsgelehrter, ein aristokratischer Politiker und ein Liebhaber der Volksherrschaft, auf welchem Fuße stehen diese Leute? Man thut vielen derselben nicht großes Unrecht, wenn ihnen nachgesagt wird, daß sie sich con amore hassen. Und worin haben diese unerquicklichen Verhältnisse anders ihren Grund, als in dem fatalen Umstande, daß es in den Gebieten der Theologie, der Philoſophie, der Rechtswissenschaft, der Politik u. s. w. noch keine obersten Grundsätze gibt, deren Richtigkeit von Jedermann ebenso anerkannt wird, als diejenige der Prinzipien der heutigen Naturforschung. Es ist in jenen Bereichen des Willkührlichen, Launenhaften nnd Eingebildeten unendlich viel mehr, als des Nothwendigen, Vernünftigen und allgemeinen Wahren. Gegen nichts lehnt sich aber ein nur etwas unabhängiger und selbstständiger Geist mehr auf als gegen die Zumuthung:

Lehrsysteme und Meinungen blos deßhalb für wahr anzuerkennen, weil deren Urheber diesen oder jenen Namen tragen; und er bildet sich lieber eine eigene Ansicht, als daß er Fremdes für richtig gelten läßt, wenn dessen Wahrheit nicht für sich selbst klar ist und es als solche unwiderstehlich sich aufdringt. Da nun solche Erzeugnisse auf die innigste Weise mit dem Ich verwachsen sind, ja einen wesentlichen Theil desselben ausmachen, so werden sie auch gegen jeden auf sie gemachten Angriff mit einer Leidenschaft vertheidigt, deren Heftigkeit in der Regel genau im umgekehrten Verhältniß zu dem Werthe des Verfochtenen steht.

Nach dieser etwas sonderbaren aber nicht unabsichtlichen Abschweifung kehre ich wieder nach Albemarl Street und in die Royal Institution zurück und bemerke, daß ich dort mich sofort heimisch fühlte und die Gegenwart (dieß Wort ist im Götheschen Sinne zu verstehen) ihres berühmten Bewohners alle Erwartungen erfüllte, die ich von derselben zum Voraus gehegt hatte. Faraday ist der liebenswürdigste Naturforscher, den ich bis jetzt kennen gelernt habe und dessen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit können nur mit seinen glänzenden und außerordentlichen Verdiensten um die Wissenschaft verglichen werden. Er besitzt diejenige Eigenschaft, welche den ächten Forscher vorzugsweise karakterisirt in einem hohen Grade: Niemand läßt den Leistungen anderer Gerechtigkeit bereitwilliger widerfahren, achtet fremdes Verdienst mehr, als dieß Faraday thut und weit ist er von dem eben so lächerlichen als widrigen Ehrgeiz Derer entfernt, welche alles zuerst gesehen, beobachtet und entdeckt haben wollen. Als Experimentator ist er ein vollendeter Virtuos und nichts kann der Gewandtheit und Eleganz gleichen, mit denen er seine

Versuche ausführt. Da ich mit ihm im Laboratorium des Institutes Einiges arbeitete, so hatte ich alle Gelegenheit, dieses eben so seltene als beneidenswerthe Talent an ihm zu bewundern.

In England eben so wohl als auf dem Festlande wird Faraday häufig als Amtsnachfolger Sir Humphry Davy's bezeichnet; so viel mir bekannt ist, geschieht dieß aber mit Unrecht und nimmt der von deutschen Eltern abstammende und in London als Lehrer geschätzte Mr. Brande die Stelle des berühmten verstorbenen Naturforschers an der Royal Institution ein. Faraday ist Director des Laboratoriums dieser Anstalt, wohnt als solcher in derselben und bekleidet überdieß noch die Professur der Chemie, welche ein Herr Fuller gestiftet und dotirt hat.

Da im Laufe des jetzigen Jahrhunderts in der Royal Institution Entdeckungen gemacht worden sind, die eine glänzende Epoche in der Geschichte der Wissenschaft begründen, so dürfte es vielleicht Einigen meiner naturwissenschaftlichen Leser nicht ganz unerwünscht sein, wenn ich über diese so berühmt gewordene Anstalt hier einige historische Notizen beibringe. Wie so viele großartige Schöpfungen in England ihre Entstehung der Privatthätigkeit verdanken, so auch das fragliche Institut. Dasselbe wurde im Jahre 1799 hauptsächlich unter Mitwirkung des auf dem Festlande so wohl bekannt gewordenen Grafen von Rumford ins Leben gerufen und ihr die Bestimmung gegeben: to diffuse the knowledge and facilitate the general introduction of useful mechanical inventions and improvements and to teach by philosophical lectures and experiments the application of science to the common purposes of life. Georg der Dritte

ertheilte dem Verein bald nach seiner Begründung einen »Charter,« d. h. erhob ihn zu einer gesetzlichen Korporation. Nach einiger Zeit fand es sich jedoch, daß die derselben gegebene Einrichtung für die Erreichung ihrer Zwecke nicht ganz geeignet war und es wurde deßhalb der Verein im Jahre 1810 wesentlich erweitert und dessen Geldmittel beträchtlich vermehrt.

Die Anstalt, wie sie jetzt besteht, hat einen Präsidenten (gegenwärtig den Herzog von Sommerset), fünfzehn Vorsteher (Managers), fünfzehn Aufseher (Visitors), einen Seckelmeister und einen Schreiber. Die Aufnahme der Mitglieder geschieht durch Kugelung und jeder Kandidat muß durch vier ordentliche Mitglieder vorgeschlagen werden. Beim Eintritt zahlt jedes Mitglied fünf Guineen, dann einen jährlichen Beitrag von gleichem Belaufe oder eine Aversalsumme von fünfzig Guineen und überdieß noch für die Unterhaltung der Bibliothek, Sammlungen ꝛc. nicht weniger als fünf Guineen. Prinzen des königlichen Hauses, Ausländer von wissenschaftlicher Auszeichnung oder hohem Range können zu Ehrenmitgliedern ernannt werden. Gegenwärtig beträgt die Zahl der ordentlichen Mitglieder mehr als 600 und beläuft sich das Vermögen des Vereines auf etwa 15000 Pfd. Sterl.

Das Institut hält am ersten Tage des Mai's ihre Jahresversammlung, kommt aber, vom Februar bis zum Dezember an, jeden ersten Montag des Monats ordentlicher Weise zusammen. Ueberdieß finden während des Winterhalbjahres jeden Freitag Abend sogenannte Conversazioni statt, die mit einem populären Vortrag über irgend eine wissenschaftliche Entdeckung oder mechanische Erfindung des Tages im Amphitheater des Hauses der Gesellschaft beginnt und in

dem Lesesaal bei Thee mit einer wirklichen Unterhaltung der Mitglieder untereinander endigt. Bei diesen Anlässen werden neue physikalische Instrumente, Modelle von Maschinen und andere merkwürdige Gegenstände der Kunst, Industrie und Wissenschaft vorgezeigt. Die Mitglieder des Vereines haben das Recht, in die Freitags-Unterhaltungen auch Frauenzimmer einzuführen und wie ich mich durch den Augenschein überzeugte, wird von diesem Vorrecht eine ziemlich ausgedehnte Anwendung gemacht, indem ich auf den Bänken des Amphitheaters wenigstens eben so viele wißbegierige Damen als Herren bemerkte. Auch halten die Herren Faraday und Brande abwechselnd jedes Jahr Kurse über Chemie, an welchen Jedermann Theil nehmen kann, der den vorgeschriebenen »Fee« bezahlt. Diese Vorlesungen gehören zu den beliebtesten und besuchtesten in London, da beide Lehrer unstreitig, was Vortrag und Experimentirkunst betrifft, zu den ausgezeichnetsten Professoren der Hauptstadt gehören.

Der Verein besitzt eine schöne Bibliothek, hauptsächlich naturwissenschaftlichen Inhaltes und hält auch wissenschaftliche Zeitschriften, politische Tagblätter ꝛc. in seinem geräumigen Saale. Wer nur einigermaßen bekannt ist, wird den Zutritt in die Bibliothek sowohl, als in die übrigen Theile der Anstalt sehr leicht finden; ich wenigstens habe diese Erfahrung gemacht und während meines Aufenthaltes in London manche angenehme und genußreiche Stunde dort zugebracht.

Das Laboratorium des Institutes ist zwar zweckmäßig eingerichtet, indessen nichts weniger, als sehr groß noch überreich ausgestattet. Und doch ist in diesem Raume für

die Erweiterung der Grenzen der Wissenschaft Außerordentliches geschehen und darin schon mehr gethan worden, als in manchen andern Anstalten, wo der größte Luxus in Apparaten herrscht und über die bedeutendsten Geldmittel verfügt werden kann. Aber wo Männer wirken von dem schaffenden Genie eines Davy, von dem intuitiven Forschungsgeiste und dem Ideenreichthume eines Faraday, da muß Bedeutendes und Großes zu Stande kommen, sollten die ihnen zu Gebot stehenden Hülfsmittel auch von noch so beschränkter Art sein. Für den experimentirenden Naturforscher ist es allerdings wünschenswerth, daß ihm, je nach der Art des Gegenstandes seiner Untersuchungen, dieses oder jenes Werkzeug zur Verfügung stehe, daß er einen »philosophical apparatus,« ein Laboratorium ꝛc. besitze; allein um Ausgezeichnetes zu leisten, um die Wissenschaft wesentlich zu erweitern, ist keineswegs ein Ueberfluß an dergleichen Dingen für ihn erforderlich. Scheele machte in einer armseligen Küche mit einigen Kolben und Retorten Entdeckungen, welche an Wichtigkeit wetteifern mit den glänzendsten Arbeiten des an Apparaten und Werkzeugen aller Art so überreichen Lavoisier. Eines Tages wurde der sinnreiche Wollaston von einem berühmten Pariser Chemiker besucht und als letzterer wünschte, das Laboratorium des ausgezeichneten englischen Naturforschers zu sehen, langte dieser von einem Schafte ein kleines Kästchen herunter und stellte es auf den Tisch seines Studierzimmers mit der Aeußerung: Voilà mon laboratoire! Und mit dieser winzigen Einrichtung leistete bekanntlich Wollaston mehr, als mancher andere Chemiker, dem kaiserliche und königliche Laboratorien zu Gebote stehen. Wer es versteht, an die Natur passende Fragen zu richten, der wird in der

Regel durch einfache Mittel Antworten zu erhalten wissen und wem diese Fähigkeit abgeht, der dürfte, fürchte ich, nichts Erkleckliches zu Stande bringen, sollten ihm auch alle erdenkbaren Apparate und Werkzeuge in die Hände gegeben werden.

Wie die Waffen, mit welchen Helden in der Vorzeit ihre Großthaten verrichtet, noch für die Nachwelt Gegenstand der Aufmerksamkeit sind, so knüpft sich, und mit größerem Rechte noch, an die Werkzeuge, mit deren Hülfe große Forscher wichtige Naturgesetze erkannt und weitgreifende Entdeckungen gemacht haben, ein hohes und lebhaftes Interesse. Welcher Physiker und Chemiker hat nicht schon von der Riesensäule der Royal Institution gehört, mit welcher Davy zum ersten Male die Alkalien zerlegte und eine Reihe der merkwürdigsten metallischen Körper darstellte? Wie man sich leicht denken kann, war sie der Gegenstand, der meine Neugierde am meisten reizte und welchen ich in der Anstalt zuerst zu sehen wünschte. Leider mußte ich aber vernehmen, daß der Zahn der Zeit dieses so denkwürdig gewordene Werkzeug gänzlich zernagt habe. Ich sahe nur noch einige Tröge davon in einem Seitengemache des Laboratoriums stehen, was mich, ich gestehe es offen, nicht wenig schmerzte. Nach meinem Ermessen sollte man derartige Vorrichtungen mit der größten Sorgfalt aufbewahren, da sie wahre Denkmäler der Wissenschaft sind und gewiß in späten Jahrhunderten noch mit größerem Interesse betrachtet würden, als jetzt manche Antiquitäten von gerühmter Wichtigkeit.

Eine andere wissenschaftliche Reliquie des großen Naturforschers befindet sich jedoch noch in der Royal Institution, von der zu hoffen ist, daß sie unversehrt auf die Nachwelt

kommen werde, da sie in den sichern Händen Faraday's ruht. Es ist das Tagebuch, das Davy über seine berühmten Untersuchungen im Laboratorium der Anstalt führte. Ich durchblätterte dasselbe mit dem größten Interesse und hatte dabei das nicht geringe Vergnügen, manche Stellen von dem würdigen Schüler des großen Meisters erläutert zu hören. Einen außerordentlichen Mann im Negligee zu sehen, gewährt einen ganz eigenthümlichen Reiz und ein Tagebuch desselben, was ist es anders? Das was Davy der wissenschaftlichen Welt in vollendeter Form und auf einmal gab, das sieht man in dem fraglichen Tagebuch noch in seinen unvollkommensten und rohesten Anfängen und vom Unbestimmten in fortschreitender Ordnung zu immer größerer Klarheit sich gestalten.

Die Art und Weise, in welcher ein Forscher zu bedeutenden Resultaten gelangt, ist häufig eben so unterrichtend und belehrend, als es diese selbst sind und eben weil das Werdende in der Regel für uns einen noch höhern Reiz hat, als das Fertige und Vollendete, interessiren uns auch so sehr die Studien großer Künstler, Schriftsteller und Naturforscher.

Während meines Aufenthaltes in London arbeitete ich einmal einen ganzen Tag lang mit Faraday in dem Laboratorium der Royal Institution und ich kann nicht umhin, zu sagen, daß dieser zu den angenehmsten gehört, welche ich in der britischen Hauptstadt verlebte. Wir eröffneten unser Tagwerk mit einem Frühstück und nach dessen Vollendung steckte man mich in das Laboratoriumsgewand meines Freundes, was, als ich in demselben den Damen vorgestellt wurde, zu nicht geringer Heiterkeit Veranlassung gab, da die

Dimensionen Faraday's andere sind, als diejenigen meiner werthen Person.

Mit einem Manne, wie Faraday, zu arbeiten, war schon an und für sich ein großes Vergnügen; dieß aber noch an einem Orte zu thun, in welchem der Natur so herrliche Geheimnisse abgelockt, in welchem die glänzendsten Entdeckungen des Jahrhunderts gemacht, in dem ganz neue Zweige der Wissenschaft geschaffen worden sind, mußte den Genuß nicht wenig erhöhen. Für den nüchternen Verstand sind freilich derartige Verumständungen von keinem besondern Werthe; aber in einer ganz andern Beziehung stehen sie zu unserer Einbildungskraft und zu unserem Gemüthe.

Ich leugne es nicht, meine Umgebung versetzte mich in eine ganz eigenthümliche Stimmung und während ich den Boden betrat, auf dem einst Davy wandelte; indem ich mich eines Werkzeuges bediente, das die Hand dieses großen Forschers gebrauchte; indem ich arbeitend an dem Tische stand, an welchem der unvergeßliche Mann die schwierigsten Probleme der Wissenschaft zu lösen suchte, an dem Faraday den ersten Funken aus dem Magnete lockte und die schönsten Gesetze der chemischen Wirksamkeit der strömenden Electricität entdeckte, fühlte ich mich in meinem Gemüthe gehoben und glaubte selbst Etwas von dem Wehen des wissenschaftlichen Geistes zu empfinden, der früher mit so schöpferischer Kraft da gewaltet und auch jetzt immer noch fortwirkt.

Schon mehr als einmal sind Vergleichungen zwischen den Leistungen Davy's und Faraday's angestellt und ist die Frage erhoben worden, welcher der beiden Naturforscher der Verdienstvollere sei. Hierauf ist in der That etwas schwer zu antworten; denn beide Männer haben neue und

wichtige Gebiete des Wissens durch ihre Arbeiten eröffnet und namentlich die Grenzen der physikalischen Chemie sehr wesentlich erweitert. Durch die Entdeckung der alkalischen Metalle; durch die glänzenden Aufschlüsse, welche er über die chemische Wirksamkeit der volta'schen Säule gegeben; durch die sinnreiche Anwendung, die er von dem Spiele electrischer Kräfte Behufs der Erhaltung der Metalle gemacht, wie auch durch die Construction seiner Sicherheitslampe, hat Davy um die Wissenschaft und die Humanität sich Verdienste der höchsten Art erworben. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten übertreffen jedoch die Entdeckungen Faraday's, was wissenschaftlichen Werth betrifft, noch diejenigen seines Lehrers, wenn letztere vielleicht auch glänzender und augenfälliger genannt werden möchten. Die Resultate, welche Faraday aus seinen Untersuchungen über die volta'sche Electricität in ihrer Verknüpfung mit chemischer Thätigkeit gezogen, haben nach meinem Urtheile unsere Kenntnisse von der Säule und dem ganzen Gebiete des Voltaismus um Vieles mehr ausgedehnt, als dieß die Davy'schen Arbeiten über den gleichen Gegenstand gethan. Hätten wir übrigens Faraday nichts Weiteres zu verdanken, als die Entdeckung der Magneto-Electricität, dieses schönen Gegenbildes des Electro-Magnetismus, so würde er sich hiedurch allein schon Ansprüche auf Unsterblichkeit in den Geschichtsbüchern der Wissenschaft errungen haben. Die neuesten Forschungen dieses ausgezeichneten Mannes über die gewöhnliche Electricität und über die Umstände, unter welchen sie zur Wirksamkeit kommt, sind bis jetzt zwar noch weniger anerkannt, als sie es verdienen; sie stehen aber, so weit ich ein Urtheil über dieselben zu fällen vermag, den vorhin erwähnten

Arbeiten an Wichtigkeit und wissenschaftlichem Werthe durchaus nicht nach und beurkunden auf die glänzendste Weise die Untersuchungs- und Beobachtungsgabe des britischen Physico-Chemikers.

Noch steht Faraday im besten Mannesalter, denn er hat sein fünfzigstes Jahr noch kaum erreicht und obgleich er auf den erworbenen Lorbeeren auszuruhen das vollste Recht hätte, so dürfen wir uns doch der Hoffnung hingeben, daß der Kreis seiner wissenschaftlichen Thätigkeit noch nicht so bald geschlossen sein und sein intuitiver Geist uns noch manches Naturgeheimniß enthüllen werde.

Ich habe schon einige Male auf dem Festlande behaupten hören: Faraday sei von der Königin zur Würde eines Baronets erhoben worden. Wenn in Großbritannien irgend Jemand gerechte Ansprüche auf eine solche Auszeichnung jemals sich erworben, so ist es sicherlich der Entdecker der Magneto-Electricität; allein dieselbe ist ihm bis jetzt noch nicht geworden, auch zweifle ich daran, daß die erwähnte Standeserhöhung in den Wünschen des bescheidenen Mannes liegt. Auf keinen Fall könnte sie seinem Namen einen größern Glanz verleihen, als der ist, welcher denselben bereits umgibt. Was sollen und können einem Faraday Orden, Titel und andere ähnliche Gunstbezeugungen noch nützen! Es gereicht jedoch der britischen Regierung zur Ehre, daß dieselbe dem hochverdienten Forscher vor einigen Jahren eine lebenslängliche Pension von einigen hundert Pfd. Sterl. ausgesetzt und finanziell unabhängig gestellt hat.

Es ist mir unmöglich, den gegenwärtigen Anlaß vorüber gehen zu lassen, ohne eines deutschen Naturforschers zu erwähnen, der nahe daran war, die glänzendste der Entdeckungen

Davy's zu machen. Ein Schüler des scharfsinnigen Kielmeyers erzählte mir, daß schon im Jahre 1801 dieser ausgezeichnete Mann sich vielfach bemühte, das Kali, welches derselbe aus theoretischen Gründen als einen zusammengesetzten und zwar oxidirten Körper betrachtete, mit Hülfe der volta'schen Säule in seine Bestandtheile zu zerlegen. Dieses Bemühen wurde einzig durch den geringfügigen Umstand erfolglos gemacht, daß Kielmeyer nicht über einen hinreichend kräftigen Apparat, d. h. nicht über die Geldmittel verfügen konnte, welche zur Anschaffung eines derartigen Werkzeuges nothwendig gewesen wären.

Welchen Glanz hätte das Gelingen dieser Versuche auf Tübingen geworfen, welcher Ruhm wäre ganz Würtemberg zu Theil geworden, würde die in der Geschichte der Wissenschaft eine Epoche begründende Entdeckung in einer seiner Anstalten, von einem seiner Söhne gemacht worden sein! Und die Ausgabe von einigen hundert Gulden hätte hingereicht, dem Lande diese Ehre und dieses Verdienst zuzuwenden. Freilich brauchte man in den damaligen Zeiten das Geld für ganz andere Dinge und ich fürchte, auch heutigen Tages noch würde mancher Finanzminister die Stirne runzeln und es für eine baare Geldverschwendungssucht erklären, wenn man von ihm zur Anschaffung eines physikalischen Apparates einige hundert Louisd'ore verlangte; sollte auch in sicherer Aussicht stehen, daß mit Hülfe desselben die wichtigsten wissenschaftlichen Resultate erhalten werden könnten. Die Wissenschaft hat sich in neuerer Zeit allerdings eine solche Geltung verschafft, daß keine Regierung mehr umhin kann, sich wenigstens das Ansehen zu geben, als läge ihr die Förderung wissenschaftlicher Zwecke am Herzen. Indessen

geschieht hiefür im Durchschnitte doch unendlich weniger, als man billiger Weise und mit Rücksicht auf die Geldmittel, über welche viele Regierungen verfügen können, erwarten dürfte. Wirft man auch nur einen oberflächlichen Blick auf die verschiedenen Theile der jährlichen Ausgabe eines etwas größern Staates, so kann man nicht umhin, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß beträchtliche Summen für völlig zweck- und nutzlose Dinge ausgegeben werden, während man gegen wahrhaft nützliche Anstalten eine bis an den Geiz grenzende Sparsamkeit beobachtet. Zum Theil dürfte dieser Uebelstand darin begründet sein, daß häufig Männer an der Spitze der Geschäfte stehen, deren Blick nicht über den engen Horizont des Büreaukratismus hinausreicht und die z. B. einen gewandten Tabellenmacher und federfertigen Schreiber hoch über den Forscher stellen, der sich mit Problemen der Naturwissenschaft beschäftigt, aus deren glücklicher Lösung unberechenbare Folgen nicht nur für Theorie, sondern auch für das practische Leben fließen können. Jeder vermag freilich nur das zu würdigen, was er versteht und in seinem Bereiche liegt, und daher kann man, ohne unbillig zu sein, auch nicht verlangen, daß Leute, die während ihres ganzen Lebens nur Actenstaub geathmet, nur in Schreibstuben sich bewegt haben, ein lebhaftes Interesse nehmen an Gegenständen, die über den Kreis der Kanzleigeschäfte hinaus liegen. Es hieße vom Blinden das Sehen, vom Tauben das Hören verlangen, forderte man von derartigen Menschen einen Sinn für das wahrhaft Großartige und die Bereitwilligkeit: für die Förderung der Zwecke der Kunst und Wissenschaft, namentlich aber für diejenigen der höhern Naturforschung, mitzuwirken.

Um noch einmal auf Würtemberg zurückzukommen, so scheint ein Grund, weßhalb in diesem Lande verhältnißmäßig so wenig für Spezialwissenschaften, namentlich für die verschiedenen Zweige der Naturkunde geleistet wird, darin zu liegen, daß an vielen dortigen höhern Unterrichtsanstalten die verschiedenartigsten Gegenstände von demselben Lehrer vorgetragen werden müssen. Nicht selten geschieht es z. B., daß die alten Sprachen, Geschichte, Mathematik, Physik und der Himmel weiß, was noch für andere Dinge von einem einzigen Manne gelehrt werden. Wie ist es nun möglich, daß ein Solcher, wenn er nicht das Glück hat, Universalgenie zu sein, so vielartigen Lehrstoff vollkommen meistere und es in irgend einem Fache über die Mittelmäßigkeit hinausbringe. Er muß froh sein, wenn er sein halb Dutzend Lehrgegenstände so kennt, daß er darin mit einiger Leichtigkeit zu schulmeistern versteht. Von eigenen Beiträgen zur Förderung und Erweiterung der Wissenschaft kann keine Rede sein.

Nach meinem Ermessen muß der Grundsatz der Vertheilung der Arbeit eben so wohl in Lehranstalten als in Fabriken seine Anwendung finden; nicht nur deßhalb, weil Jene bei einer derartigen Anordnung mehr gewinnen, als dieß unter dem jetzigen Anhäufungssystem möglich ist. Es hat die Vertheilung der Lehrfächer an einzelne Männer auch noch den großen und unschätzbaren Vortheil, daß sie die Ausbildung wissenschaftlicher Spezialitäten veranlaßt und begünstigt. Kein Zweig der Wissenschaft ist aber noch von einem Vielwisser wesentlich erweitert worden und um etwas Tüchtiges auf irgend einem Gebiete der Forschung zu leisten, muß man im eigentlichsten Sinne des Wortes Fachsmann sein. Würden

Davy, würden Berzelius, würden Faraday, würden Liebig die eminenten Männer der Wissenschaft geworden sein, wenn das Schicksal sie unter dem getadelten Lehr- und Schulsystem hätte geboren werden lassen?

Das schwäbische Volk ist unter den Stämmen deutscher Nation nicht das am Mindesten begabte und bei der glücklichen Mischung, in welcher sich bei ihm Verstand, Einbildungskraft und Gemüth vorfinden, gleichsam dazu gemacht und ausersehen: auf dem Gebiete der Naturforschung eine bedeutende Rolle zu spielen und viele selbstständige und productive Köpfe auf dieses Feld zu stellen. Es scheint aber, dieser schöne Beruf und die beneidenswerthen Anlagen des genannten Volkes seien noch nicht recht erkannt worden von Denjenigen, welchen die oberste Leitung seiner geistigen Erziehung anvertraut ist; denn sonst würden diese Leute vor Allem trachten, die Vielllehrerei zu beseitigen und an die Stelle allwissender Schulmeister tüchtige Fachsleute zu setzen, von denen ein Einzelner mehr zu leisten, nachhaltiger und anregender auf die Jugend einzuwirken vermag, als dieß ein ganzes Dutzend von Vielwissern zu thun im Stande ist.

Wäre ich Regent, oder sonst ein einflußreicher Mann der schwäbischen Lande, so würde ich eine Anstalt wieder in das Leben zurückzurufen suchen, ähnlich der früheren Karlsschule; ein Institut, welches trotz seiner kurzen Dauer und vieler auffallenden Mängel dennoch eine wahrhaft glänzende Wirksamkeit zeigte, eine Anzahl ausgezeichneter Männer bildete, wie dieß kaum eine andere Schule gethan und für Geisteskultur mehr leistete, als manche Universität in einem ganzen Jahrhundert. In dieser Anstalt würde ich vorzugsweise Fachsstudien treiben, namentlich aber die höhern Zweige der

Mathematik, die Physik und die andern Theile der Naturwissenschaft durch anerkannte Notabilitäten dieser Fächer lehren lassen unter Anwendung einer strengen Disciplin gegen die Zöglinge der Schule. Es könnte und würde nicht fehlen, daß ein derartiges Institut innerhalb einer kurzen Zeit den geistigen Interessen Würtembergs größere Dienste leistete, für die Entwickelung seiner Intelligenz, für die Förderung der Wissenschaft und namentlich für die Bildung ausgezeichneter Forscher und Fachslehrer mehr thun würde, als alle seine anderen höhern Anstalten zusammen genommen. Bei dem Reichthum einheimischer Talente und bei dem so vielen seiner Söhne angestammten, lebendigen Interesse für die höhern Gebiete menschlichen Wissens könnte Schwaben durch eine solche Schule eine Leuchte für ganz Deutschland, ein Mittelpunkt der edelsten Bestrebungen und eine der ersten Werkstätten wissenschaftlicher Thätigkeit im Vaterlande werden.

Das Land ist eben im Begriff, ein Jubelfest zu Ehren seines jetzigen edeln Herrschers zu feiern und Denkmale zu stiften geeignet: das Andenken an dessen wohlthätige Regierung zu verewigen. Könnte wohl Eines errichtet werden, das des Fürsten und des Landes würdiger wäre, als die Stiftung einer „Hohen Wilhelmsschule", im Allgemeinen nach dem Vorbilde der alten „Karlsakademie" gebildet und im Besondern den veränderten und erweiterten Bedürfnissen unserer Zeiten angepaßt.

Die geräumigen Säle der frühern Akademie stehen noch immer verwaist da und warten nur darauf, um eine Schaar wißbegieriger und strebsamer Jünglinge in sich aufzunehmen und verhältnißmäßig nur wenige Kosten würde es veranlassen, wollte man das fragliche Gebäude seiner ursprünglichen

Bestimmung wieder zurück geben. Brächte dann das Land noch ein jährliches Opfer von 40—50000 Gulden, so könnte mit demselben ein ausgezeichnetes Lehrerpersonal gehalten und alle wissenschaftlichen und anderweitigen Bedürfnisse befriediget werden. Eine solche Mehrausgabe wäre aber für Würtemberg eine wahre Kleinigkeit und käme in keinen Betracht gegen die reichen Früchte, welche dieselbe dem Lande bringen würde.

Noch lebt in Schwaben die Karlsakademie in frischem Andenken; noch weilen dort einige ihrer Zöglinge, welche der einstigen Vortrefflichkeit dieser Anstalt das glänzendste und beredteste Zeugniß ablegen und noch blicken Tausende von Würtembergern mit Stolz auf jene Schule zurück, in welcher Männer wie Cuvier, Kielmeyer und Danneker gebildet wurden. Es dürfte daher mit Sicherheit darauf zu rechnen sein, daß der Gedanke der Wiederbegründung einer Lehrakademie im ganzen Lande großen Anklang finden und dessen Ständen voller Beifall zu Theil würde, wenn dieselben bei ihrem nächsten Zusammentritte den Antrag stellten: zum würdigen Andenken an die vortreffliche Regierung des jetzigen Regenten eine „Hohe Wilhelmsschule“ nach dem Muster der Karlsakademie zu gründen.

Ergreifen die Landesvertreter diese Initiative, wer kann, wer wird daran zweifeln, daß der hochherzige und wahrhaft patriotisch gesinnte Fürst einem so schönen Wunsche nicht mit aller Bereitwilligkeit entgegenkomme und seinen verehrten Namen gern an eine Anstalt knüpfe, dafür bestimmt: der Entwickelung der Intelligenz seines Landes einen breiten und ihr jetzt noch mangelnden Spielraum zu gewähren, auf den Gang der Geistesbildung seines Volkes entscheidend

einzugreifen und einem immer stärker fühlbar werdenden Bedürfnisse zu genügen, einem Bedürfnisse, das keine Universität bei der jetzigen Einrichtung dieser Institute ganz zu befriedigen im Stande sein möchte.

Während meines letzten Aufenthaltes in London besuchte ich zu wiederholten Malen eine Anstalt, welche der Royal Institution nachgebildet wurde und die für die City das werden sollte, was letztere für das West-end ist.

Im Jahre 1806 traten tausend Männer der Altstadt zusammen, zum größern Theil aus Kaufleuten bestehend, unterschrieben 75000 Guineen und beschlossen mit dieser Summe ein Institut zu gründen, bestimmt: für die Aufstellung einer Bibliothek aus Werken aller bekannteren Sprachen zusammengesetzt, für die Einrichtung von Lesezimmern und für Vorträge über Gegenstände der Literatur und der Wissenschaft. 1807 erhielt der Verein einen königlichen Stiftungsbrief und constituirte sich unter dem Namen: »London Institution.« Obgleich mit reichern Geld- und andern materiellen Mitteln ausgestattet, als es ihre ältere Schwesteranstalt ist, so hat es dieser letzteren die London Institution, was wissenschaftliche Leistungen betrifft, doch nicht entfernt nachgethan und ist sie außerhalb London nur wenig bekannt geworden.

Der schönste Theil dieser Anstalt besteht in ihrer Bibliothek, die in der That durch ihren innern Werth wie durch ihren äußern Umfang zu den ersten Büchersammlungen der britischen Hauptstadt gezählt werden muß und eben deßhalb auch fleißig benutzt wird.

Der amphitheatralisch gebaute Hörsaal, der bequem siebenhundert Menschen faßt, dient für populäre Vorlesungen über

naturwissenschaftliche und literarische Gegenstände, zu welchem Behuf den Professoren ein artiger physikalischer Apparat, ein chemisches Laboratorium und anderweitige Lehrmittel zu Gebote stehen. In der Anstalt sah ich unter Anderem eine volta'sche Säule, welche, wenn ich mich recht erinnere, an Größe und Anzahl der Plattenpaare den weltberühmt gewordenen Apparat der Royal Institution noch übertrifft. Indessen ist mir nicht bekannt, daß mit diesem Riesenwerkzeuge der Wissenschaft irgend ein wesentlicher Dienst geleistet, damit irgend eine Entdeckung von nur einigem Belange gemacht worden wäre. Was dem fraglichen Institut seit seinem Bestehen vor Allem gefehlt zu haben scheint, das waren Männer von wissenschaftlicher Tüchtigkeit und befähigt, von den vorhandenen schönen und reichen Hülfsmitteln einen rechten Gebrauch zu machen. Einen größern Mangel als den bezeichneten kann es freilich nicht geben und wo derselbe besteht, da wird eine Anstalt nichts leisten, sollte dieselbe auch mit der freigebigsten Hand ausgestattet worden sein und über Millionen zu verfügen haben. Der Geist nur ist es, der zu schaffen vermag, und ein einziger productiver Kopf bringt mit Wenigem Bedeutenderes hervor, als die größten Geldsummen ohne dieses mächtige Hülfsmittel. Dieß scheinen die reichen Herren der Altstadt nicht recht gewußt zu haben; sonst hätten sie mehr auf Personen, als auf Dinge gesehen und mit einigen tüchtigen Männern an der Spitze ihres Institutes und der Hälfte der bisherigen Ausgaben hundert Mal mehr geleistet, als geschehen.

Es ist jedoch jetzt alle Hoffnung vorhanden, daß die London Institution in dieser Hinsicht anders sich gestalten und wissenschaftliche Notabilitäten in ihren Dienst ziehen werde. Bereits

hat sie einen schönen Anfang zum Behuf ihrer geistigen Belebung dadurch gemacht, daß sie dem eben so tüchtigen als thätigen Grove einen Wirkungskreis in ihrer Mitte eröffnete.

Und sollte es ihr gelingen, woran nicht zu zweifeln ist, noch einige andere Männer ähnlicher Art für sich zu gewinnen, dann darf sie und die wissenschaftliche Welt mit Zuversicht darauf rechnen, daß sie ihre ursprünglichen schönen Zwecke besser als bisher erreichen und zum wirklichen Eben- oder Nachbilde der Royal Institution sich gestalten werde.

Einer andern von mir bisweilen besuchten wissenschaftlichen Lehranstalt Londons, die schon viel von sich reden gemacht hat und die auch in mehr als einer Beziehung Beachtung verdient, will ich mit einigen Worten hier gedenken. Es ist das »London University College,« ehemals und bisweilen auch jetzt noch die Londoner Universität genannt. Dieses Institut wurde bekanntlich in den zwanziger Jahren von Whiggischen und andern liberalen Männern auf Actien gegründet und ihm die Bestimmung gegeben: die verschiedenen Zweige nützlichen und höhern Wissens auf eine den Bedürfnissen der jetzigen Zeit angemessene Weise zu lehren und zu verbreiten. Da die alten englischen Universitäten auf eine so innige Weise mit der Staatskirche verknüpft sind, daß dieselben nur von denen besucht werden können, welche die bekannten neun und dreißig Glaubensartikel wenigstens unterschreiben; durch eine solche Beschränkung aber den in England so zahlreich vorhandenen Dissentern die Benützung dieser Bildungsanstalten unmöglich gemacht wird, so glaubten die Stifter der Londoner Universität nicht nur freisinnig, sondern auch im eigenen Interesse, d. h. zu

Gunsten der Frequenz ihres Institutes zu handeln, wenn sie dieses in kirchlicher Hinsicht auf einen möglichst neutralen Boden stellten und jeden Religionsunterricht und jede Religionsübung von ihr ausschlossen. Die Folge hat gezeigt, daß diese Ansicht irrig war und der Anstalt gerade dasjenige zum Vorwurf gemacht wurde, was ihr als Empfehlung dienen sollte. Man klagte sie, mehr oder weniger offen des religiösen Indifferentismus, wo nicht gar der Ungläubigkeit an, ein Vorwurf, welcher in einem Lande wie Großbritannien gemacht, nicht fehlen konnte, einen nachtheiligen Einfluß auf den Besuch der hohen Schule auszuüben.

Mit dieser sogenannten Universität sind Vorbereitungsschulen verbunden, welche Aehnlichkeit mit unsern Gymnasien haben und von deren Einrichtung und Tüchtigkeit mir Manches Rühmliche berichtet wurde. Die Professoren der Hochschule beziehen nicht nur keine fixen Gehalte und sind gänzlich auf ihre Kollegiengelder angewiesen, sondern sie sind gehalten, von diesen sogar noch einen Theil an die Actiengesellschaft abzutreten. Diejenigen Lehrer, welche kleine Auditorien haben, sind daher in finanzieller Hinsicht nichts weniger als glänzend gestellt und es wird versichert, daß es mehr als einen Professor des Collegiums gebe, welcher seit dem Bestehen der Anstalt auch noch nicht ein Pfund eingenommen habe. Die besten Lehrstellen, welche diejenigen der Chemie, Anatomie und einiger andern medizinischen Fächer sind, mögen jedoch 600—1000 Pfd. jährlich eintragen, eine Summe, mit der sich selbst in London ordentlich leben läßt.

Wie man mich vielfach versicherte, wird das Institut jetzt beinahe allein durch seine medizinische Abtheilung gehalten, indem dieselbe von 5—600 Studenten besucht sein

soll; zu welcher bedeutenden Frequenz außer einigen vortrefflichen Lehrern auch das Krankenhaus wesentlich beiträgt, welches mit der Anstalt seit einiger Zeit verbunden ist. Die bedeutendsten mir bekannten Notabilitäten, welche an der Universität lehren, sind der vortreffliche Chemiker Graham und der schottische Anatom Grant. Vor Kurzem docirte auch noch Elliotson als medizinischer Professor; da derselbe aber dem thierischen Magnetismus mehr Aufmerksamkeit schenkte, als dieß den Vorstehern der Anstalt erwünscht war und diese deßhalb ihm Forderungen stellten, welche er nicht erfüllen wollte, so legte besagter Lehrer sein Amt an der Anstalt nieder.

Manche Engländer machen den Directoren des Kollegiums den Vorwurf, daß sie bei Anstellungen nicht ganz unparteiisch verführen und auffallend die Schotten begünstigten. Ich bin nicht im Stande zu sagen, ob ein solcher Tadel gegründet ist oder nicht; Thatsache ist aber, daß in dem Lehrerpersonal der Anstalt die Nordbriten ziemlich stark repräsentirt sind.

Wie es sich von selbst versteht, hat die Regierung nichts mit den Ernennungen der Professoren zu thun und die Directoren oder die Mitglieder des »Council« sind es, welchen dieses Recht zukömmt. Oeffentlicher Erwähnung werth ist nun der Umstand, daß diejenigen, welche eine an der Universität offene Stelle zu erhalten wünschen, bei ihren wissenschaftlichen Freunden im In- und Auslande um Fähigkeitszeugnisse nachsuchen und diese, wenn erhalten, dem Universitätsrathe als Empfehlung vorlegen. Hiebei tritt nicht selten der Fall ein, daß eine Anzahl von Kandidaten in der gleichen Absicht an dieselben Männer sich wendet, was diese, wie

man sich leicht denken kann, in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt. Wie sonderbar und unpassend die erwähnte Sitte uns übrigens auch erscheinen mag, so dürfte sie doch nicht ganz unzweckmäßig sein; denn ein Mann von anerkanntem Rufe wird mit seinen Zeugnissen nicht sehr freigebig sein und sie in der Regel nur dann günstig ausstellen, wenn er dieß mit gutem Gewissen zu thun vermag. Es können und dürfen daher die Ansteller auf dergleichen Empfehlungen doch wohl einigen Werth legen.

Seit einigen Jahren besteht eine „Allgemeine Londoner Universität," welche mehrere in der Hauptstadt vorhandene Anstalten umfaßt und die einen königlichen Stiftungsbrief (Charter) besitzt, der ihr das Recht ertheilt, gleich den alten englischen Universitäten, akademische Grade zu ertheilen. Von dieser Hochschule macht nun die ehemalige »London University« einen Theil aus und trägt jetzt den offiziellen Namen »London University College.«

Wenn auch die großen Erwartungen nicht erfüllt worden sind, welche von dieser letztern Anstalt gehegt wurden und wenn im Interesse der Wissenschaft und Bildung zu wünschen wäre, daß sie sich in einem blühenderen Zustande befände und ihr eine größere Unterstützung von Seite des britischen Publikums zu Theil würde; so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß dieselbe schon manches Schöne geleistet und trotz der bedeutenden Schwierigkeiten, mit denen sie kämpfen muß, nicht ohne Erfolg gewirkt hat. Auch scheint das fragliche Institut in pekuniärer Hinsicht jetzt so sicher gestellt zu sein und erhält von Zeit zu Zeit solche Beweise von Freigebigkeit, daß an dessen Fortbestand nicht länger gezweifelt werden kann. Welches Urtheil man aber auch über die Anstalt

und deren Wirksamkeit fällen mag; jedenfalls muß es als ein höchst achtungswerthes Denkmal britischer Strebsamkeit und Aufopferungsvermögen angesehen werden und kann man ihm Großartigkeit nicht absprechen; besonders wenn man auf den wichtigen Umstand Rücksicht nimmt, daß es ganz und gar das Werk von Privaten ist und der Staat auch nicht das Mindeste zu seiner Begründung beigetragen hat.

Eine derartige Schöpfung ins Leben zu rufen, läge keinen Falles im Bereiche der Möglichkeit irgend eines continentalen Landes; denn davon ganz abgesehen, daß die hiezu nöthigen Geldmittel dort nicht aufgebracht werden könnten, würden der Begründung einer derartigen Anstalt schon das überall auf dem Festlande herrschende Vormundschaftssystem ein unübersteigliches Hinderniß entgegen stellen.

Was würden in der That unsere Oberen sagen, wenn es einer Privatgesellschaft einfallen sollte, auf eigene Kosten eine Universität zu gründen, ohne ihnen hievon auch nur ein Wort mitzutheilen, geschweige sie um Erlaubniß zu fragen. Die Herren würden ein solches Beginnen für ein tollkühnes Unterfangen halten, wie darauf angelegt und abgesehen, die ganze Organisation des Staates zu verwirren und dessen Grundlagen auf das Tiefste zu untergraben. Bei der Ordnung der Dinge, an die wir nun einmal seit so lange her gewöhnt sind, mögen dieselben Recht haben, wenn sie glauben, der Genuß einer derartigen Freiheit sei für uns Festländer dermalen noch unstatthaft und nur dasjenige gut und zulässig, was von ihnen vorgeschlagen, berathen, eingerichtet, vorgeschrieben oder wenigstens gebilligt worden ist. Wir sind in vielen Dingen noch nicht so mündig und selbstständig geworden, als dieß unsere Vettern jenseits des

Kanals schon seit längerer Zeit zu sein scheinen und wir bedürfen daher auch noch da des leitenden Gängelbandes, wo die Briten schon längst ohne Führer mit Sicherheit auf eigenen Füßen zu gehen vermögen. Hoffentlich entwachsen wir aber auch noch mit der Zeit derjenigen Vormundschaft, die bis in das Unbedeutendste hinein unsere Schritte leitet und gängelt und welche die Richtungen aufs Genaueste bezeichnet, in denen wir uns zu bewegen und die wir zu vermeiden haben. Ohne Zweifel wünschen die dermaligen Lenker unserer Geschicke selbst einen solchen Zustand der Mündigkeit sehnlichst herbei; denn bei dem hohen Standpunkte, den sie unter ihrem Geschlechte einnehmen und bei der Transcendenz ihres Geistes und ihrer Bildung kann ich mir nicht denken, daß ihnen das jetzige System der Vielregiererei sehr mundet und daß es ihnen ein großes Vergnügen macht, mit den allerunbedeutendsten Localangelegenheiten sich befassen und oft über Dinge in letzter Instanz (z. B. über den Ort, wo eine Scheune zu stehen hat) entscheiden zu müssen, welche eher vor das Forum eines Dorfschulzen und seiner Gemeinderäthe gehört, als vor dasjenige eines Ministerrathes.

Bald nachdem der Liberalismus sich eine höhere Bildungsstätte in der britischen Hauptstadt errichtet hatte, wollte auch die hochkirchliche und torystische Partei nicht zurückbleiben und sie stiftete mit bedeutenden Geldmitteln das »King's College,« in mancher Hinsicht dem London University College nachgebildet. Die Gebäulichkeiten dieser schönen Anstalt befinden sich beinahe im Mittelpunkte Londons, nemlich in einem Flügel des an der Themse gelegenen Pallastes, »Somerset-House« genannt, welcher dem Staate gehört.

Um dem Leser, der sich für gelehrte Schulen interessirt,

eine Vorstellung von der Einrichtung des King's College zu geben, will ich das Wesentlichste aus einem Prospectus mittheilen, den dasselbe jährlich bekannt macht.

„Die von dem Kollegium aufgenommenen Zöglinge sind mehrfacher Art, nemlich:

1. Regelmäßige Studenten, welche gehalten sind, dem vorgeschriebenen Lehrkursus zu folgen, denen aber auch gestattet ist, einzelne in diesem Kursus nicht begriffene Vorlesungen anzuhören. Diese Abtheilung der Zöglinge begreift diejenigen Studirenden in sich, welche in der Anstalt dem Genie- und Bergwesen, der Medizin sich widmen, die theologischen Vorlesungen (divinity lectures) und den Gottesdienst des Kollegiums besuchen.

2. Gelegenheitliche (occasional) Studenten, welche jede einzelne Vorlesung besuchen dürfen gegen Entrichtung des festgesetzten Honorares, ohne nöthig zu haben, ein Eintrittsgeld zu bezahlen, oder von den sogenannten Eigenthümern (Actionären) der Anstalt vorgeschlagen zu werden.

3. In dem Kollegium wohnende Studenten (resident students), welche für diese Vergünstigung jährlich eine gewisse Summe entrichten.

Alle regelmäßigen Studenten können für fünfzehn Pfunde während der Dauer der Vorlesungen in der Speisehalle des Kollegiums ihr Mittagessen nehmen; die daselbst wohnenden Studenten sind aber verpflichtet, dieß zu thun.

Der vorgeschriebene allgemeine (philosophische) Lehrkursus umfaßt: Unterricht in der Religion und Moral, nach den Grundsätzen der anglikanischen Kirche; die griechischen und lateinischen Klassiker; die verschiedenen Zweige der Mathe-

matik; neuere und ältere Geschichte, englische Litteratur und Aufsätze in dieser Sprache nebst Logik.

Alle Studenten müssen vor ihrer Aufnahme in das Kollegium die Erklärung unterschreiben, streng den Vorschriften der akademischen Behörde nachzukommen.

Die Immatriculationsgebühr für jeden ordentlichen Studenten beträgt eine Guinee, das Honorar für alle im erwähnten philosophischen Lehrkursus begriffenen Vorlesungen jährlich 21 Pfd., wenn der Student von einem Actionär oder Eigenthümer vorgeschlagen (nominated) worden, 26 Pfd. 5 Schill. aber, wenn dieß nicht der Fall ist. Jede nicht in diesem Kursus enthaltene Vorlesung muß besonders honorirt werden. Um die Bibliothek und die Lesezimmer des Kollegiums benützen zu können, muß jeder Student ein Eintrittsgeld von einer Guinee, überdieß aber noch die Hälfte dieser Summe als jährlichen Beitrag entrichten. Das akademische Jahr zerfällt in drei Abschnitte (Terms), von denen der erste mit dem October anfängt und in der Woche vor Weihnachten endigt. Der zweite beginnt in der Mitte des Januares und währt bis zur Woche vor Ostern; der dritte dauert von Ostern bis zu Ende des Junius.

Um Weihnachten finden die Prüfungen der Studenten Statt, nach deren Ergebniß dieselben in die verschiedenen Abtheilungen des Kollegiums versetzt werden; am Ende Juni wiederholen sich die Examina und werden Preise ausgetheilt.

Ein Herr Leathes hat der Anstalt 300 Pfd. vermacht mit der Bestimmung: aus dem Interesse dieses Kapitals zweien studirenden Medizinern, welche sich am meisten durch ihren Besuch der Kapelle und der religiösen Vorträge an der Anstalt auszeichnen, ein Gebetbuch und eine Bibel als

Preise zu übergeben. Ein Rev. Dr. Warneford bestimmte das Interesse von 1000 Pfd. Sterl. für Preise an diejenigen zwei medizinischen Studenten, welche das beste Examen bestehen in der biblischen Geschichte, in den Beweisen für die Wahrheiten der Religion und in zwei in der Anstalt gelehrten medizinischen Fächern.

Um zehn Uhr Vormittags beginnen die Vorlesungen mit Gebet, bei welchem alle regelmäßigen Studenten sich einzufinden haben.

Die tägliche Zahl der Unterrichtsstunden beläuft sich auf fünf und in jeder derselben wird das Namensverzeichniß der anwesenden regelmäßigen Studenten aufgenommen.

Studirende, welche ihren philosophischen Kurs mit Auszeichnung vollendet haben, erhalten ein Diplom, das sie zu »Associates of King's College« macht.

Besondere nicht obligatorische und Jedermann zugängliche Vorlesungen, welche in dem Kollegium gehalten worden, sind folgende: Theoretische Physik und Astronomie, Experimentalphysik, Chemie, Geologie, Naturgeschichte, orientalische und abendländische Sprachen, Zeichnen.

In derjenigen Abtheilung der Anstalt, welche für die spezielle Ausbildung von Ingenieuren und Bergleuten bestimmt ist, werden Mathematik, Mechanik in ihrer größten Ausdehnung, Experimentalphysik, Chemie, Metallurgie, Feldmeßkunst, Technologie und geometrisches Zeichnen gelehrt. Der Kurs dauert drei Jahre und es wird dafür von den Studenten eine jährliche Summe von 31 Pfd. 10 Schill. Honorar bezahlt.

Die medizinische Schule, welche den wichtigsten Theil des King's College ausmacht, läßt durch dreizehn Lehrer

folgende Gegenstände vortragen: Die verschiedenen Zweige der Anatomie, Physiologie, Therapie, Materia medica, theoretische und practische Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe, Chemie und Botanik. Für alle diese Kurse zahlt ein von einem Actionär vorgeschlagener Student 53 Pfd. 10 Schill., ein nicht vorgeschlagener 57 Pfd. 15 Schill. jährlich.

Um auf unbestimmte Zeit das Krankenhaus besuchen zu dürfen, muß der immatrikulirte Student überdieß noch für die chirurgische Klinik 31 Pfd. 10 Schill., für die medizinische 21 Pfd. bezahlen. Die nicht immatrikulirten Studenten müssen hiefür einige Pfunde mehr entrichten. Die medizinische Immatrikulationsgebühr beträgt eine Guinee, der Beitrag für die medizinische Bibliothek eben so viel.

Die Aerzte, welche im Dienste der Marine, der Armee oder der ostindischen Kompagnie stehen, können alle Vorlesungen der medizinischen Anstalt umsonst besuchen. Das Krankenhaus, das sich in der Nähe des Kollegiums befindet, hat 250 Betten. Die Edinburger Universität, welche ein vierjähriges medizinisches Studium von Demjenigen fordert, der von ihr den Grad eines MD. erhalten will, gestattet, daß drei Viertel dieser Zeit im King's College verbracht werden.

Wie mit der Londoner Universität so ist auch mit jener Anstalt eine gymnasiumsartige Vorbereitungsschule verbunden, die den Namen »King's College School« trägt und in welcher fünfzehn Lehrer Unterricht im Griechischen, Lateinischen, Deutschen, Französischen, in der Geschichte, Mathematik, Geographie, Religion, im Zeichnen und Fechten ertheilen. Für diesen Unterricht hat jeder Schüler jährlich achtzehn Pfunde zu bezahlen und, will er in der Speisehalle des

Kollegiums sein Mittagbrod nehmen, so hat derselbe noch weitere zwölf Pfunde zu entrichten. Die Zöglinge treten im neunten Jahre in die Anstalt und verbleiben in derselben bis zum vollendeten sechszehnten. Die in dem Kollegium wohnenden Studenten tragen, ähnlich den Musensöhnen von Oxford und Cambridge, ihren academischen Mantel und Barett, welcher Anzug bekanntlich malerischer sich ausnimmt, als die Fläuse, deutschen Röcke und geschmacklose Kopfbedeckung unserer studirenden Jugend. Auch die Professoren tragen, wenn als solche in Thätigkeit, ihr talarartiges Amtskleid, das ihnen nicht übel ansteht und sie jedenfalles besser kleidet, als es der in jeder Beziehung so unschöne und unpassende Frack zu thun vermag.

Wenn unsere Vorfahren vielleicht etwas zu viel Werth auf das äußere Zeremoniell legten, so sind wir gewiß in den entgegengesetzten Fehler verfallen und zu weit gegangen in unserer puritanischen Vorliebe für das Einfache und in Beseitigung gewisser Formen.

Es dürfte daher wohl geschehen, daß früher oder später manche Sitte bei uns wieder eingeführt wird, die wir als unpassend haben in Abgang kommen lassen und daß Manches wieder zu Ehren kommt, was jetzt noch für veraltete Zopfbeutelei gilt. Es war sicherlich nicht immer bloße Vorliebe für Schaugepräng und Ziererei, was unsere Vorfahren bestimmte, in öffentliche Verhältnisse und Handlungen so viel Förmlichkeit zu legen; sie wußten, daß dieselbe für die Menschen nicht ohne große Wichtigkeit sei und beurkundeten in deren Einführung häufig mehr psychologischen Tact, als viele unserer modernen Sittenverbesserer bei ihren radikalen puritanischen Reformen.

In Großbritannien, das sich vor allen Ländern des Kontinents durch seine Anhänglichkeit an das Herkömmliche und durch seine Achtung vor den Einrichtungen der Väter sich auszeichnet, hat auch auf seinen Hochschulen die alten academischen Sitten und Gebräuche bestehen lassen und so wenig als möglich an dem lange Bestandenen geändert. Ich glaube, wie Viele auch von dem Gegentheil überzeugt sein mögen, daß sie hieran wohl gethan haben und daß das Fortbestehen dieser uralten Formen auch eine der Ursachen ist, welche den englischen Universitäten, trotz ihrer mannigfaltigen offenbaren Mängel, einen so eigenthümlichen Reiz gibt und eine Haltung und Würde verleiht, welche wir vergeblich an unsern formlosen puritanischen Hochschulen suchen.

Wie es scheint, haben die Begründer des King's College es für nothwendig und zweckmäßig erachtet, ihrer neuen Stiftung den Stempel des Alterthümlichen aufzudrücken und in dieselbe Formen einzuführen, die in einer längst vergangenen Zeit ihren Ursprung genommen.

Während meiner Anwesenheit in London wurde der Jahreskurs der medizinischen Schule des Kollegiums eröffnet und hiezu eingeladen, säumte ich nicht, dieser academischen Feierlichkeit, welche in einem der geräumigsten Säle der Anstalt vor sich ging, beizuwohnen. Auf einer abgesonderten Bank saßen im Halbkreise herum die Professoren, angethan mit ihren schwarzseidenen Talaren, zu gleicher Zeit das academische Barett mit oblonger Krämpe und eiförmigem Kopfe bei sich führend. Hinter ihnen erhob sich amphitheatralisch das zahlreiche Publikum, zum größten Theile aus Studirenden der Anstalt bestehend. Dr. Arnott, einer der beliebtesten und geachtetsten medizinischen Professoren

der Hauptstadt, hielt einen etwa eine Stunde währenden Vortrag, in welchem den angehenden Medizinern der Zyklus der Studien beschrieben wurde, den sie in der Anstalt zu durchlaufen hätten und die Bedeutung jeder einzelnen Wissenschaft hervorgehoben, mit welcher ein tüchtig gebildeter Arzt sich vertraut machen müßte. Dann gab der Redner eine gedrängte Uebersicht über die Entstehung der öffentlichen Krankenhäuser und bezeichnete diese wohlthätigen Einrichtungen als reine christliche Schöpfungen, versichernd, daß vor Christus keine derartigen Anstalten bestanden hätten. Schließlich entwickelte er den Gedanken, daß medizinische Kandidaten am Krankenbette examinirt und dahin schon die Studenten nach dem ersten halben Jahre ihrer Studien geführt werden sollten. Dr. Arnott sprach mit seltener Leichtigkeit und Eleganz; auch schien dessen Beredtsamkeit auf die anwesende academische Jugend einen starken Eindruck zu machen, da diese zu wiederholten Malen dem Professor ihren Beifall auf die vernehmlichste Weise zu erkennen gab.

Die an dem King's College gebräuchliche Sitte, den beginnenden Medizinern eine Uebersicht über diejenigen Fächer zu geben, welche sie vorzugsweise zu studiren haben und den Grund zu bezeichnen, weßhalb es dem künftigen Arzte nöthig sei, mit dieser und jener Wissenschaft sich vertraut zu machen, scheint mir auch der Einführung in Deutschland und der Schweiz würdig zu sein. Und nicht nur für die Mediziner dürfte sie nachgeahmt werden, auch auf die Juristen, Theologen u. s. w. möchte dieselbe eine nützliche Anwendung finden; denn es ist gut, daß der Student gleich von Anfang an wisse, wenigstens auf eine allgemeine Weise, welche Gegenstände er auf der Universität zu treiben, in welcher

Ordnung er dieselben zu studiren und weßhalb er sie zu kennen nöthig habe. Es ist allerdings keine leichte Aufgabe, dergleichen übersichtliche Vorlesungen zu halten; denn um sie wahrhaft nützlich, belehrend und anregend zu machen, ist vor Allem Geist, Beredtsamkeit und die Kunst des Generalisirens nöthig, Forderungen, die nicht jeder Professor zu erfüllen im Stande sein möchte.

Ein anderer eigenthümlicher Gebrauch der Professoren des fraglichen Kollegiums verdient ebenfalls der Erwähnung. Jeder derselben kündigt die von ihm zu haltende Vorlesung nicht nur auf eine allgemeine Weise an; er macht einen gedruckten Prospect bekannt, in welchem er die Gegenstände seiner Vorträge im Einzelnen bezeichnet, wie auch die Ordnung, in der sie abgehandelt werden. Diese Prospecte nehmen einen halben Bogen ein, tragen an ihrer Spitze das Wappen der Anstalt und werden sowohl an das schwarze Brett angeschlagen, als an die Studenten vertheilt.

Das Laboratorium des King's College gilt als eines der schönsten und geräumigsten der britischen Hauptstadt und es ist auch in der That, so weit ich dieß während meines kurzen Aufenthaltes zu beurtheilen vermochte, auf eine dem Institute würdige und entsprechende Art eingerichtet.

Zu dessen Besichtigung für einen bestimmten Tag von dem Professor der Chemie eingeladen, wurde ich bei meinem Eintritt in dasselbe mit einer ziemlich lebhaften Kanonade begrüßt. Herr Daniell hatte seine größte und nach seinen eigenen Ideen construirte volta'sche Säule in Thätigkeit gesetzt und die Einrichtung getroffen, das durch die Electrolyse des Wassers erhaltene Knallgas vermittelst eines ausgespannten Netzes von feinem Platindraht in dem Augen-

blicke zu entzünden, wo es auf der Oberfläche der Zersetzungsflüssigkeit erschien. Da wegen der großen Kraft der Säule die Wasserzersetzung äußerst lebhaft vor sich ging, so brachte die Verbrennung des Gases in den wiederhallenden Räumen des Laboratoriums eine gewaltige Wirkung hervor, eine solche, wie sie etwa durch schnell hintereinander folgende starke Pistolenschüsse veranlaßt würde. Der Versuch ist so artig, daß er verdient, bei passender Gelegenheit auch in Vorlesungen gemacht zu werden; des Beifalles der Studenten dürfte er niemals ermangeln. Bei diesem heftigen Knallen fiel mir unwillkürlich der alte Explosionenliebhaber Pickel aus Würzburg ein und bedauerte ich recht sehr, daß dieser Meister in der Kunst des Verpuffens und der chemischen Feuerwerkerei im Grabe liegt. Hätten seine Augen noch dieses Experiment gesehen, er würde es für den größten Fortschritt erklärt haben, den die Chemie je gemacht und gewiß eine Grove'sche oder Daniell'sche Säule sich angeschafft, nur um vor seinen Studenten diese Knalleffecte hervorzubringen.

Das bedeutendste Verdienst, das sich Daniell um die Wissenschaft erworben, besteht nach meinem Dafürhalten in der einfachen und doch so sinnreichen Konstruction seiner Säule von beständiger Wirkung. Wie unvollkommen und mangelhaft waren in manchen Beziehungen selbst die besten frühern Volta'schen Vorrichtungen im Vergleich gegen die Seinige! Was zu bewerkstelligen man beinahe für eine physikalische Unmöglichkeit hielt, nemlich die Erzeugung eines hydroelectrischen Stromes von gleichbleibender Stärke, das leistet Daniell's Säule auf die einfachste und bequemste Weise. Bereits ist dieses Werkzeug für manche wissenschaft-

liche Zwecke unentbehrlich geworden und dann welche Wichtigkeit hat nicht der Grundsatz, auf welchem seine Einrichtung beruht, für die einstige Anwendung Volta'scher Ströme als bewegende Kraft! Ehe man eine Säule von unveränderlicher Wirksamkeit hatte, konnte man auch nicht entfernt daran denken, den Electromagnetismus für Bewegungszwecke zu benützen und es hat deßhalb Daniell durch seine Kombination einen wesentlichen Schritt vorwärts zum Behufe der Lösung dieses schwierigen Problemes gethan.

Die bewundernswürdige Säule, die wir Grove verdanken, übertrifft allerdings an Wirksamkeit diejenige von Daniell; allein in letzterer ist das Prinzip, nach welchem auch erstere eingerichtet ist, zum ersten Male in Anwendung gekommen und überdieß leidet die Daniell'sche Vorrichtung an einigen practischen Uebelständen nicht, welche an der Grove'schen kaum zu beseitigen sein möchten.

Es ist eine erwähnenswerthe Thatsache in der Geschichte der Naturwissenschaften, daß gewisse Länder einzelne Theile derselben vorzugsweise bearbeiten und durch bedeutende Leistungen darin sich besonders auszeichnen. So hat England seit dem Bekanntwerden der großen Entdeckung Volta's mit dessen Säule und ihren außerordentlichen Wirkungen mehr als irgend ein anderes europäisches Land sich beschäftigt und auf diesem Gebiete in der That auch die allerschönsten Entdeckungen gemacht. Britische Physiker fanden zuerst die zersetzende Kraft des Volta'schen Stromes und wurden durch diesen wichtigen Fund zu den glänzendsten Resultaten im chemischen Bereiche geführt. Auch waren es britische Forscher, welche in der Konstruction der Säulen die wesentlichsten Verbesserungen anbrachten, wie hievon die Vorrichtungen

eines Cruickshank, eines Wollaston, Babington, Children, Faraday, Daniell, und Grove genügendes Zeugniß ablegen. Frankreich hat dieses Feld, trotz der Vorliebe seines Imperators für Volta'sche Studien und trotz der großen Summen, welche derselbe für die Förderung von Forschungen auf diesem Gebiete verwilligte, wenig bebaut; und heute noch ist es verhältnißmäßig eine nur geringe Anzahl seiner Physiker, welche dem Voltaismus ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die deutschen Naturforscher haben allerdings von jeher fleißig diesen interessanten Theil der Physik und Chemie bearbeitet und manchen schönen Beitrag zu dessen Erweiterung geliefert; Entdeckungen ersten Ranges haben sie aber meines Wissens keine gemacht, keine neuen Fundgruben eröffnet, keine Impulse gegeben, mit Ausnahme der schönen Arbeiten Seebeks über die Thermoelectricität und der äußerst werthvollen Ermittelung des Gesetzes, nach welchem sich die Wirksamkeit der Volta'schen Säule richtet und das zu Ehren seines Entdeckers das Ohm'sche genannt wird. Ich bin geneigt, diesen Mangel an maßgebender und großartiger Productivität unter den Deutschen, theilweise wenigstens, dem Umstande zuzuschreiben, daß sie zu sehr mit theoretischen Untersuchungen über die Volta'sche Contactshypothese sich beschäftigten und allzu emsig dem etwas undankbaren Geschäfte oblagen, die Ideen des italienischen Naturforschers gegen deren Widersacher zu vertheidigen. Wenn man nur wieder ein Thatsächelchen fand, das zu Gunsten der Lieblingshypothese zu sprechen schien; dann glaubte man der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst geleistet zu haben und ließ sich mit möglichster Breite, Umständlichkeit und Selbst-

gefälligkeit über den vorgeblich gethanen Fund aus. — Ich kann nicht umhin, hier noch einige Worte über das vorhin erwähnte Ohm'sche Gesetz zu sagen. Dasselbe setzt bekanntlich das Verhältniß fest, in welchem die Stromstärke einer Volta'schen Vorrichtung steht zu dem, was die Physiker electromotorische Kraft und Leitungswiderstand nennen. Was ist aber electromotorische Kraft? Diese Frage läßt das erwähnte Gesetz gänzlich unentschieden und jene kann im Chemismus, sie kann im Contact, sie kann noch in etwas von beiden ganz Verschiedenem ihre Wurzel haben. Nichtsdestoweniger scheint es aber, als ob die deutschen Zionswächter und offiziellen Vertheidiger des wahren Volta'schen Glaubens in Ohm's Gesetz ich weiß nicht welche mächtige und gewaltige Stütze für ihre Hypothese finden. Auch ist es ergötzlich zu sehen, welchen liberalen Gebrauch die deutschen Berührungsmänner bisweilen von dem Ohm'schen Gesetze machen, wenn es sich um die Erklärung neuer auf Stromerzeugung sich beziehenden Entdeckungen handelt.

Als ich z. B. einem meiner wissenschaftlichen Freunde zum ersten Male die bewundernswürdigen Wirkungen meiner Grove'schen Säule zeigte und wir uns über die Ursache derselben besprachen, so sagte er: Oh! diese liegt ganz einfach in dem Ohm'schen Gesetz und wer dasselbe kennt, hätte eine solche Säule a priori construiren können. Dem mag so sein, erwiederte meine Wenigkeit; enthalten aber konnte ich mich nicht, meine Verwunderung darüber auszudrücken, daß die genauen Kenner dieses Gesetzes, daß die alleinigen Besitzer des wahren Volta'schen Wissens die Verfertigung dieses schönen Werkzeuges einem Engländer überließen, der noch so verblendet war, an die Richtigkeit der

chemischen Theorie zu glauben und der zur Zeit, wo er seine schöne Entdeckung machte, noch wenig genug von dem Ohm'schen Gesetze gewußt haben mag. Sonderbarer Weise gelangte auch Daniell zu seinen schönen Resultaten, obgleich derselbe die Meinung hegt: es heiße »killing a dead man«, wenn man auch nur noch ein Wort der Widerlegung gegen die Contactshypothese vorbringe und es deßhalb bedauerte, daß Faraday noch einmal seine kostbare Zeit für die experimentelle Erörterung eines Gegenstandes verwende, der lange schon ins Reine gebracht sey.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß in dem Laboratorium des King's College mir eine Merkwürdigkeit gezeigt wurde, welche mich höchlich interessirte und die jeder Physiker, der die britische Hauptstadt besucht, zu sehen eben so wenig versäumen sollte, als ein frommer Katholik die Besichtigung ausgezeichneter Reliquien vernachlässigt. Diese Merkwürdigkeit ist nemlich nichts anderes, als der magnetische Apparat, aus welchem Faraday den ersten electrischen Funken zog und mit Hülfe dessen dieser ausgezeichnete Mann eines der fruchtbarsten und reichsten Gebiete für wissenschaftliche Forschung eröffnete. Wie Alles, was von Faraday stammt, den Stempel sinnreicher Einfachheit trägt, so auch diese erste magnetoelectrische Vorrichtung. Hoffentlich bewahrt man das merkwürdige Werkzeug sorgfältigst für die spätesten Zeiten auf, wie auch sehr zu wünschen wäre, daß in der dänischen Hauptstadt die Volta'sche Säule, der Schließungsdraht und die Magnetnadel, mit denen Oerstedt seine herrliche Entdeckung machte, der wissenschaftlichen Nachwelt unversehrt erhalten bliebe. Es gibt Liebhaber für alle möglichen Dinge in der Welt, unbekannt ist es mir aber, ob es Sammler

derartiger in der Geschichte der Wissenschaft wichtig gewordener physikalischer und chemischer Werkzeuge gibt. Jedenfalls aber wären solche Gegenstände eben so würdig, zusammengebracht und öffentlich aufgestellt zu werden, als es z. B. Münzen und Geräthschaften alter Völker sind.

Herr Wheatston, welcher an dem King's College Experimentalphysik vorträgt, hatte die Güte, mir seinen eben fertig gewordenen und wesentlich verbesserten Volta'schen Telegraphen, der im physikalischen Kabinet der Anstalt aufgestellt war, in Thätigkeit zu setzen. Es bedurfte in der That des größten Aufwandes von Scharfsinn und des ganzen ausgezeichneten Erfindungsgeistes Wheatston's, um eine Vorrichtung zu Stande zu bringen, die alles zu leisten scheint, was man nur immer von ihr verlangen kann und in welcher Schwierigkeiten beseitigt worden sind, die das Aussehen der Unüberwindlichkeit hatten. Mit einigen winzigen Daniell'schen Ketten werden auf beträchtliche Entfernungen hin die umständlichsten Berichte gesendet und man braucht zu diesem Behufe nicht mehr Zeit, als gerade nöthig ist, um diese Depeschen abzulesen. Sie sind mit andern Worten in eben demselben Augenblick an dem Ort ihrer Bestimmung angelangt, in welchem sie am Anfangspunkte der Telegraphenlinie ausgefertigt werden. Es erscheinen nemlich da, wo die ertheilte Nachricht vernommen werden soll, auf einer vielfach durchschnittenen, zifferblattartigen Scheibe schnell hintereinander und buchstabenweise die geeigneten Wörter oder festgesetzten Zeichen.

So weit ich die Sache zu beurtheilen vermag, gebührt dem Wheatston'schen Telegraph unter allen Vorrichtungen ähnlicher Art entschieden die Palme, denn es eignet sich derselbe am besten für die Anwendung im Großen. Auf der

Eisenbahn, die von der City hinunter läuft nach Blackwall, hat man von demselben auch bereits Gebrauch gemacht und da dessen Vortrefflichkeit auf diesem Schienenweg täglich auf das Genügendste sich erprobt, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß binnen kurzer Zeit England mit einem Netze Volta'scher Telegraphen ebenso überdeckt sein wird, wie es bereits von Eisenbahnen durchzogen ist.

Bekanntlich durchläuft der electrische Strom die Metalle mit einer Geschwindigkeit, von deren Größe selbst die kühnste Einbildungskraft sich keine Vorstellung zu machen im Stande ist, mit einer Schnelligkeit nemlich, welche diejenige des Lichtes, das doch in einer Sekunde den ungeheuern Raum von etwa achtzig tausend Stunden durcheilt, noch um ein Namhaftes übertrifft. Dadurch nun, daß es dem Menschen gelungen ist, jene wunderbare Kraft in seinen Dienst zu ziehen und dieselbe nach Belieben zu lenken und zu leiten, hat er etwas zu Stande gebracht, an dessen Möglichkeit auch nur entfernt zu glauben, vor Kurzem noch als Vermessenheit erschienen wäre. Menschen vermögen jetzt, obgleich durch die größten Zwischenräume getrennt, mit einander verkehren gerade so, als ob sie sich unmittelbar gegenüber stünden, als ob sie nur eine Spanne weit von einander entfernt sein würden. Der Gebieter eines Landes ertheilt inmitten der Hauptstadt seine Befehle und im nächsten Augenblick schon sind dieselben an den entlegensten Punkten des Reiches angelangt und in Ausführung begriffen. Kaufleute erhalten an einem Orte jetzt eine wichtige Nachricht, wenige Minuten nachher ist ihr Inhalt schon auf Hunderte von Meilen hin bekannt geworden und was nur immer innerhalb eines zusammenhängenden Telegraphensystemes Mittheilungs-

werthes sich ereignet, das kann in der kürzesten Zeit auf dem ganzen Umfange desselben zur öffentlichen Kunde gebracht sein.

Man hat uns schon so viel Wunderbares von den sogenannten Hellsehenden erzählt und denselben namentlich das außerordentliche Vermögen zuerkannt: mit abwesenden Personen in Verkehr treten und selbst im Schlafe wissen zu können, was weit entfernt von ihnen sich zuträgt. Der Physiker leistet jetzt dasselbe und noch hundert Mal mehr, als die hellsehendste Somnambüle und zwar durch ganz einfache, natürliche und für Jedermann begreifliche Mittel. Er bedarf zur Verrichtung des Wunders: mit Abwesenden zu reden und denselben mit der Eile des Blitzes die geheimsten Gedanken seiner Seele mitzutheilen oder auch einen solchen von Jenen zu vernehmen nur einiger Kupferdrähte, einer kleinen Flasche gesäuerten Wassers und mehrerer Pfunde ganz gemeiner Metalle. Anstatt des thierischen Magnetismus benützt er denjenigen des elektrischen Stromes, um mit unvorstellbarer Geschwindigkeit aus seiner engabgegränzten und an die Scholle gefesselten Persönlichkeit hinauszutreten in die fernsten Räume der Erde.

Da aber solche Wunder ausgeführt werden auf eine für die Menschen begreifliche Weise; da sie zu Stande kommen ohne Vermittelung überirdischer Gewalten und dämonischer Kräfte, so dürften diese Großthaten der Wissenschaft wenig bewundert werden von Leuten, denen es im klaren Lichte des Verstandes unbehaglich zu Muthe ist und die sich nur wohl fühlen, wenn umhüllt von mystischem Nebel, von geheimnißvollem Dunkel und denen Phänomen um so willkommener sind, je mehr dieselben von denen der gewöhnlichen

Welt abweichen, je räthselhafter und unfaßlicher sie ihrem Geiste erscheinen. Auch werden Diejenigen, welche ihres Unvermögens mehr oder weniger deutlich sich bewußt sind, selbst irgend etwas beitragen zu können zu der Vermehrung der Gewalt des Menschen über die Natur, eben nicht sonderlich erfreut sein über derartige Leistungen menschlichen Scharfsinnes und wissenschaftlicher Forschung und viel vorzubringen wissen über die großen Gefahren, in welche des Menschen Geist sich stürzt durch sein rastloses Streben nach immer glänzendern Entdeckungen, durch sein unabläßiges Bemühen: die Gränzen seiner Herrschaft über die physische Welt immer weiter auszudehnen.

Muß dieser Geist nicht vermessen, nicht übermüthig und dünkelhaft werden, wenn er von Eroberung zu Eroberung eilt, wenn es ihm gelingt, das geheimnißvollste Spiel der Naturkräfte zu enthüllen und diese seinem Dienste unterzuordnen; wenn er mit dem glücklichsten Erfolge Probleme löst von unüberwindlich scheinender Schwierigkeit; wenn er durch seine Bemühungen die ganze Gestalt der menschlichen Gesellschaft verändert und diese auf eine nie gesehene Höhe von Macht und von Einsicht erhebt?

Solche Fragen hört man jetzt häufig ängstliche Gemüther stellen, solche Besorgnisse namentlich diejenigen ausdrücken, welche an das jetzt Bestehende so sehr gewöhnt und von einer so starken Liebe zur Bequemlichkeit durchdrungen sind, daß ihnen die kleinste Neuerung an den herkömmlichen Verhältnissen auf das Unangenehmste auffällt und welche ahnen, daß unsere Zeit mit großen Veränderungen schwanger geht und wir am Vorabend der durchgreifendsten Umwandlungen stehen. Diesen Menschen ist im Interesse ihrer Gemüthsruhe

einfach zu rathen, daß sie so wenig als möglich von dem Weltgange Kenntniß nehmen, so selten wie möglich ihren Blick hinauswerfen über den engen Kreis ihrer unmittelbaren Umgebung.

Stärkere Geister aber sehen mit freudigem Vertrauen in die Zukunft; denn wenn sie auch auf das Bestimmteste wissen, daß die Menschheit, was den dermaligen Grad ihrer Bildung, namentlich aber das jetzige Maaß ihrer Herrschaft über die äußere Welt betrifft, kaum in das erste Stadium ihrer Entwickelung eingetreten ist und von demjenigen, was die Natur ist und für unser Geschlecht sein kann, nur den allerkleinsten Bruchtheil kennt; so mangelt ihnen auf der andern Seite auch die tröstliche Einsicht nicht, daß es weder in dem Reiche der Geister noch in der physischen Welt einen Zufall gibt; daß alle Thätigkeiten, alle Bestrebungen, alle Kräfte in einem Verstande zusammen laufen und wurzeln, der sie mit unendlicher Weisheit lenkt und in einer solchen Wechselwirkung und Zweckbeziehung zu einander erhält, daß die Vorschriften der Weltordnung nie überschritten werden, dem höchsten Willen niemals im Geringsten entgegen gehandelt werden kann und das Weltdrama nach ewigen und unverletzlichen Regeln sich entrollt und weiter schreitet.

Zu welchen außerordentlichen Ergebnissen nun auch eine tiefere Erforschung der Natur führen, welche Kräfte der Mensch in ihr noch entdecken, welch weitgehende Anwendung er auch von denselben noch machen, zu welcher Höhe menschliches Wissen und Können in der Zukunft erhoben werden und wie stark verändernd all dieß auf die bisherige Daseinsweise unseres Geschlechtes noch einwirken mag; so ist wegen der angeführten Gründe nicht im Mindesten zu fürchten, daß die Welt aus ihren Fugen gehe, daß die

Wissenschaft zu weit getrieben, die Macht des Menschen zu sehr gesteigert werden könne und daß der höchste Grad von Bildung und Kultur je wesentlich nachtheilig auf die sittlichen Verhältnisse der Gesellschaft zurückzuwirken vermöge.

Nur wer eine kleine Weltansicht hat; wer nicht über die engen Schranken seiner Umgebung hinauszutreten und einen Standpunkt einzunehmen weiß, von dem aus Vergangenheit und Gegenwart übersehen, ja selbst Blicke in die Fernen der Zukunft geworfen werden können; wer noch keinen Begriff hat von der eigentlichen Bestimmung unseres Geschlechtes und von der Großartigkeit der ihm vom Schicksal gewordenen Aufgabe; wer sein Augenmerk nur auf einzelne Erscheinungen zu richten, nicht aber das Band, das die ganze Summe der Handlungen und Thaten der Menschheit verknüpft, zu finden vermag und wer unfähig ist, in dem bunten Gewirre menschlichen Treibens, nicht nur das Hinstreben, sondern das wirkliche Fortrücken nach einem hohen und herrlichen Ziele hin zu entdecken, der kann über die jetzigen Zeitläufte erschrecken und von der Zukunft Schlimmes erwarten.

Nicht sehr weit entfernt von dem King's College befindet sich eine Anstalt, welche von Jedem angesehen zu werden verdient, der einmal London besucht. Es ist die sogenannte Adelaide-Gallery zwischen dem West-Strand und der Adelaide-Street gelegen, welches Institut im Jahre 1834 von der »Society for the illustration of practical Science« gegründet wurde und dessen Bestimmung deutlich genug in dem Namen dieser Gesellschaft bezeichnet ist. Die fragliche Gallerie enthält eine große Zahl interessanter Gegenstände, vorzugsweise aber solche, welche geeignet sind, die Anwendung natur-

wissenschaftlicher Entdeckungen und mechanischer Erfindungen dem Publikum anschaulich zu machen. So zum Beispiel sieht man hier eine Dampfkanone, die, ich weiß nicht, wie viel Kugeln in einer Minute abfeuert, dort verschiedenartige durch Electro-Magnetismus in Bewegung gesetzte Räderwerke. Hier arbeitet eine kleine Dampfmaschine, dort sind verschiedene Telegraphen in Thätigkeit. Hier entwickelt eine Volta'sche Säule ihr blendendes Licht und wandelt die Nacht in sonnenhellen Tag um, dort werden mit Hülfe einer riesenhaften Electrisirmaschine die verheerenden Wirkungen des Blitzes nachgeahmt und das Spiel dieser furchtbaren Naturkraft im Kleinen an zerschmetterten Schiffchen erläutert. Hier wird ein Lichtglanz erzeugt, der mit demjenigen der Sonne wetteifert, indem die Flamme des in Feuerluft verbrennenden Wasserstoffgases auf einen Kalkzylinder spielt, dort wirft man dieses Licht auf Vergrößerungsgläser und enthüllt vor dem Blicke des Zuschauers die Geheimnisse der Infusorialwelt.

Alle diese und noch andere Wunder der Wissenschaft und der Kunst kann man vom Morgen bis in den späten Abend hinein für die geringfügige Summe von einem Schillinge mit aller Muse betrachten und hat dabei noch den Vortheil von eigens dazu angestellten Lehrern populäre Vorlesungen über die beschauten Dinge anzuhören. Daß eine Anstalt der beschriebenen Art ganz am Platze in einer Stadt ist, wo man den unermeßlichen und wohlthätigen Einfluß, den die Wissenschaft auf das Leben ausübt, täglich fühlt und sieht, begreift sich von selbst und eben deßhalb darf man sich auch nicht über den äußerst zahlreichen Besuch wundern, dessen die Adelheid-Gallerie von Seite des Londoner Publi-

kums sich erfreut, noch den Umstand auffallend finden, daß dieselbe ihren Stiftern jährlich ein schönes Geld einbringt, theils durch die täglichen Besucher, theils durch die Abonnenten, welche für das Recht, die Anstalt während eines ganzen Jahres zu besuchen, ein Pfund bezahlen.

Was mich übrigens mehr als alle in der Gallerie aufgestellten physikalischen Instrumente und Maschinen interessirte, das war ein dort befindlicher lebendiger Gymnotus electricus (Zitteraal), der bekanntlich der Riese der Zitterfische ist und von dessen electrischem Vermögen uns Humboldt in seinen Ansichten der Natur ein so anschauliches Bild entworfen hat. Der fragliche Zitteraal wurde mit großen Kosten und vieler Mühe aus Südamerika nach England gebracht und es bedurfte aller Sorgfalt und aufmerksamen Pflege, um denselben nach seiner Ankunft in London am Leben zu erhalten, da er lange kränklich war und verweigerte, Nahrung zu sich zu nehmen.

Herr Bradley, der an der Spitze der Adelheid-Gallerie in London steht, hatte die Güte, mir zu einer Zeit, wo die Anstalt nicht besucht wird, den ihr angehörigen Zitteraal zur Verfügung zu stellen, und ich verwendete einen Abend dazu, um die außerordentlichen Wirkungen dieses Thieres kennen zu lernen, wobei mir die Herren Grove, Everit, Watkins und Bradley hülfreiche Hand zu leisten so gefällig waren.

Der fragliche Gymnotus, etwa vierzig Zolle lang, wird in einem kreisförmigen Becken gehalten, dessen Durchmesser nicht viel größer ist als die Länge des Aales, in welchem indeß dieser doch ziemlich bequem in der Runde umher schwimmen kann. Der Boden des Beckens ist mit Sand

bedeckt, das darin befindliche Wasser wird häufig gewechselt und vermittelst der Heizung des Zimmers auf einer mäßigen und möglichst gleichen Temperatur erhalten. Obgleich der Fisch zur Zeit, als ich ihn sah, schon über ein Jahr in Gefangenschaft war, so schien er doch vollkommen wohl zu sein und in seinem engen Behälter nichts weniger als unbehaglich sich zu befinden. Eben, als wir in das Zimmer eintraten, beschrieb er in seinem runden Kerker Kreise, und es ließ derselbe durch die Ankunft neugieriger Besucher in seiner gemessenen Bewegung durchaus sich nicht stören noch irgend eine Art von Scheu merken. Der Anblick des grünlich-grauen, mehrere Fuße langen und schlangenartig aussehenden Wesens mit seinem ziemlich dicken Kopfe und hochliegenden Auge hat etwas Unheimliches, für Manche vielleicht etwas Abschreckendes, zu welchem Eindrucke wohl das Bewußtsein von dem ungewöhnlichen Vermögen des Fisches Einiges beitragen mag. — Ich wollte zuerst die auffallendste Wirkung, die das Thier hervorbringen kann, die Schläge nämlich, an mir selbst kennen lernen.

Wie es schien, merkte der Aal recht gut, daß wir mit ihm Etwas vor hatten, das ihm nicht ganz zusagen möchte; denn als ich mit gestülpten Hemdärmeln und aufgehobenen Armen mich vor das Becken stellte und seiner wartete, um ihn mit beiden Händen gleichzeitig an Kopf und Schwanz zu ergreifen, kehrte er auf einmal um, obwohl er mir schon nahe gekommen war, begab sich an den mir gegenüber liegenden Rand des Wasserbehälters und schwamm, so lange ich meinen Stand hielt, nicht wieder gegen mich. Ich mußte mich etwas vom Becken entfernen, ein gleichgültiges Aussehen annehmen und einige Zeit warten,

ehe das Thier wieder seine kreisförmigen Bewegungen begann. Des rechten Augenblickes nun wahrnehmend, stürzte ich gegen das Wasser und packte den Aal kräftig an Vorder- und Hintertheil. Der Schlag, den mir das Thier ertheilte, war von ganz besonderer Heftigkeit, da es schon einige Zeit von seinem Vermögen keinen Gebrauch gemacht hatte; und wie sehr ich mich auch anstrengte, denselben kaltblütig zu empfangen, so scheint es doch, als ob ich unwillkührlich in meinen Mienen und Gesten einige Verwunderung ausgedrückt hätte; denn meine zuschauenden Freunde brachen in demselben Augenblicke, wo ich mit hastiger Eile meine Hände aus dem Wasser zog, in ein starkes Gelächter aus. Indessen war die auf meine Wenigkeit hervorgebrachte Wirkung doch weniger stark, als auf den als Schriftsteller so bekannten Basil Hall, der, wenige Tage vor mir, den gleichen Versuch anstellend, von dem Gymnotus so heftig getroffen wurde, daß der Kapitän nach erhaltenem Schlage platt auf den Boden fiel. Wahrscheinlich hat zu diesem Ergebniß die Ueberraschung auch das Ihrige beigetragen; denn keine Gefühlserregung tritt unerwarteter ein, als die durch die Electricität veranlaßte.

Was nun die Stärke des von mir empfundenen Schlages betrifft, so möchte ich sie derjenigen vergleichen, welche eine sehr große, bis zum Maximum geladene Leidner Flasche oder eine aus etwa 200 Paaren zusammengesetzte hydroelectrische Säule zu geben im Stande ist. In Uebereinstimmung mit den Beobachtungen Humboldts und Anderer erhielt ich bei der Berührung des Fisches eigentlich nicht nur einen Schlag, sondern mehrere schnell aufeinander folgende Stöße; was beweist, daß der Gymnotus die Fähigkeit besitzt: ent-

weder den Vorrath seiner electrischen Kräfte nach Belieben und in einzelnen Portionen auf die ihn berührenden Gegenstände zu entladen, oder denselben innerhalb äußerst kleiner Zeitintervalle willkürlich zu erzeugen.

Keiner meiner anwesenden Freunde hatte Lust, einen Schlag für sich allein zu nehmen; sie vereinigten sich aber in eine Kette, der Eine die benetzte Hand des Andern fassend. Indem nun die Aeußersten der so verbundenen Personen mit ihren freien Händen Kopf und Schwanz des Zitteraales berührten, wurden Alle gleichzeitig von mehreren Schlägen durchzuckt, welche auch ziemlich stark fühlbar gewesen sein müssen, da meine Freunde im Augenblick der Entladung vom Boden aufhüpften und vernehmliche Laute der Verwunderung von sich gaben. Ihrer Beschreibung nach konnte die von ihnen empfundene Erschütterung nicht viel schwächer als die Meinige gewesen sein; auch hatten sie die Lust, zum zweiten Male den Fisch zu berühren, eben so gut verloren, als ich selbst.

In einer kleinen auf einem hölzernen Fuße ruhenden Glasglocke waren zwei schmale Goldblättchen in der Weise aufgehangen, daß sie noch einen merklichen Raum zwischen sich ließen und mit zwei Metallstiften kommunizirten, die, von einander isolirt, über die Glasglocke hervorragten. Setzte man nun auf Kopf und Schwanz des Fisches zwei kupferne Sättel, von denen jeder mit einem mehrere Fuß langen Kupferdraht versehen war, und brachte man die freien Enden dieser Drähte mit den beiden erwähnten Stiften in Berührung, so convergirten die Goldblättchen, brach ein Funken zwischen ihnen aus und verbrannte ein Theil derselben unter Entwickelung des bekannten Lichtes.

Herr Watkins hatte ein äußerst empfindliches Thermo-electrometer, nach Snow Harris Angabe verfertiget, mit sich gebracht; eben aber, als wir den Strom des Fisches durch den feinen Platindraht des Instrumentes leiten wollten, brach Etwas an demselben, so daß es zu weitern Versuchen untauglich wurde. Es war uns daher nicht möglich, auszumitteln, ob der durch einen Draht gehende augenblickliche Strom des Aales eine meßbare Temperatur-Erhöhung zu bewerkstelligen vermag oder nicht.

Die chemische Wirksamkeit unsers Gymnotus mittelten wir mit Hülfe des so leicht zersetzbaren Jodkaliums aus. Ein Stück ungeleimten Papieres mit einer ziemlich konzentrirten Auflösung der eben genannten Verbindung getränkt, brachte ich auf eine geeignete Weise mit dem Kopf- und Schwanztheile des Fisches in leitende Verbindung. In dem Augenblicke nun, wo zwischen dem Thiere, den Zuleitungsdrähten und dem Electrolyten der Kreis geschlossen wurde, erschien an der Stelle des Papieres, worauf das Ende des vom Kopfe ausgehenden Drahtes stand, ein deutlicher brauner Flecken; welche Thatsache das Vermögen des Fisches, electrische Verbindungen zu zerlegen, auf das Augenscheinlichste darthut, und welche überdieß zeigt, daß der Kopf oder der vordere Theil des Aales hinsichtlich seiner chemischen Wirksamkeit wie der positive Pol einer Volta'schen Säule sich verhält. Ich muß hier noch einer von uns bei diesem Versuche beobachteten Erscheinung gedenken, die allen Anwesenden räthselhaft vorkam. In dem Augenblicke nämlich, wo das jodkaliumhaltige Papier und der Fisch in leitende Verbindung kamen, nahmen wir auf jenem ganz deutlich einen Funken wahr. Unter den gleichen Verhält-

nissen hatte Herr Watkins schon früher dasselbe Phänomen beobachtet und eben so, wie wir gefunden, daß es nicht jedes Mal und eigentlich nur Ausnahmsweise eintritt, wie sehr man sich auch bemühte, den Versuch unter möglichst gleichen Umständen anzustellen. So weit meine eigenen Erfahrungen reichen, erhält man nie einen Funken, weder in dem Augenblick, wo man eine Volta'sche Säule vermittelst eines electrolytischen Körpers schließt, noch in demjenigen, wo der letztere aus dem Bereiche des Stromes gebracht wird. Ich wage daher auch nicht, irgend eine Meinung über die Natur und Ursache der in Rede stehenden Erscheinung auszusprechen, eben so wenig, als ich mir zu entscheiden getraue, ob der wahrgenommene Funken beim Oeffnen oder Schließen des Kreises auftrat.

Der Versuch: Wasser durch den Fisch zersetzen zu lassen, wurde nicht ausgeführt, theils aus Mangel an Zeit, theils weil es uns im Augenblick an den zu besagtem Zwecke nothwendigen Vorrichtungen gebrach. In einem auffallenden Grade dürfte jedoch diese Verbindung nicht zerlegt werden; ja, ich bin sogar geneigt zu glauben, daß man in den meisten Fällen, scheinbar wenigstens, ein negatives Resultat erhalten, das heißt keine Wasser- und Sauerstoffgasentwickelung wahrnehmen würde. Nach meinem Ermessen läßt sich aber nichts destoweniger sehr leicht und auf die überzeugendste Weise darthun, daß der Zitteraal das Wasser eben so gut in seine Bestandtheile zu trennen vermag, als irgend einen andern Electrolyten und namentlich als das so leicht zerlegbare Jodkalium. Es ist früher von mir durch zahlreiche Versuche nachgewiesen worden, das selbst der allerschwächste Strom nicht durch irgend eine electrolytische Flüssigkeit

gehen könne, ohne die in letztere eintauchenden Platinelectroden electrisch zu polarisiren und ich habe ebenfalls den thatsächlichen Beweis geliefert, daß der unter diesen Umständen erlangte polare Zustand der Elektroden von den an ihnen haftenden Bestandtheilen des Electrolyten, also von einer erfolgten Zersetzung desselben herrühre. Würde man nun zwei Platinstreifen, den Einen mit dem Kopfe, den Andern mit dem Schwanze des Gymnotus auf eine geeignete Art leitend verbinden und besagte Streifen dann in etwas gesäuertes Wasser eintauchen, so bin ich zum Voraus überzeugt, daß der Kopfplatinstreifen negativ, der Andere positiv polarisirt, beide also ein Verhalten zeigen würden, welches eine erfolgte Wasserzersetzung außer allen Zweifel stellte. Ich habe die Anstellung dieses Versuches meinen wissenschaftlichen Freunden in London empfohlen, weiß aber nicht, ob derselbe seither ausgeführt worden.

Die Untersuchungen des Abends wurden damit geschlossen, daß wir den Fisch durch den Galvanometerdraht sich entladen ließen. Die unter diesen Umständen erhaltene Ablenkung der Magnetnadel betrug 42 ° und der Sinn, in welchem jene erfolgte, war so, als hätte der Kopf des Fisches den positiven Pol, der Schwanz den negativen Pol einer Volta'schen Säule repräsentirt. Die erwähnte Abweichung muß als bedeutend angesehen werden, insofern das bei dem Versuch gebrauchte Galvanometer nichts weniger als ein sehr empfindliches Werkzeug war und eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Drahtwindungen hatte.

Indem ich die Beschreibung der von mir mit dem Gymnotus angestellten Versuche beendige, darf ich nicht unterlassen zu bemerken, daß die bei denselben gebrauchten

Vorrichtungen von Faraday herrührten, und dieser ausgezeichnete Naturforscher schon vor mir eine Reihe von Versuchen unternommen hatte, welche Ergebnisse, übereinstimmend mit den Meinigen, lieferten und seither auch der königlichen Gesellschaft mitgetheilt wurden. In Betracht des großen wissenschaftlichen Interesses, das sich an den in Rede stehenden Gegenstand knüpft und der Seltenheit, mit der sich dem Physiker die Gelegenheit darbietet, an einem lebenden Zitteraal zu experimentiren, habe ich es nicht für überflüssig erachtet, den schönen Erfahrungen Faraday's auch die Meinigen beizufügen.

Aus den oben mitgetheilten Angaben erhellt nun meines Bedünkens auf das Deutlichste, daß die Kraft, vermöge welcher der Gymnotus dem Menschen Schläge ertheilt, Metalle verbrennt, Funken hervorbringt, chemisch verbundene Elemente von einander abtrennt und in leitenden Körpern Magnetismus erregt, nicht nur die allergrößte Aehnlichkeit hat mit derjenigen, welche in der Volta'schen Säule in Wirksamkeit tritt, sondern mit derselben auch völlig einerlei ist. Von einer eigenthümlichen thierischen Electricität, wie sie der berühmte Davy in den Zitterfischen vermuthete, kann demnach nicht weiter die Rede sein; es wäre denn, daß der leitende Grundsatz der Naturforscher: gleiche Wirkungen setzen einerlei Ursache voraus, keine allgemeine Geltung hätte. Es ist allerdings an und für sich nicht unmöglich, daß die in dem Gymnotus oder Torpedo thätige Kraft, trotz der Uebereinstimmung, die sie mit der gewöhnlichen Electricität (hinsichtlich der bis jetzt beobachteten Wirkungen) zeigt, von dieser verschieden wäre; daß heißt, es läßt sich immer noch die Möglichkeit denken, daß das von den

Zitterfischen besessene Vermögen in gegebenen uns noch unbekannten Fällen anders wirkte, als dieß die Electricität thun würde. Allein so lange wir keine wesentliche Verschiedenheit in der Thätigkeitsweise beider Kräfte wahrnehmen können, so lange sind wir auch nicht berechtigt, sie für ungleichartig auszugeben. Wenn wir nun aber keinen gegründeten Zweifel mehr darüber hegen dürfen, daß in den erwähnten Geschöpfen dieselbe Kraft thätig ist, aus deren Wirksamkeit die großartigen und herrlichen Phänomene des Gewitters und der Polarlichter hervorgehen und die nicht minder wundervollen Erscheinungen unserer Electrisirmaschinen und Volta'schen Säulen entspringen; so muß dagegen unsere Verwunderung in einem nicht geringen Grade erregt werden, wenn wir genauere Rücksicht nehmen auf die große Verschiedenheit der Umstände, unter welchen dieselbe Reihe von Thätigkeiten hervorgerufen wird.

Welche Dinge können in der That sich auffallender von einander unterscheiden, als ein aus Zink, Kupfer und gesäuertem Wasser zusammengesetzte Vorrichtung von der Organisation eines Torpedo? Welche Unähnlichkeit kann größer sein, als diejenige, welche zwischen einer Leidner Flasche und dem Gymnotus besteht, und welche Umstände weichen mehr von einander ab, als diejenigen, unter welchen der zerstörende Blitz aus den Wolken zuckt von denen, unter welchen der Zitteraal in seinem flüssigen Elemente die betäubendsten Schläge ertheilt?

Auf der einen Seite treten diese wunderbaren Erscheinungen aus der Wechselwirkung sogenannter todten Stoffe hervor; auf der andern sind sie das Erzeugniß eines belebten, mit vollendeter Kunst gegliederten Organismus und

hängen auf das Innigste mit der Nerventhätigkeit und dem Willen der Zitterfische zusammen.

Es ist wahr, alle Fische, mit der Fähigkeit begabt, Electricität zu erregen, besitzen Organe, welche den übrigen Fischgattungen abgehen und deren Entfernung den Verlust dieses Vermögens zur unausbleiblichen Folge hat; auch läßt sich zwischen der Gliederung der electrischen Organe und der Schichtung einer gewöhnlichen Volta'schen Säule eine gewisse Aehnlichkeit nicht ganz verkennen. Man hat ferner, in der Absicht, einen allgemeinen physikalischen Grund für die in den Zitterfischen auftretenden electrischen Erscheinungen anzugeben, auf die Behauptung Volta's hingewiesen, daß durch die Berührung irgend zweier verschiedenen Körper electrische Gegensätze hervorgerufen werden; und es ist zu dem gleichen Behufe aufmerksam gemacht worden auf Säulen, die man aus Muskelfleisch und Nerven oder andern heterogenen organischen Materien baute.

Allein alle diese Thatsachen und Hinweisungen sind meines Erachtens weit entfernt, auch nur eine unbestimmte Aehnlichkeit, geschweige die Einerleiheit der Umstände zu begründen, unter welchen z. B. im Gymnotus und der Volta'schen Säule die electrischen Thätigkeiten erregt werden. Daß das den Zitterfischen eigenthümliche Organ nicht für sich allein schon, das heißt, daß es nicht in der qualitativen Beschaffenheit und der mechanischen Anordnung seiner Theile den physischen Grund zur Electricitätserzeugung enthält, scheint mir daraus zu erhellen, das dasselbe vom Thiere getrennt, keineswegs mehr einer Volta'schen Säule gleicht und electrische Wirkungen von nur einigem Belange hervorbringt, auf welche Weise man das fragliche Organ handhaben, unter

welche Umstände und Einflüsse man dasselbe versetzen mag. Zu dem gleichen Schlusse führt auch die Thatsache der völligen Unthätigkeit des electrischen Organes, falls die zu demselben führenden Nerven durchschnitten sind, oder das Thier getödtet ist. Die Nerventhätigkeit, worin diese auch immer bestehen mag, muß somit als eben so unerläßlich nothwendig angesehen werden, um electrische Erscheinungen zu veranlassen, als das Organ selbst.

Nach Faraday's Beobachtungen weiß es der Gymnotus recht wohl: ob die ihn berührenden Leiter lebendige oder todte Wesen, zum Beispiel also Menschen oder Kupferstreifen sind, ob seine Schläge empfunden werden oder nicht, und richtet sich das Thier hinsichtlich des Gebrauches, den es von seinem elektrischen Vermögen macht, nach den obwaltenden Umständen. Fühlt es sich von menschlichen Händen betastet, so fehlt es selten, dieselben seine Kraft in vollem Maaße fühlen zu lassen; verbindet aber ein Metallbogen seine electrischen Pole, dann entladet es sich wohl auch einige Male durch diese Vorrichtung, hält indessen bald unter solchen Umständen mit seiner Thätigkeit inne. Eben so läßt der Londoner Gymnotus oft geraume Zeit ein Fischlein ruhig neben sich in seinem Becken schwimmen; überfällt ihn aber die Lust, es zu verspeisen, dann krümmt er sich beinahe zum Kreis, gränzt die von ihm ausersehene Beute in die verhängnißvolle Bucht ein und entladet sich durch die umgrenzte Wassermasse so kräftig, daß das in ihr befindliche Fischchen den Bauch sofort aufwärts kehrt, in welchem betäubten Zustande es dann auch vom Aale verschlungen wird. Erzeugte sich nun die Electricität im Organ auf eine rein physikalische oder chemische, also auf eine von organischer

Thätigkeit völlig unabhängige Weise, so ließe sich die Willkürlichkeit, mit welcher der Fisch nicht nur die Entladungen überhaupt bewerkstelligt, sondern auch deren Stärkegrad abändert, wohl kaum begreifen.

Belebte Wesen sehen wir, ohne irgend eine Ausnahme, Wärme in sich erzeugen; einige Thiere besitzen auch das Vermögen, Licht zu entbinden, und man ist geneigt, die Ursache dieser Erscheinungen in chemischen und physikalischen Umständen zu suchen, unter welchen jene Phänomene auch im Gebiete der leblosen Welt auftreten. Da jeder Organismus eine Werkstätte ist, in welcher Stoffsveränderung, chemische Trennungen und Verbindungen ohne Unterlaß stattfinden, so sagt man, daß in diesen Vorgängen auch die Hauptquelle der organischen Wärme liege. Ich bin weit entfernt, chemische und physikalische Thätigkeiten aus dem Bereiche der belebten Natur verbannen und alle in diesem Gebiete stattfindenden Erscheinungen einzig nur aus sogenannten organischen Kräften ableiten zu wollen. Die organische Welt wurzelt so tief in der unorganischen, und beide sind auf eine so innige Weise in einander verschlungen, daß jene ohne diese gar nicht gedacht werden kann. Es würde daher ein wahres Wunder sein, wenn Kräfte, die eine allgemeine und durchgreifende Rolle in der unbelebten Natur spielen, einflußlos und ohne Bedeutung im Reiche des Organischen wären. Aus dieser innigen Verknüpfung scheint mir aber noch keineswegs mit Nothwendigkeit zu folgen, daß die Erscheinungen, welche beiden Gebieten gemeinschaftlich sind, in allen Fällen auf einerlei Weise veranlaßt worden. Wenn also z. B. bei jeder chemischen Verbindung Wärme sich erzeugt, und wenn es Thatsache ist, daß in den

Thieren derartige Vorgänge ununterbrochen stattfinden, so geht hieraus nicht hervor, daß alle thierische Wärme eine chemische Quelle habe. Kann doch schon in der unorganischen Natur dieselbe Erscheinung durch die verschiedenartigsten Umstände hervorgerufen werden. Von dem Lichte und der Electricität, welche wir in den belebten Wesen auftreten sehen, läßt sich das Gleiche sagen.

Wer weiß es nicht, daß eine heftige Gemüthsbewegung augenblicklich den Kopf glühend machen, ein starker Schrecken Frost durch alle Glieder schicken kann, und meines Wissens entsprechen diesen entgegengesetzten Gefühlen auch verschiedene thermometrische Zustände der ergriffenen Körpertheile. Sollten nun derartige Erscheinungen ihren Grund etwa darin haben, daß die plötzlich gesteigerte oder geschwächte Nerventhätigkeit die chemischen Prozesse beschleunigt oder verlangsamt? Ich halte dieß nicht für wahrscheinlich; aber wenn dem selbst auch so wäre, so würde dieser augenblickliche Einfluß von Gemüths- und Nerventhätigkeit auf chemische Funktionen und somit auf Wärmeentbindung ausgeübt, nichts desto weniger eine äußerst bedeutungsvolle Thatsache sein.

An Thieren, welche im lebenden Zustande leuchten, hat man, so viel ich weiß, ebenfalls die Beobachtung gemacht, daß der Grad der Lichtentwickelung mehr oder weniger von ihrer Willkür abhängt, und daß namentlich auf sie einwirkende Reize äußerer und innerer Art einen sehr merklichen Einfluß auf das Leuchtvermögen dieser Geschöpfe ausüben. Diese Thatsache reiht sich meines Erachtens an die vorhin besprochenen an, und scheint auch ihrerseits darzuthun, daß in gegebenen Fällen die Entbindung des Lichtes,

wie diejenige der Wärme von einer spontanen Thätigkeit, von einer Art seelischer Wirksamkeit bedingt werde.

Was die durch die Zitterfische hervorgebrachten electrischen Wirkungen betrifft, so ist, wie schon bereits bemerkt worden, es so gut als außer Zweifel gestellt, daß dieselben innerhalb gewisser Gränzen von der Willkür dieser Thiere abhängen. Es böten sich somit in dem organischen Gebiete drei Reihen physikalischer Erscheinungen dar, welche in dem engsten Verbande mit der Nerventhätigkeit, oder, um noch weiter zurück zu gehen, mit dem Vermögen des Thierwillens stehen. Diese innige Verknüpfung, anscheinend so sehr verschiedener Agentien, deutet auf ein Naturgeheimniß hin, dessen Enthüllung dem menschlichen Geiste eben so schwer fallen dürfte, als dasselbe die wissenschaftliche Neugierde im allerhöchsten Grade reizen muß; denn in dem Zusammenlaufen dieser Thätigkeiten sehen wir Gebiete sich berühren, welche die Kurzsichtigkeit unseres Blickes als unendlich weit aus einander liegend erscheinen läßt. Licht, Wärme und Electricität, dieses Kleeblatt mächtiger Naturgewalten, welches in die Welt der starren Materie Fluß und Bewegung bringt, können auch aus einer Quelle hervorsteigen, die dem Reiche des Freien und Lebendigen nahe liegt; können aus einer in ihren Aeußerungen sich selbst bestimmenden Kraft entspringen. Diesem Ragen und Wirken bewußter Thätigkeiten in die Welt des Körperlichen, Sicht- und Tastbaren herein; physischen Wirkungen hervorgebracht durch Lebenskräfte, wie auch der umgekehrten Seite dieser Verhältnisse begegnen wir übrigens nicht allein in den angeführten Fällen. Der Blick des unbefangenen Beobachters sieht täglich tausend Beispiele von dem

innigen Wechselverhältniß, das zwischen dem Nothwendigen und Spontanen, dem Körperlichen und Geistigen besteht, und nimmt auf die mannigfaltigste Weise Erscheinungen wahr, deren Auftreten vollkommen unmöglich sein würde, wenn wirklich zwischen den in dem organischen Gebiete herrschenden Kräften und den in der sogenannten unbelebten Materie wirksamen Gewalten die unübersteigliche Kluft befestiget wäre, von welcher eine einseitige Wissenschaft und beschränkte Köpfe schon so viel vorzubringen gewußt haben. Beweggründe anderer Art haben freilich auch dazu beigetragen und tragen immer noch dazu bei, daß ein so schwerer, den Fortschritt ächten Wissens so sehr hemmender und doch so leicht entdeckbarer Irrthum immer noch fortbesteht.

Die Naturforscher überhaupt und die Physiologen insbesondere, welche sich die Enthüllung der Geheimnisse des Lebens zur Aufgabe gestellt haben, werden, fürchte ich, kaum über die Schaale der Erscheinungen hinaus kommen, wenn sie bei ihren empirischen Untersuchungen nicht fortwährend des obersten Grundsatzes ächter Naturforschung lebhaft eingedenk sind, des Grundsatzes nämlich, dessen Wahrheit keines weiteren Beweises bedarf, und welcher die vollkommenste Einheit der Natur behauptet.

Anzunehmen: daß es in dieser absolute Unterschiede gebe, daß in ihr unabhängig von — und beziehungslos zu einander Kräfte walten, Materien bestehen, Thätigkeiten stattfinden können, dürfte in naturwissenschaftlicher Hinsicht ungefähr eben so vernünftig und wahr sein, als auf dem religiös-philosophischen Gebiete die Annahme war, daß die Welt von einem Heere verschiedener Götter geleitet und beherrscht werde. Organisation und Thätigkeitsweise, Ma-

terie und Kraft, Lebendiges und Todtes, Freies und Nothwendiges; alles dieses steht im engsten Bunde, verläuft in einander, bedingt sich gegenseitig und quillt aus einem und demselben unendlichen Born. Und wenn uns die Natur, dem Raume und der Zeit nach, als in das Unendliche zersplittert, als ein zahlloser Haufen unzusammenhängender Einzelnheiten, als ein buntes Gemisch des Verschiedenartigsten erscheint, so ist dieß einzig und allein der argen Beschränktheit unseres Blickes beizumessen.

Jene größte aller Wahrheiten, obwohl von den Meisten nur dunkel geahnt, von Wenigen erkannt und von vielen Weisen sogar als Unsinn verlacht, ist nichts destoweniger von jeher die Seele aller Naturforschung, die Mutter aller großen Entdeckungen, der Leitstern Keplers, Galilei's, Newtons, Herschels und aller wahren und ausgezeichneten Forscher gewesen, selbst wenn sie ihnen auch nicht deutlich bewußt gewesen sein sollte. In dem bunten Wechsel der Erscheinungen das Bleibende und Unveränderliche; in der wirr aussehenden Masse von Thatsachen Einklang, Ordnung und Regel zu entdecken; das scheinbar Verschiedene und fremd und feindselig sich einander Gegenüberstehende, als an sich gleich und verwandt zu erkennen; in dem wilden Kampfe zerstörender Naturgewalten, wie in dem leisen Spiele langsam schaffender Kräfte, Eine Hand und Absicht, Ein Gesetz und Walten zu sehen; kurz die ganze Mannigfaltigkeit der Natur auf Eine Quelle und Ursache zurückzuführen: das war das Bestreben aller großen Denker, das hat sich die heutige Naturforschung als höchste Aufgabe gestellt, und diesem erhabenen Ziele sich möglichst zu nähern, darnach werden auch in der Zukunft alle die Geister ringen, welche

den beneidenswerthen Beruf und das unschätzbare Vorrecht erhalten: in den Gang der Entwickelung der menschlichen Intelligenz bestimmend einzugreifen und an der Enthüllung der Geheimnisse der Natur unmittelbar Theil zu nehmen.

Um noch einmal auf den Gegenstand zurückzukommen, von dem wir ausgegangen, wollen wir in Bezug auf die electrischen Wirkungen der Zitterfische summarisch uns dahin aussprechen, daß nach unserm Ermessen die wahre Ursache derselben bis jetzt noch in vollkommenes Dunkel gehüllt ist, und weder in der physikalischen oder chemischen Beschaffenheit, noch in einer bestimmten Organisation gewisser Theile der fraglichen Thiere gesucht werden darf; daß aber, so wenig als wir auch dermalen noch das Wie einzusehen vermögen, ein inniger Zusammenhang zwischen den von der Willkür der Fische abhängenden Lebensthätigkeiten und den von jenen hervorgebrachten physikalischen Phänomenen besteht.

Diese innige, zwischen der electrischen und vitalen Wirksamkeit stattfindende Beziehung wird uns wahrscheinlich erst dann etwas klarer werden, wenn wir die Natur der Electricität, die uns heute noch völlig räthselhaft ist, genauer kennen; wenn wir namentlich einmal wissen: ob dieselbe nur ein eigenthümlicher Zustand dessen ist, was wir Materie nennen; oder ob sie in eigenthümlichen Schwingungen des sogenannten Aethers besteht; oder aber ob man sie als eine primitive spezifische Naturthätigkeit, wie die Schwerkraft etwa, zu betrachten hat. So lange uns die wahre Einsicht in das Wesen der Electricität fehlt, so lange müssen uns nothwendig auch die verschiedenen Weisen ihrer Erregung gänzlich unbegreiflich sein, und so lange werden wir namentlich über die Ursache der animalisch-electrischen

Erscheinungen so gut als nichts zu sagen vermögen, selbst wenn die Anatomen und Physiologen den Bau der Zitterfische auch noch so genau erforscht und jedes ihrer Fäserchen und Nervchen haarscharf uns kennen gelernt hätten.

Da die electrischen Kräfte einen so mächtigen Einfluß auf thierische Wesen auszuüben, ja sogar in dem Erstorbenen wieder für kurze Zeit, wenn nicht das Leben selbst, doch wenigstens den Schein desselben zu erwecken vermögen, so haben sie auch mit großem Rechte die ganz besondere Aufmerksamkeit der Physiologen auf sich gezogen und zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß sie an den normalen Erscheinungen des thierischen Lebens einen wesentlichen Theil haben möchten. Diese Ansicht, schon vor einem halben Jahrhundert ausgesprochen, konnte nicht fehlen, die mannigfaltigsten Untersuchungen zu veranlassen, wobei es sich vorzugsweise um die Ausmittelung electrischer Thätigkeiten im lebenden Organismus handelte. Spuren von solchen sind allerdings in einigen Thieren, namentlich Fröschen, nachgewiesen worden; und in neueren Zeiten wollen Prevost und einige italienische Naturforscher auch in höher organisirten Thieren und im Menschen selbst die Anwesenheit Volta'scher Ströme entdeckt haben. Indessen ist in den meisten derartigen Angaben nicht allein der reine thierische Ursprung dieser Erscheinungen noch zweifelhaft; sondern es erscheint auch, wenn letztere nicht in Abrede gestellt wird, der Grad derselben so unbedeutend, daß er als ein Nichts verschwindet, wenn zusammengehalten mit dem Maaß der von den Zitterfischen gezeigten electrischen Wirksamkeit. Aus der scheinbaren Abwesenheit oder Geringfügigkeit der Electricität in der Mehrzahl der Thiere folgt indessen nicht, daß in

ihnen dieses Agens keine oder nur eine unbedeutende Rolle spiele. Um dieß begreiflich zu finden, braucht man nur anzunehmen, daß die Electricität in Volta'scher Form auftrete und die Ströme nach allen möglichen Richtungen im Körper verlaufen, ähnlich den Molecularströmen, welche die Ampere'sche Theorie im Eisen oder Stahl voraussetzt. Die Electricität in einem derartigen Zustande könnte natürlich dann weder Tensionserscheinungen, noch die electrodynamischen Wirkungen eines einzigen Stromes oder gleichgerichteter Ströme zeigen. Wäre die angeführte Voraussetzung richtig, so müßten freilich lebende Thiere unter den Einfluß eines Magnets gestellt, selbst zu Magneten, das heißt ihre Molecularströme gleich gerichtet, also auch von diesen die Magnetnadel eben so, wie vom Eisen affizirt werden. Bis jetzt sind meines Wissens noch keine derartigen Versuche angestellt worden; denn um Ströme in den Organismen aufzufinden, hat man sich hauptsächlich nur des Galvanometers bedient.

Sei dem Allem aber nun, wie ihm wolle, die Hoffnung dürfen wir keineswegs aufgeben: auf dem Wege des Versuchs und der Beobachtung früher oder später zur Kenntniß des wahren Sachverhaltes zu gelangen, und zu erfahren: ob die Electricität auf dem Gebiete des Organischen nur als secundäre Erscheinung auftritt, oder ob dieselbe auf eine primitive Weise die Lebensthätigkeiten vermittelt und wesentlich bestimmend in die Verrichtungen des Thierorganismus eingreift.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Natur in den Zitterfischen das uns schon halb enthüllt hat, was sie in der übrigen Thierwelt mit einem dichten Schleier zu bedecken

für gut fand. Suchen wir daher dort den Saum des Geheimnisses zu erfassen, um hier in die Tiefe gehen und das Licht der Wissenschaft dahin tragen zu können, wo jetzt noch eitel Nacht und Dunkel herrscht.

Der andauernde und glänzende Erfolg, welchen die Adelheid-Gallerie hatte, rief im Jahre 1838 eine zweite Anstalt ähnlicher Art hervor; nemlich die sogenannte »Polytechnic Institution«, deren Gebäulichkeiten in dem obern Theile der Regent-Street sich befinden. Dieselbe hat trotz ihres kurzen Bestehens dennoch die Mutteranstalt bereits überflügelt, war aber auch schon in ihrer Anlage großartiger, als letztere. Durch die Güte des Herrn Cooper, der an der Spitze des mit dem Institute verbundenen und für praktische Arbeiten und Untersuchungen bestimmten Laboratoriums steht, war es mir möglich geworden, die ganze Anstalt mit Muse zu besichtigen und ihre innere Einrichtung genau kennen zu lernen.

Was gleich beim Eintritt in den hohen Saal des Gebäudes dem Besucher auffällt, ist ein ziemlich breites und tiefes Wasserbecken, das, beinahe die ganze Länge des Hauses einnehmend, zu einer Menge physikalischer und technischer Erläuterungen benützt wird. So z. B. dient dasselbe dazu, den Gebrauch der Taucherglocke zu veranschaulichen. Ich konnte der Lust, mich mit Hülfe der vorhandenen Tauchmaschine, die beiläufig bemerkt, sechs bis acht Personen bequem in sich aufnehmen kann, nicht widerstehen, auf den Boden des etwa zwanzig Fuß tiefen Wasserbehälters hinabzusteigen. Da eine solche Fahrt allein zu unternehmen etwas langweilig gewesen wäre, so hatte einer meiner mich begleitenden Freunde die Gefälligkeit, mir auf derselben Gesell-

schaft zu leisten. Angesichts einer großen Anzahl von Personen stiegen wir über ein Treppchen hinauf zu der mächtigen Glocke, welche unmittelbar über der Wasserfläche schwebte und an einer eisernen, über eine Rolle geführten Kette befestigt war. Wir hatten auf der Bank, die etwa vier Fuß aufwärts vom Rande angebracht ist und innerhalb der Glocke kreisförmig herum läuft, unsere Plätze eingenommen und noch vernahm unser Ohr das im Saal herrschende Getöse in seiner vollen Stärke. Das Zeichen zur Senkung wurde gegeben, das wunderliche Gehäuse, in seinem obern Theile mit dicken Glasscheiben versehen, fing an zu schwanken und wenige Sekunden nachher berührte schon der Rand der Glocke die Fläche des Wassers. Urplötzlich trat nun die tiefste Stille ein und wir hörten, so lange wir vom flüssigen Elemente umgeben waren, auch nicht den geringsten Laut, mit Ausnahme desjenigen, den unsere eigenen Worte verursachten, und diese klangen dumpf und schwach genug, obgleich wir mit Anstrengung sprachen.

Um das Eindringen des Wassers in den untern Theil der Glocke zu verhindern und den darin sitzenden Personen fortwährend frische Luft zu verschaffen, arbeiten oben einige Männer an einer starken Verdichtungspumpe, von der aus ein Schlauch in das Tauchwerkzeug geht. Wir mochten kaum acht oder neun Fuß unterhalb der Wasserfläche uns befinden, so begann ich schon ein unbehagliches Gefühl in den Ohren zu empfinden; und am tiefsten Punkte des Beckens angelangt, steigerte sich dasselbe bei mir zu einem fast unerträglichen Schmerz. Da die hier über uns stehende Wassersäule etwa eine Höhe von zwanzig Fußen hatte, so konnte die Elasticität der von uns geathmeten Luft diejenige der

Atmosphäre kaum um zwei Drittheile übertreffen und doch war dieser Unterschied schon hinreichend, um peinliche Gefühle im Gehörorgan zu veranlassen.

Ich schließe aus dieser Thatsache, daß es einem Menschen unter dem Recipienten einer Verdichtungspumpe nicht sehr behaglich zu Muthe sein würde, selbst wenn die Luft darin nur mäßig stark verdichtet wäre. — So eigenthümlich und pikant auch unsere unterweltliche Lage war, so fühlte doch keiner von uns große Lust, lange in derselben zu verbleiben. Nach wenigen Minuten Aufenthaltes wurde daher das Zeichen zum Aufsteigen gegeben und ich muß offen bekennen, daß wir äußerst angenehm überrascht waren, als der Rand der Glocke sich wieder von der Wasserfläche trennte und das Gemurmel der das Becken umstehenden Menschen in unser Ohr drang.

Da trotz der Stärke der Kette, an welcher die etwa zwanzig Zentner schwere Tauchmaschine hängt, es dennoch geschehen könnte, daß jene risse, oder daß auf eine andere Weise das Leben der Hinabsteigenden gefährdet würde, zum Beispiel durch die Anfüllung des Innern der Glocke mit Wasser; so ist die zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß im Augenblicke des Eintrittes einer derartigen Gefahr Schleußen geöffnet werden können, durch welche der Inhalt des großen Beckens schnell genug abfließt, um das Ertrinken der in demselben sich befindlichen Personen so zu sagen unmöglich zu machen. In der That halten, ohne daß weder das zuschauende Publikum noch die Tauchlustigen irgend etwas hievon bemerken, einige eigens hiezu angestellten Männer während des Untertauchens der Glocke ein scharfes Auge auf das Becken; und sollte nur das geringste Zeichen

einer Gefahr sich wahrnehmen lassen, so würden unverweilt die Zapfen gezogen und der Boden des Wasserbehälters trocken gelegt werden.

Bezahlt der Besucher der Anstalt einen Extraschilling, so kann er in der Glocke einen Platz nehmen und sich das Vergnügen verschaffen, trockenen Leibes in die Tiefe sich versenken zu lassen. Beispiel macht Muth, sagt das Sprichwort; das von uns gegebene erhärtete die Wahrheit desselben; denn während vor unserer Versenkung kein Mensch tauchen wollte, so drängte sich ein Haufe herbei, um unter die Glocke zu sitzen, so bald man uns wohlbehalten aus dem Wasser steigen sah; und es zeichneten sich hiebei namentlich ein halbes Dutzend Frauenzimmer durch ihre Tauchlust aus, die in der That auch nach uns die Ersten waren, welche ihre Personen dem Wasser anvertrauten.

Bekanntlich hat man in den letzten Jahren in England vielfache Versuche angestellt, um den Inhalt untergegangener Schiffe wieder zu Tage zu fördern.

Eines der bedeutendsten Hindernisse, die sich der Erreichung dieses Zweckes entgegen stellten, war das Umschlossensein der versunkenen Gegenstände von dem Körper des Schiffes. War es auch dem Menschen möglich, auf den Boden des Meeres hinabzusteigen und lange genug daselbst zu verweilen, um die dort liegenden Güter an herabgelassene Ketten und Seile zu befestigen, so half diese Kunst doch nichts, wenn es sich darum handelte, irgend Etwas aus dem Innern des versunkenen Fahrzeuges wieder zu erlangen.

Es mußte vor Allem das Schiff zerschmettert und dessen Inhalt blos gelegt werden. Nun, dieß läßt sich ja leicht durch die Gewalt des Pulvers bewerkstelligen. Man versenke

gehörige Mengen desselben in wasserdichten Säcken und bringe sie mit Hülfe einiger Taucher an geeignete Orte des auf dem Meeresgrunde ruhenden Schiffes. Diese Vorschrift kann allerdings ziemlich leicht ausgeführt werden. Aber wie das Pulver in der Meerestiefe entzünden, wie dieß bewerkstelligen, ohne das Leben der Taucher zu gefährden? Denn wenn auch eine Vorrichtung erdacht werden könnte, die es dem Taucher möglich machte, den Pulversack unter dem Wasser loszubrennen, so würde man aus leicht begreiflichen Gründen hievon keinen Gebrauch machen können.

Die Physiker haben Rath geschafft und was zu erreichen als Unmöglichkeit erschien, ist jetzt zu einem wahren Spielwerk geworden. Mit Hülfe eines Volta'schen Stromes entzündet man nun Pulver, das der tiefe Ozean bedeckt, eben so leicht, als dasjenige, das auf der Zündpfanne einer Flinte liegt, ohne daß dabei die Ansteller des Versuchs die geringste Gefahr laufen.

Zwei mit Firniß überzogene Kupferdrähte reichen vom Boote, das überhalb des versunkenen Schiffes steht, bis zum versenkten Pulversack hinab, treten hier in diesen ein und sind in dessen Mitte etwa durch einen dünnen Platindraht untereinander verbunden. Setzt man nun die beiden über die Meeresfläche hervorragenden Enden besagter Kupferdrähte mit den Polen einer kräftigen Volta'schen Säule in Verbindung, so wird in Folge des durch die Vorrichtung gehenden elektrischen Stromes das im Pulversack befindliche Platin augenblicklich glühend und hiedurch natürlich auch sofort das Pulver entzündet.

Diese eben so einfache als sinnreiche Art, untergegangene Schiffe zu zertrümmern, welche jetzt häufig und mit dem

besten Erfolg an dem auf eine so tragische Weise schon vor mehr als vierzig Jahren versunkenen Linienschiffe »Royal George« in Anwendung gebracht wird, ahmte man bei meiner Anwesenheit in der genannten »Polytechnical Institution« sehr anschaulich nach. Zu diesem Behufe brachte man auf dem besagten Wasserbecken ein beladenes Schiffchen zum Untersinken und ließ mit demselben einen kleinen von erwähnten Drähten durchsetzten Pulversack in die Tiefe gehen. In einer beträchtlichen Entfernung vom Wasserbehälter war eine Volta'sche Batterie aufgestellt, zu welcher die Kupferdrähte hinliefen. Noch war nur einer derselben mit einem der Pole der Säule verbunden; den andern Draht hielt ein Mann in seiner Hand. Auf einmal ertönt von dem Experimentator der Ruf: fire! Der Mann an der Säule berührt nun mit dem freien Draht den noch freien Pol; unmittelbar darauf vernimmt man einen dumpfen Knall, wenige Sekunden später erhebt sich das Wasser im Becken bergartig empor und jetzt tauchen die Trümmer des Schiffchens eines nach dem andern auf und schwimmen lustig auf der Wasserfläche umher.

Nun tritt auf das Geländer des Beckens ein zweibeiniges Wesen, dessen Aussehen in den Kindern Furcht, bei den Erwachsenen Lachen zu erregen geeignet ist. Sein Kopf ist nemlich bedeckt mit einem riesenhaften Helm, in dessen Vorderseite Glasaugen, nahe so groß wie Pflugräder eingesetzt sind und dessen oberer Theil in einen langen Schlauch ausläuft, mit der Luftpumpe zusammenhängend. Den übrigen Körper umhüllt ein weites, wasserdichtes und sonderbar geformtes Gewand. Auf einmal verschwindet der Vermummte in dem Gewässer; große Luftblasen qualmen aus diesem her-

auf, die ihr Entstehen der arbeitenden Compressionspumpe verdanken, und eine geraume Zeit ist schon vergangen, ohne daß man das geringste von dem Manne in der Tiefe bemerkt. Plötzlich taucht die groteske Gestalt aus dem Wasser auf, den ziemlich schweren Inhalt des zertrümmerten Schiffchens mit sich führend und lauter und rauschender Beifall wird dem triefenden Wassergotte von der anwesenden Menge gezollt.

Daß es in der Anstalt an andern Gegenständen und Schauspielen nicht mangelt, welche ein schifffahrendes Volk interessiren müssen, bedarf kaum ausdrücklicher Erwähnung. Leuchtthürme, Schiffswerften, Vorrichtungen, dafür bestimmt zu zeigen, wie man Schiffe vom Stapel laufen läßt und viele andere Dinge ähnlicher Art mehr sieht man in größter Vollkommenheit nachgeahmt.

Eben so fehlt es nicht an Volta'schen Säulen, an magneto-electrischen und electro-magnetischen Apparaten, an sonderbaren akustischen Werkzeugen, an optischen Instrumenten, an Dampfmaschinen der verschiedensten Form und Art, und natürlich wird auch deren Gebrauch und Wirkungsweise gezeigt. Auch werden täglich in der Anstalt fünf oder sechs Vorlesungen über verschiedene Gegenstände zur Belehrung des Publikums gehalten, in welchen in der Regel sehr glänzende und die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselnde Versuche angestellt werden.

Während meiner Anwesenheit in London wurde gerade von Daguerre seine Methode, Lichtbilder zu erzeugen, bekannt gemacht. Um nun im Institute zuerst das sinnreiche Verfahren dem Londoner Publikum zeigen zu können, schickten deren Vorsteher einen ihrer ausgezeichnetsten Professoren

nach Paris, der sich von Daguerre selbst über die Einzelnheiten der Methode unterrichten ließ. Und in der That waren die Vorkehrungen so gut getroffen, daß am nemlichen Tage, wo in Paris das Geheimniß enthüllt wurde, auch die Londoner die Gelegenheit hatten, in Regentstreet für einen Schilling von der neuen Kunst Einsicht zu nehmen. Da die polytechnische Anstalt und die Adelheid-Gallerie eigentliche Nebenbuhlerinnen sind, so trachtet, um möglichst viele Leute anzuziehen, jede der andern es zuvor zu thun und gemachte wichtige Entdeckungen oder Erfindungen auf das Schnellste bei sich zu zeigen.

In dem Regent's Park steht ein großes kuppelförmiges Gebäude, das den Namen »Colosseum« trägt und in welchem unter andern sehenswerthen Dingen auch die „Gallerie der natürlichen Magie“ sich befindet. Hier sieht man einige physikalische Apparate von riesenhaften Dimensionen, wie z. B. eine Electrisirmaschine, die wohl die größte in der Welt sein möchte, indem die Oberfläche ihrer Scheibe nicht weniger als achtzig Quadratfuße mißt, wie auch zwei Hohlspiegel von unübertroffenem Umfang und außerordentlicher Wirkung. Die mit diesen Werkzeugen angestellten Versuche können nicht anders als glänzend genannt werden, weßhalb es sich wohl der Mühe und der Ausgabe einiger Schillinge lohnt, dieselben einmal anzusehen.

Wenn ich nun auch nicht der Meinung bin, daß Anstalten der beschriebenen Art der Wissenschaft großen Gewinn bringen und unmittelbar die Grenzen derselben zu erweitern vermögen, so sind sie doch gewiß nicht ohne ihren Nutzen. Denn außerdem, daß sie das größere Publikum belehrend unterhalten, ein Verdienst, das nicht gering anzuschlagen ist, tragen

sie wesentlich dazu bei, die Leistungen der Wissenschaft schnell in weiteren Kreisen bekannt zu machen und denselben Anerkennung und Achtung da zu verschaffen, wo es keineswegs gleichgültig ist, ob sie diese genießen oder nicht. Dann helfen die fraglichen Institute bisweilen auch dazu, unbekannte Talente an den Tag zu bringen und verborgene Verdienste offenkundig zu machen; denn sowohl die Adelheid-Gallerie als die polytechnische Anstalt dienen als Ausstellungsorte für alle neuen Apparate, Instrumente, Modelle u. s. w., insofern dieselben geeignet sind, irgendwie das Interesse und die Augen des Publikums auf sich zu ziehen. Hat der unbekannteste Mann etwas Eigenthümliches, Nützliches und Zweckmäßiges zu Stande gebracht, so trägt er sein Werk in eine der genannten Gallerien und er kann darauf rechnen, Würdigung zu finden, wenn er sie verdient. Solche Gelegenheiten sind aber in einer so unermeßlich großen Stadt wie London von nicht geringer Wichtigkeit und Wünschbarkeit.

Einer der ältesten und angesehensten Gelehrtenvereine, welche Europa besitzt, ist sicherlich die königliche Gesellschaft von London; denn dieselbe besteht bereits über zwei Jahrhunderte und hat während dieser langen Zeit immer in einem hohen Grade die Achtung des In- und Auslandes genossen.

Der Grund zu diesem Vereine wurde schon im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts und zwar im »Wadham College« zu Oxford gelegt, wo eine Anzahl ausgezeichneter Männer wie Christoph Wren, Robert Boyle, Wilkens u. a. m. sich regelmäßig versammelte, um über wissenschaftliche Gegenstände sich zu besprechen. Im Jahre 1658 entfernten sich die meisten Mitglieder dieser Privatgesellschaft von Oxford,

um in London ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Hier erneuerten sich die Zusammenkünfte wieder und wurden regelmäßig fortgesetzt, bis der Tod Cromwell's Störungen in die friedlichen Beschäftigungen des Vereines brachte. Nach der Thronbesteigung Karls des Zweiten fanden sich jedoch durch die Bemühungen eines Deutschen, Namens Haak, die alten Mitglieder wieder zusammen und verpflichteten sich, jährlich eine gewisse Summe zur Deckung der für naturwissenschaftliche Versuche nothwendigen Ausgaben beizutragen.

Der wiedereingesetzte König bemüht, die verschiedenen Parteien und Klassen seines Landes für sich zu gewinnen, erbot sich, den in Rede stehenden Naturforscherverein unter seinen ganz besondern Schutz zu nehmen. Den Mitgliedern war das fürstliche Anerbieten nicht unwillkommen; sie nahmen dasselbe an, was zur Folge hatte, daß schon im Jahre 1663 der Gesellschaft ein königlicher Stiftungsbrief zu Theil wurde, welcher ihr den offiziellen Namen: »Royal Society of London for improving natural knowledge« gab.

Von nun an erhielt der Verein von allen Seiten her Beweise der größten Theilnahme und selbst die Höflinge beeiferten sich, dem Institute ihr Interesse zu bezeugen. Anfänglich diente ein ziemlich untergeordnetes Haus in Fleet-Street zum Versammlungsorte der Gesellschaft; sobald aber das damals im Bau begriffene »Somersethouse« vollendet war, wies der königliche Gönner ihr eine Reihe geräumiger Zimmer in diesem Pallaste an, wo sie nun auch seither ihre Sitzungen hält.

Karl der Zweite war ein Liebhaber der Mechanik und hatte ein besonderes Vergnügen, bei Anstellung physikalischer Versuche gegenwärtig zu sein, weßhalb er auch selten eine

der wöchentlichen Zusammenkünfte der königlichen Gesellschaft zu besuchen versäumte. Bisweilen nahm er bei diesem Anlaß bedeckten Hauptes seinen Platz neben dem Präsidenten ein; in der Regel aber setzte er sich unter die Mitglieder, verkehrte mit denselben auf die vertraulichste Weise und nahm nicht selten an den Diskussionen der Gesellschaft lebhaften Theil. Da er nun bemerkte, daß manche Mitglieder zu viele Rücksicht auf die von ihm geäußerten Meinungen legten, so wollte er einmal auf eine gutmüthige Art die Schmeicheleien und den knechtischen Sinn dieser Leute blos stellen und züchtigen.

Eines Abends trat der König in die Gesellschaft ein, dem Anschein nach in tiefes Nachdenken versunken und den untern Theil seines Gesichtes mit der Hand bedeckend. Auf einmal rief er aus: My Lords and Gentlemen! Wie kommt es, daß, wenn ich zwei Eimer mit der gleichen Menge Wassers fülle und in einen derselben einen lebendigen vier Pfund schweren Fisch bringe, dieser Eimer nicht mehr wiegt, als der andere? Längeres Schweigen folgte dieser königlichen Frage; endlich wurde dasselbe gebrochen, indem ein Mitglied bemerkte, daß die Schwimmkraft des Fisches dessen Schwere aufhebe. Ein Anderer behauptete: das Lebensmoment und die Vis enertiæ des Thieres verhinderten jeden Druck auf die Seiten des Gefäßes und eine eigenthümliche Atmosphäre umgebe den Fisch, welche ihn suspendirt erhalte und der Schwere entgegenwirke. Noch wurden andere gleich triftige Erklärungsgründe vorgebracht, welche alle der König mit der größten Ernsthaftigkeit anhörte.

Zuletzt erhob sich ein ältlicher Mann und sagte: Möge es mir Ihro Majestät zu Gnaden halten; was mich betrifft,

so wage ich, die Richtigkeit der von Ihnen angeführten Thatsache zu bezweifeln. Sapperment! und auch ich zweifle daran, rief Karl mit Lebhaftigkeit aus. Ich wollte, fuhr der König zu reden weiter fort, nur sehen, wie weit einige dieser Herren die Gefälligkeit gegen mich treiben würden und ich habe denselben diesen Schabernack gespielt, in der Hoffnung, daß sie künftighin sich mehr in Acht nehmen und anstatt von ihrer Einbildungskraft sich leiten zu lassen, nur auf sichere und wohlermittelte Thatsachen ihre Theorien stützen; was sie gewiß um so eher thun werden, als diese unsere Gesellschaft ein solches Verfahren zu ihrer allerersten Regel und Richtschnur erhoben hat. — Dieser Scherz ist eben so glücklich ausgedacht als passend angebracht worden und wird seines Zweckes kaum verfehlt haben. Schade nur, daß nicht ähnliche Lectionen häufiger gegeben werden können; denn an Solchen, für die sie nöthig wären, fehlt es leider auch in unsern Tagen nicht und namentlich ist Deutschland reich an Leuten, die auf mehr nur als zweifelhafte Thatsachen die allerkühnsten Hypothesen bauen. Die Behauptung z. B.: daß Menschen in gewissen Zuständen durch die Herzgrube zu sehen vermögen, ist wenigstens eben so unbegründet, als die Angabe Karls des Zweiten; und doch ist schon ein großer Aufwand von Scharfsinn gemacht worden, um die so stark bezweifelbare Thatsache zu erklären.

Die Mitglieder der Academien des Festlandes erhalten als solche in der Regel noch einen Gehalt; ein Pariser Academiker z. B. fünfzehnhundert Franken und ein Berliner wohl auch einige hundert Thaler. Die Fellows der königlichen Gesellschaft von London müssen für die Ehre der Mitgliedschaft noch bezahlen und zwar bei ihrer Aufnahme

zehn Pfunde als Eintrittsgeld, und als jährlichen Beitrag noch vier weitere Pfunde.

Wer in besagte Gesellschaft aufgenommen werden will, hat zuerst nöthig, von sechs Mitgliedern schriftlich empfohlen zu sein, und dann müssen diese Zeugnisse im Versammlungssaale aufgehangen bleiben bis zum Wahltage. Die Abstimmung über den Kandidaten geschieht durch Kugelung und es müssen für denselben zwei Drittheile der Stimmen sich erklären, um zum Fellow ernannt zu werden.

Die Gesellschaft hat auch ausländische Mitglieder, d. h. solche, welche weder geborne britische Unterthanen noch Bewohner der britischen Lande oder Besitzungen sind. Damit ein Ausländer diese Auszeichnung erhalte, ist außer wissenschaftlicher Eminenz noch erforderlich, daß zwei Drittheile der einheimischen Mitglieder sich für die Wahl aussprechen. In keinem Falle darf aber die Zahl der auswärtigen Fellows die von fünfzig übersteigen. Der Gesellschaft ist schon der Vorwurf gemacht worden, daß sie sich bei der Aufnahme einheimischer Mitglieder bisweilen von politischen Rücksichten leiten lasse und dabei aristokratische Gesinnungen an den Tag lege; ich bin aber nicht unterrichtet genug, um sagen zu können, ob diese Beschuldigung Grund hat oder nicht, indessen eher geneigt, letzteres als das Gegentheil zu glauben.

Die Geschäfte der Gesellschaft werden von dem Präsidenten geleitet, dem ein Vorstand (Council) beigegeben ist, aus vier und zwanzig Mitgliedern bestehend. Zu ersterem wählt man gewöhnlich eine vornehme Person: einen Hochadeligen oder gar einen Prinzen aus königlichem Geblüt; jedoch weicht man auch bisweilen von dieser Regel ab und stellt Männer von hervorragendem wissenschaftlichen Verdienst an die Spitze

des Vereins; wie dieß in älterer Zeit das Beispiel des unsterblichen Newton, in neuerer dasjenige von Sir Humphry Davy zeigt.

Der jetzige Präsident und Nachfolger des Herzogs von Sussex ist der liebenswürdige Marquis von Northampton. Zu Mitgliedern des Vorstandes erwählt man in der Regel wissenschaftliche Notabilitäten und es sitzen in dem dermaligen Council Männer wie Herschel, Graham, Wheatstone u. a. m. Vom November an bis zum Julius versammelt sich die Gesellschaft jeden Donnerstag, theils um das Vorlesen von Abhandlungen anzuhören, theils um sonstige Geschäfte zu besorgen. Diese Sitzungen sind nicht öffentlich und damit ein Fremder denselben beiwohnen könne, bedarf es entweder der Einladung des Präsidenten oder der Erlaubniß der Gesellschaft. Es wird jedoch diese Gunstbezeugung nicht leicht Jemand versagt, der um dieselbe nachsucht.

Die Versammlungszimmer sind mit den Bildnissen der hohen Gönner, der Präsidenten und anderer ausgezeichneter Mitglieder der Gesellschaft ausgeschmückt und erst vor Kurzem hat letztere das äußerst werthvolle Geschenk, nemlich ein altes Porträt Newtons, von einem seitlichen Nachkommen dieses großen Mannes Behufs der Aufstellung in dem Sitzungssaale des Vereines erhalten. Wenn man bedenkt, wie viele ausgezeichnete Männer seit den letzten zwei Jahrhunderten im Schooße der königlichen Gesellschaft gewirkt haben, so kann man sich vorstellen, wie zahlreich und höchlich interessant die Gallerie sein müßte, wenn dieselbe alle Bildnisse dieser Männer enthielte.

Von den der Gesellschaft vorgelesenen Abhandlungen werden immer die interessantesten und belehrendsten derselben

durch den Druck veröffentlichet, unter dem bekannten Titel: Philosophical Transactions, von welchen wenigstens ein Quartband im Jahre erscheinen muß. Diese Verhandlungen bilden bekanntlich die großartigste und reichste Sammlung wissenschaftlicher Documente, indem sie jetzt schon nahe an zwei hundert Jahre umfaßt und in derselben die ausgezeichnetsten Naturforscher Großbritanniens die Ergebnisse ihrer Arbeiten niedergelegt haben.

Die Gesellschaft besitzt für ihren Gebrauch eine ziemlich reiche und werthvolle Bibliothek und hatte früher auch naturhistorische Sammlungen, welche letztere jedoch vor einiger Zeit mit denjenigen des britischen Museums verschmolzen wurden.

Bei ihrer Jahresversammlung ertheilt die Gesellschaft goldene Medaillen für ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeiten einheimischer Naturforscher und es werden diese Preise als die höchsten Ehrenbezeugungen betrachtet, welche einem Gelehrten zu Theil werden können. Wenn ich recht unterrichtet bin, so rühren zwei dieser Medaillen von dem jeweiligen Landesregenten her, welcher immer Patron der Gesellschaft ist; eine dritte von einer Stiftung des Sir Godfrey Copley, schlechtweg die Copley'sche Medaille genannt und eine vierte von einem Vermächtniß des bekannten Grafen von Rumford.

Der um die Förderung naturhistorischer Zwecke so verdiente Sir Joseph Banks, längere Zeit hindurch Präsident der Gesellschaft, führte die Sitte ein, den Mitgliedern derselben wöchentliche Abendgesellschaften zu geben. Der Herzog von Sussex ahmte sie nach, dieses Vergnügen aber zu theuer findend, sah er sich veranlaßt, die Präsidentenstelle nieder-

zulegen. Der Marquis von Northampton, der ein reicher Güterbesitzer ist, eröffnete seine Salone der Gesellschaft wieder und man versichert, daß sie von der Elite der wissenschaftlichen Welt Londons besucht werden und in denselben der angenehmste Ton herrsche.

Was die frühern Leistungen der königlichen Gesellschaft betrifft, so werden wohl in dieser Beziehung wenige gelehrte Vereine mit ihr in die Schranken treten dürfen. Sie hat in der That eine glänzende Geschichte hinter sich und zeichnete sich namentlich gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts und im Anfange des achtzehnten durch großartige Thätigkeit aus; zu welcher Zeit die Gesellschaft freilich als Mitglied einen Mann zu besitzen das Glück hatte, dessen mächtiges Genie ganze Academien aufwog und der zu den außerordentlichsten Geistern gezählt werden muß, welche je die Menschheit hervorgebracht hat.

Aber auch in unserem Jahrhundert nimmt der in Rede stehende Verein eine ausgezeichnete Stellung in dem Freistaate der Wissenschaft ein und darf er sich mit jedem andern vergleichen. Man denke nur an die herrlichen Arbeiten der beiden Herschell, Davy's, Young's, Brown's, Faraday's und vieler Andern mehr.

Die königliche Gesellschaft hat auch dadurch wohlthätig gewirkt, daß sie in andern Ländern Nacheiferung erregte und daß sie namentlich Frankreich zur Begründung der Pariser Academie veranlaßte. Schon drei Jahre nach Stiftung der königlichen Gesellschaft schlug Colbert dem Ruhm und Glanz liebenden Ludwig XIV. die Bildung einer dem Londoner Verein ähnlichen Anstalt vor und dem Könige leuchtete dieser Vorschlag so sehr ein, daß bereits im J. 1669

die Idee des strebsamen Ministers verwirklicht war. Jedermann weiß, um bei diesem Anlaß auch einige Worte über das französische Institut zu sagen, daß letzteres während seines Bestandes eine nicht unbedeutende Wirksamkeit gezeigt und der Wissenschaft große Dienste geleistet hat. Diese Academie brachte es aber auch bald dahin, sich alle wissenschaftlichen Bestrebungen Frankreichs unterzuordnen, dieselben zu lenken; sie bildete sich mit andern Worten rasch zu einem gelehrt-aristokratischen Areopag aus, der die höchste Gerichtsbarkeit in wissenschaftlichen und literarischen Dingen sich beilegte und in letzter Instanz über den Werth der Leistungen jedes auch noch so ausgezeichneten Forschers zu entscheiden sich herausnahm und herausnehmen durfte. Ihr Ansehen erstreckte sich selbst über die Grenzen des eigenen Landes hinaus und es galt namentlich auch in Deutschland für die höchste Ehre und Auszeichnung, von der französischen Academie Beifall und Lob zu erhalten. Bis zu den neuesten Zeiten herauf und trotz des alle Verhältnisse durchdringenden demokratischen Geistes unseres Jahrhunderts hat das fragliche Institut seine frühere aristokratische Macht und Einfluß sich so gut zu erhalten gewußt, daß noch heutigen Tages in Frankreich die glänzendsten Leistungen, die wichtigsten Entdeckungen, die herrlichsten Schöpfungen des einheimischen Genies wenig oder keine Geltung haben, wenn denselben nicht der Stempel der Academie aufgedrückt ist, wenn sie nicht die hohe Sanction der Pariser Weisen erhalten haben.

Aus diesem Ansehen möchte es auch zu erklären sein, daß die Mehrzahl französischer Gelehrten kein höheres Ziel kennt, als die Aufnahme in die Academie und daß das Bestreben, dasselbe zu erreichen, in Frankreich viel häufiger

zu Forschungen anfeuert, als dieß die reine Liebe zur Wissenschaft zu thun vermag; was schon aus dem einfachen Umstande abgenommen werden kann, daß Mancher aufhört, wissenschaftlich-thätig zu sein von dem Augenblicke an, wo er anfängt, die academische Würde zu tragen.

Ein Grundzug des französischen Karakters ist Eigenliebe und Eitelkeit und wenn es einen Ort gibt, wo man denselben gut studiren kann, so ist dieß gewiß in der Pariser Academie. Wo z. B. begegnet man den kleinlichen Prioritätsstreitigkeiten häufiger, als in der genannten Anstalt und wo anders kennt man die lächerliche und abgeschmackte Sitte: auf erst noch zu machende Entdeckungen Beschlag zu legen, als eben wieder in dieser Academie. Ich rede nemlich von dem »prendre date«, wodurch man jenseits des Rheines sucht, auf unbestimmte Beobachtungen und unvollkommene Versuche hin sich Entdeckungsrechte zu sichern und andere Männer des Faches von der Aufnahme oder Fortsetzung gewisser Forschungen abzuschrecken.

Was die Achtung betrifft, welche die französische Academie zu unsern Zeiten im Ausland und insbesondere in Deutschland genießt, so ist dieselbe immer noch bedeutend genug. Indessen hat sich doch gegen früher manches anders gestaltet und werden derselben jetzt namentlich viel seltener Arbeiten von nordischen Gelehrten zugesendet, als dieß ehemals der Fall war. Zu dieser Veränderung haben mancherlei Umstände beigetragen: vermehrte Unabhängigkeit des wissenschaftlichen Geistes überhaupt; gesteigertes Selbstgefühl und vor allem die gewonnene Einsicht, daß die Pariser Academiker keine Wesen sui generis sind, namentlich aber auch nicht den höchsten Grad von Unparteilichkeit besitzen, deren Menschen

fähig sind, wenn es sich um die Würdigung fremden Verdienstes handelt. Welchem Manne, welchem deutschen Gelehrten namentlich, der schon Beweise wissenschaftlicher Tüchtigkeit abgelegt hat, sollte es auch noch einfallen können, die Ergebnisse seiner Forschungen nach Paris zu schicken; wo dieselben oft Jahre lang in den Händen einer Kommission herumgezogen werden, von deren Mitgliedern es nicht immer gewiß ist, daß dieselben über die ihnen übergebene Arbeit ein richtiges Urtheil zu fällen vermögen oder es wollen. Es sind Dinge über das Schicksal französischer und auswärtiger Abhandlungen erzählt worden, die, wenn wahr, eben nicht geeignet sind, den wissenschaftlichen Verkehr des Auslandes mit der französischen Hauptstadt zu vermehren.

Unter allen Anstalten Londons, dafür bestimmt, wissenschaftliche und literarische Zwecke zu fördern, ist das britische Museum sicherlich nicht nur die großartigste, sondern auch diejenige, deren Benützung dem Publikum mit der größten Liberalität überlassen ist. Während meines frühern Aufenthaltes in der britischen Hauptstadt (1826—27) besuchte ich das fragliche Museum beinahe täglich und lernte einige seiner Schätze ziemlich genau kennen. Die naturhistorischen Sammlungen, mit Ausnahme des Mineralienkabinets, das herrliche Dinge enthielt, fand ich damals noch so armselig, so durchaus vernachlässiget und nichts besagend, daß es eine wahre Schande war, sie nur zu zeigen. In einigen kleinen dunkeln Zimmern standen einige Kasten voll schlecht ausgestopfter und von Insecten zernagter Vierfüßer und Vögel, nebst einer kleinen Insectensammlung, die noch das Beste vom Ganzen war.

Gewiß ist unter allen Nationen die britische am meisten

begünstigt, was nemlich die Leichtigkeit betrifft, mit der sie sich die interessantesten und seltensten Gegenstände aus allen Naturreichen verschaffen kann; denn nicht nur gebietet sie über die größten Geldmittel, sondern als Beherrscherin der Meere steht sie mit den entferntesten Theilen der Erde in unmittelbarer Verbindung und vermag sich durch ihre zahlosen Schiffe in Besitz alles dessen setzen, was zu erlangen für die Binnenländer entweder außerordentlich schwierig oder gar eine Unmöglichkeit ist. Würde Großbritannien nur den hundertsten Theil der ihm zu Gebot stehenden Mittel benützt haben, so könnte schon lange in London eine naturhistorische Sammlung bestehen, so reich, so vollständig und großartig, wie es keine andere in der Welt gäbe.

Aber lange Zeit glaubte die dortige Regierung, und das Parlament ebenfalls, sich der Verpflichtung enthoben, irgend etwas für die Förderung wissenschaftlicher Zwecke zu thun; da man von der Meinung ausging, daß die Verfolgung eines derartigen Zieles der Thätigkeit der Privaten oder den Bemühungen von Vereinen überlassen bleiben müsse. Im Laufe des letzten Jahrzehntes scheinen sich diese Ansichten glücklicher Weise geändert zu haben; denn ich traf bei meinem letzten Besuch das britische Museum in Bezug auf naturhistorische Schätze so außerordentlich bereichert, daß ich dasselbe gar nicht wieder erkannte. Wenn mich anders mein Gedächtniß nicht betrügt, so hatte das Parlament für das Jahr 1839, in dem ich die Anstalt wieder sah, nicht weniger als vierzig tausend Pfund Sterling bloß dazu verwilligt, die vorhandenen naturhistorischen Gegenstände auf eine zweckmäßige Weise aufzustellen. Und in der That waren schon prachtvolle lange Gemächer mit den seltensten und

schönsten Dingen angefüllt. Eben so sehr wurde ich überrascht durch die bedeutenden Erweiterungen, welche die Sammlungen der egyptischen, griechischen und römischen Alterthümer, wie auch die Bibliothek und das ganze Lokal der Anstalt im Laufe der letzten zwölf Jahre erfahren haben. Neue riesenhafte Flügel, die geräumigsten Säle enthaltend, waren einstweilen aufgeführt und überhaupt Einrichtungen getroffen worden, die Summen gekostet haben müssen, wie sie nur aus der reichen Börse des Guineenlandes geschöpft werden können.

Allem Anschein nach ist die Zeit nicht mehr fern, wo das britische Museum endlich das sein wird, was es schon längst hätte sein sollen und wo es die Nation ehren wird, der es angehört und deren Namen es trägt.

Wenige Wochen im Jahre ausgenommen, sind alle Sammlungen des Museums dem Publikum dreimal wöchentlich von 10—7 Uhr während den Sommermonaten, von 10—4 Uhr während den übrigen Theilen des Jahres zur Benützung geöffnet und zwar gratis; ein Umstand, der in London um so angenehmer auffällt, als man dort in der Regel für die Besichtigung jeder Kleinigkeit in den Beutel zu greifen und selbst für dasjenige zu bezahlen hat, was anderwärts nie anders als umsonst gesehen wird.

Daß das britische Museum sich eines sehr zahlreichen Besuches erfreut, bedarf kaum der Erwähnung; während nun aber in andern Ländern, welche sich auch zu den christlichen rechnen, die Sonntage für die Besichtigung derartiger Anstalten vorzugsweise benützt werden, so gestattet der englische Puritanismus eine solche Freiheit nicht und bleiben an diesem Tage die Säle dieses schönen Tempels der

Wissenschaft und der Kunst eben so fest verschlossen, als die Thüren der Schauspielhäuser.

Es dürfte vielleicht manchem meiner naturhistorischen Leser nicht ganz unwillkommen sein, wenn ich einer in London schon seit etwa zwölf Jahren bestehenden Gesellschaft hier etwas umständlich erwähne, eines Vereines, der ohne Zweifel einzig in seiner Art ist und welcher trotz seines verhältnißmäßig geringen Alters für den interessantesten und wichtigsten Zweig der Naturgeschichte schon Außerordentliches geleistet hat. Ich rede von der »Zoological Society.« Den ersten Anstoß zur Begründung dieser schönen Gesellschaft gab eine im Jahre 1825 unter den Auspicien Sir Humphry Davy's, des damaligen Präsidenten der königlichen Gesellschaft, erschienene Einladung an das britische Publikum zur Bildung eines Vereines, der es sich zur Aufgabe stelle: eine möglichst vollständige zoologische Sammlung anzulegen und solche ausländische Vierfüßer, Vögel und Fische nach Großbritannien zu bringen, von denen sich erwarten lasse, daß sie gezähmt und für die Zwecke der Gesellschaft verwendet werden können. Anfänglich fand dieser großartige Plan nicht nur keinen Beifall, sondern wurde für lächerlich und unausführbar erklärt. Dessen Urheber ließen sich jedoch hiedurch nicht abschrecken und verfolgten unverdrossen ihr Ziel. Endlich schenkten einige reiche Leute ihre schönen Sammlungen zur Förderung des erwähnten Zweckes her und dieses Beispiel einmal gegeben, rief plötzlich die größte und wärmste Nacheiferung hervor, so daß das Unternehmen schnellen Eingang fand und die zoologische Gesellschaft im Jahre 1829 bereits dahin gediehen war, daß sie aus den Beiträgen ihrer Mitglieder über eine Summe von 16500 Pfd.

Sterl. verfügen konnte. Sie erwarb sich ein großes in der Nähe des Regent's Park gelegenes Stück Landes, traf daselbst die großartigsten und zweckmäßigsten Einrichtungen für die Aufnahme fremder lebender Thiere aller Art und zur Zeit, wo ich die »Zoological gardens« besuchte, hausten schon daselbst in aller Behaglichkeit über tausend Arten von Vierfüßern, Vögeln und Amphibien, unter welchen sich äußerst seltene und vielleicht noch nirgends sonst in Europa gesehene Thiere befanden.

Der ursprüngliche Plan: gewisse wilde Thiere zu zähmen und in England und Europa überhaupt als Hausthiere einzuführen, wurde zwar ausgeführt und zu diesem Behufe von der Gesellschaft ein eigens hiezu bestimmter Pächterhof in Kingston angekauft und eingerichtet; allein mehrjährige Versuche lieferten so wenig befriedigende Resultate, daß man es gerathen fand, die ganze Sache aufzugeben.

Im Jahre 1838 zählte die zoologische Gesellschaft 3011 Mitglieder, von denen Jedes einen jährlichen Beitrag von drei Pfunden und ein Eintrittsgeld von fünf Pfunden entrichtet und immer noch ist der Verein im Zunehmen begriffen. Auch den Fremden steht der Zutritt in die zoologischen Gärten der Gesellschaft frei, nemlich gegen die Bezahlung eines Schillings für je einen Besuch; und welchen Gebrauch das Publikum von dieser Vergünstigung macht, läßt sich aus dem Umstande abnehmen, daß aus den täglichen Besuchen jährlich etwa 6000 Pfd. der Kasse des Vereines zufließen. Die jährliche Gesammteinnahme beträgt gegen 15000 Pfd., die Ausgabe etwa 13000 Pfd., Summen, über welche wohl keine andere naturhistorische Privatgesellschaft wird verfügen können und die es begreiflich machen, daß

die Londoner zoologischen Gärten durch den Reichthum und die Seltenheit ihrer lebenden Thiere selbst den mit Recht so sehr berühmten Jardin des plantes in Paris noch um ein Namhaftes übertreffen.

Auch an todten Thieren ist die Gesellschaft nicht arm; denn ihr zoologisches Kabinet zählt bereits über tausend Säugethiere, über fünf tausend Vögel, etwa tausend Reptilien und eben so viele Fische. Die dem Verein zugehörige Bibliothek enthält das Schönste und Ausgezeichnetste, was im In- und Ausland je über zoologische Gegenstände bekannt gemacht worden ist.

Nach voranstehenden Angaben ist die Bemerkung beinahe überflüssig, daß von allen naturwissenschaftlichen Anstalten der britischen Hauptstadt diejenige der »Zoological Society« sich der größten Popularität erfreut. Schließlich füge ich noch bei, daß diese Gesellschaft auch regelmäßige Versammlungen hält, in welchen nicht selten äußerst interessante Abhandlungen über zoologische Gegenstände vorgetragen werden.

Auf der rechten Seite der Themse in Walworth befindet sich eine andere sehr sehenswerthe Menagerie, welche den Namen »Royal Surrey Zoological Gardens« trägt und die sich namentlich durch die Schönheit ihrer Raubthiere auszeichnet. Da sie einem Privatmanne (Herrn Croß) angehört, so kann sie nicht die Ausdehnung der zoologischen Gärten des Regent's Park haben; man sieht jene aber doch mit großem Interesse und Vergnügen, selbst nachdem man diese besucht hat, wozu die schöne Gartenanlage, in denen über zweihundert verschiedene Arten in- und ausländischer Forstbäume angetroffen werden, auch das Ihrige beitragen.

Für einen Schilling erhält man das Recht, diese Garten zu besuchen und ar einem schönen Tage kann man sicher darauf rechnen, dort große Gesellschaft anzutreffen.

Da ich einmal von zoologischen Dingen rede, so will ich doch auch erwähnen, daß es in London eine Anstalt gibt, in welcher im Großen Vögeleier auf künstlichem Wege ausgebrütet werden. Wer einmal durch Pall-Mall geht, an zoologischen Gegenständen Interesse nimmt und die kleine Ausgabe von einem Schilling nicht scheut, dem ist zu empfehlen, daß er in Nr. 121 eintrete und sich die dortige Brütvorrichtungen zeigen lasse.

In keinem Lande der Welt gibt es wohl so viele Freunde der Pflanzenwelt, finden sich so viele Blumenliebhaber als in Großbritannien. Der Besitzer der kleinsten Cottage, wie der Eigenthümer der schönsten Villa, sucht seine Umgebung nicht blos durch Rasengrün, sondern auch durch schöne Gewächse aller Art zu beleben und freundlich zu machen. Diesem allgemein verbreiteten Geschmack ist es auch zuzuschreiben, daß es in England und vorzugsweise in der Umgebung Londons so viele Kunstgärtnereien gibt, die durch ihren Pflanzenreichthum und ihre Großartigkeit gewiß einzig in der Welt sind. Wer einmal die britische Hauptstadt besucht und Pflanzenliebhaber ist, der sollte ja nicht versäumen, einige der sogenannten »Nurseries« zu besuchen und vor allen übrigen diejenige aufsuchen, welche den Gebrüdern Loddige in Hackney gehört.

Mit allem Recht gelten diese Kunstgärtner als die ersten des Landes und werden deren Anlagen als die größten und ausgedehntesten dieser Art betrachtet. Ihre Gärten haben einige englische Meilen im Umfange und sind mit Treibhäusern

überdeckt, unter welchen sich das sogenannte Palmenhaus am meisten auszeichnet. Dasselbe ist im eigentlichen Sinne des Wortes aus Glas gebaut, um möglichst viel Licht in sein Inneres fallen zu lassen und enthält so viele und herrliche Pflanzen, daß man in dessen Mitte leicht sich einbilden kann, in einem tropischen Palmenwald sich zu befinden.

Zur Zeit, als ich die Gärten besuchte, bestand der größte Reichthum der daselbst gepflegten Pflanzen in Orchideen, deren Speciesszahl über tausend ging. Auch zeichnet sich die besagte Nursery durch die Mannigfaltigkeit und Pracht ihrer Camellien aus. Wie ich mir von den Besitzern dieser herrlichen botanischen Gärten selbst sagen ließ, haben dieselben Reisende in allen Weltgegenden, um von ihnen immer das Neueste und Interessanteste zugeschickt zu erhalten, theils in Saamen, theils im lebenden Zustande.

Der Gründer dieses riesenhaften Geschäftes und Vater der jetzigen Besitzer war, wenn ich mich nicht täusche, ein Deutscher von Geburt, der als armer Gärtnergeselle nach London kam. Aeußerst sparsam, thätig und in seinem Berufe ausgezeichnet, brachte er es bald dahin, auf eigene Rechnung ein kleines Geschäft anfangen zu können und so vortrefflich wußte er dasselbe zu führen, daß es sich rasch vergrößerte und endlich zur ersten Nursery Londons wurde. Bei seinem erst vor wenigen Jahren erfolgten Tode fand sich ein Vermögen von nahe zweimal hunderttausend Pfunden vor, das einzig und allein durch Gärtnerei erworben wurde. Obgleich nun dessen zwei Söhne als reiche Herren leben könnten, so ahmen sie doch löblicher Weise das Beispiel ihres ausgezeichneten Vaters nach und sind nicht minder als dieser in ihrem Geschäfte thätig. Einen derselben

traf ich arbeitend im Garten an und leicht konnte ich aus der Art und Weise, in der er mir seine Anlagen zeigte, abnehmen, daß er mit der größten Liebe dem Berufe eines Gärtners lebt.

Wenn man nun bedenkt, daß ein so bedeutendes Vermögen innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Zeit blos durch die Pflege und den Verkauf ausländischer Pflanzen zusammengebracht wurde und wenn man nun weiß, daß in der Umgebung von London allein nicht weniger als dreißig solcher Nurseries sind, so kann man sich eine Vorstellung machen nicht nur von dem Umfang und der Größe des in England getriebenen Pflanzenhandels, sondern auch von der in diesem Lande herrschenden Vorliebe für in- und ausländische Gewächse.

Leider konnte ich während meines kurzen Aufenthaltes in London die reichen Schätze des »Royal College of Surgeons« in Lincoln's Innfield nicht sehen, da gerade in der Anstalt allerhand Veränderungen Statt fanden.

Bekanntlich befindet sich in diesem Institut das weltberühmte Hunter'sche anatomische Kabinet, welches die Regierung für die bedeutende Summe von zwanzig tausend Pfund Sterl. ankaufte. Außer diesem unschätzbaren Museum enthält das College auch noch Sammlungen der interessantesten inner- und außerhalb Englands gefundenen fossilen Thierreste und anderer naturhistorischen Gegenstände.

Als einen höchst glücklichen Umstand darf man es betrachten, daß der erste vergleichende Anatom Großbritanniens, der eben so geniale als rastlos thätige Owen mitten unter diesen Schätzen sitzt und dieselben im Interesse der Wissenschaft ausbeutet. Um die ausgezeichneten Sammlungen des

Collegiums auf eine ihnen würdige Weise aufstellen zu können, wurde vor einigen Jahren ein prächtiges Gebäude im griechischen Styl aufgeführt, das zwei Millionen franz. Franken gekostet hat.

Einer der lebendigsten wissenschaftlichen Vereine Londons ist ohne Zweifel die geologische Gesellschaft, schon im Jahre 1799 unter dem Namen: »Mineralogical Society« gestiftet. Bis 1807 war die Thätigkeit des Vereins nicht bedeutend, in diesem Jahre aber wurde er neu und auf breitere Grundlagen organisirt und demselben sein jetziger Name gegeben. Von nun an dehnte er sich rasch aus; seine Arbeiten wurden täglich umfassender und heute zählt er schon mehr als achthundert Mitglieder, unter denen kein britischer Gebirgsforscher von Ruf fehlt. Die Gesellschaft läßt sich von jedem Mitglied sechs Guineen Eintrittsgeld und drei Guineen jährlichen Beitrag bezahlen, welche Einnahmen sie für die Vermehrung ihrer Bibliothek und die Bereicherung ihrer geologischen Sammlungen verwendet. Der für die Wissenschaft leider viel zu früh verstorbene Wollaston vermachte der Gesellschaft ein Kapital von tausend Pfunden mit der Bestimmung: aus den Zinsen desselben jedes Jahr eine goldene Medaille dem Verfasser der besten geologischen Arbeit zu übermachen. Bekanntlich erhielt vor Kurzem dieses Ehrenzeichen der um die Wissenschaft so hoch verdiente Ehrenberg aus Berlin.

Die geologische Gesellschaft versammelt sich im Winterhalbjahre alle vierzehn Tage in Somerset-House, wo ihr von der Regierung eine Reihe von Zimmern zum Gebrauch überlassen worden ist und man rühmt ihren Verhandlungen und Diskussionen nach, daß dieselben belebter, geistreicher

und witziger seien, als diejenigen irgend eines andern wissenschaftlichen Londoner Vereines. Wo freilich Männer an der Spitze einer Gesellschaft stehen, wie Buckland, Owen, Grant, Lyell, Sedgwick, Whewell, Murchison, de la Beche, Daubeny, Greenough u. a. m., da kann es weder an wissenschaftlichem Leben, noch an Humor, Witz und Geist fehlen.

Die englischen Zeloten lieben die geologische Gesellschaft nicht nur nicht, sondern hassen dieselbe von ganzem Herzen, aus Gründen ähnlich denen, von welchen schon weiter oben die Rede gewesen ist. Von diesen Schwachköpfen werden daher die verdächtigendsten Angaben über die innere Thätigkeit der Gesellschaft ins Publikum geworfen; diese letztere wird antibiblischer und, was natürlich dasselbe ist, antireligiöser Tendenzen angeklagt; den in ihrem Schooße gepflogenen Erörterungen wird nachgesagt, daß sie nicht selten sophistisch, frivol, possenreißerisch, und ich weiß nicht, was noch sonst seien. Alles dieses wissen die guten so überaus christlich gesinnten Leute sehr genau, obwohl sie zu gleicher Zeit selbst versichern, daß die Gesellschaft sorgfältigst von der Theilnahme an ihren Arbeiten jede Person ausschließe, auf deren Discretion sie sich nicht gänzlich verlassen könnte und von welcher eine Veröffentlichung der geheim getriebenen Gottlosigkeiten zu befürchten wäre. Man sieht hieraus, daß es auch in England nicht an der liebenswürdigen Menschenklasse fehlt, welche bei uns in Deutschland seit einiger Zeit sich so bemerklich macht, durch Verdächtigung alles dessen, was nicht aus ihren Offizinen kommt, wie auch durch Aburtheilen und Absprechen über Dinge, von denen sie nichts versteht.

Seit einigen Jahren besteht in London auch eine »Electrical Society«, welche alle vierzehn Tage ihre Sitzungen

in der oben erwähnten Adelheid-Gallerie hält und die es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Forschungen auf dem Gebiete der Electricität zu befördern. Man merkt dem Vereine seine Jugend noch ziemlich stark an und fühlt in ihm die Abwesenheit bedeutender wissenschaftlicher Leute. Träten einige Männer von Auszeichnung an die Spitze der Gesellschaft, so dürfte dieselbe in kurzer Zeit sich Geltung verschaffen, und das schöne Ziel, das sie sich gesteckt, wirklich erreichen; denn wenn irgend ein Feld der Forschung durch Reichhaltigkeit sich auszeichnet und zu seiner Bearbeitung des Zusammenwirkens vieler Kräfte bedarf, so ist es in der That dasjenige der Electricität.

Herr Gassiot, ein reicher Kaufmann der City und eifriger Freund der Volta'schen Wissenschaft, ist eines der thätigsten Mitglieder des jungen Vereines und thut sehr viel, um auch durch Anschaffung materieller Mittel die Zwecke desselben zu fördern. So zum Beispiel hat er auf seine Kosten die größte Daniell'sche Batterie bauen lassen, welche meines Wissens bis jetzt noch construirt worden ist und mit der ihr Erfinder selbst interessante Versuche angestellt hat. Die vermittelst dieser Riesensäule hervorgebrachten Lichteffecte z. B. sind wohl das Außerordentlichste, was man noch je Derartiges bewerkstelligt hat; denn trotz aufgesetzter, aus dickem grünen Glase bestehender Brillen büßten Daniell und einige andere die Versuche mitmachenden Personen beinahe ihr Gesicht durch den entstandenen Lichtglanz ein. Ersterer hatte sechs oder acht Wochen zu thun, bis seine Augen wieder hergestellt waren und er bemerkte mir, daß er sich um keinen Preis zur Wiederholung ähnlicher Versuche verstehen würde. Leider ließ es mir meine beschränkte Zeit nicht zu, von der aus-

nehmenden Güte des Herrn Gassiot Gebrauch zu machen und mit seiner mir zur Verfügung gestellten einzigen Batterie Versuche anzustellen.

Unter der Leitung des thätigen Herrn Bradley gibt die Gesellschaft von Zeit zu Zeit ihre Verhandlungen heraus, unter denen sich zwar noch selten Arbeiten von großer Gediegenheit und hohem wissenschaftlichen Werthe finden, die aber doch Manches enthalten, was der Beachtung des Mannes vom Fache werth ist.

Zu den ausgezeichnetsten wissenschaftlichen Vereinen der britischen Hauptstadt gehört gewiß die königliche astronomische Gesellschaft, die im Jahre 1819 gestiftet wurde und 1831 einen königlichen Stiftungsbrief erhielt, mit der Berechtigung: im Pallaste von Somerset-House ihre Sitzungen halten zu dürfen. Alle Astronomen und Mathematiker Großbritanniens von nur einigem Namen gehören der Gesellschaft an; ja sie hat sogar, wessen sich wohl kein anderer Verein rühmen darf, ein weibliches Mitglied, in der Person der auch auf dem Festlande bekannten Frau Somerville. Würdig präsidirt ist die Gesellschaft durch Sir William Herschel. Auch sie läßt ihre Mitglieder jährliche Beiträge (zwei Guineen) entrichten und theilt jedes Jahr goldene und silberne Medaillen für ausgezeichnete Leistungen ihres Faches aus. Die immer noch lebende Schwester und Mitarbeiterin des verstorbenen Herschel erhielt einmal die goldene Medaille für eine astronomische Arbeit. Ich will meine fragmentarischen Bemerkungen über die wissenschaftlichen Anstalten und Vereine Londons schließen mit einigen Angaben über die »Linnean Society«, welche, was Wirksamkeit und Ansehen betrifft, nicht den letzten Rang unter ihren Mitschwestern einnimmt.

Diese Gesellschaft bildete sich im Jahre 1788 unter den Auspicien des Dr. Smith und gewann bald durch den unermüdlichen Eifer des so wohl bekannten Sir Joseph Banks, der viele Jahre hindurch ihr Präsident war, so sehr an Bedeutung, daß sie 1803 einen königlichen Stiftungsbrief erhielt.

Erweiterung naturhistorischer, namentlich aber botanischer Kenntnisse ist der Gegenstand ihrer Bestrebungen, und auch sie fordert einen jährlichen Beitrag von drei Guineen und ein Eintrittsgeld von sechs Guineen von jedem Mitgliede. Diese Einkünfte werden vorzugsweise zur Vermehrung ihrer naturhistorischen Sammlungen und Bibliothek verwendet. Seit dem Tode Banks' befindet sich ihr sämmtliches Eigenthum in dessen ehemaligem Wohnhause (in Sohosquare), das durch Vermächtniß in den Besitz des ersten britischen Botanikers Robert Brown gekommen ist und in welchem die Gesellschaft ihre Sitzungen hält. Das ihr zugehörige Herbarium ist außerordentlich reich und enthält die Pflanzensammlungen mehrerer ausgezeichneten Botaniker; so namentlich diejenigen von Linné Vater und Sohn, welche zu seiner Zeit für die bedeutende Summe von dreitausend Guineen für die Gesellschaft angekauft wurden. Das zoologische Kabinett ist weniger reich; doch befinden sich in demselben mancherlei interessante Dinge: z. B. die Linne'sche Insecten- und Conchyliensammlung. Ebenso enthält die Bibliothek mehrere Werke, die dem großen schwedischen Botaniker angehörten, nebst einigen von dem gleichen Manne herrührenden Manuscripten; Raritäten, die kein eifriger Botaniker, der nach London kommt, zu sehen versäumen wird.

Nachdem ich meinen Lesern Einiges, Manchen derselben

vielleicht zu viel über wissenschaftliche Institute berichtet habe, sei es mir gestattet, auch eines größeren geselligen Vereines zu erwähnen.

Bekanntlich nennt man in England die Anstalten, die wir in Deutschland und der Schweiz Museen, Casino's, Harmonieen, Lesegesellschaften, Leiste ꝛc. heißen, »Clubs.« Daß nun diese Clubs in der reichsten Stadt der Welt, in einem Lande, wo der größte Luxus, die raffinirteste Bequemlichkeitsliebe herrscht, Einrichtungen und Häuser besitzen, welche in vollkommenster Uebereinstimmung stehen mit ihrer Umgebung, bedarf wohl kaum ausdrücklicher Erwähnung. Ob ich gleich schon manche Gesellschaftshäuser auf dem Festlande und unter ihnen sehr ausgezeichnete gesehen habe, so erscheinen doch die besten derselben gegen die meisten Londoner Clubhäuser armselig und kleinlich. Die glänzendsten dieser Vereine haben ihre Wohnsitze in der stattlichen St. James-Street, ganz in der Nähe des Parkes gleichen Namens, also in einem äußerst fashionablen Quartiere der Hauptstadt aufgeschlagen und die pallastähnlichen Gebäude dieser Straße, die man dort sieht, sind in der That der Mehrzahl nach Klubhäuser. In dem einen versammeln sich Tories, im andern Whigs, in einem dritten können nur die höhern Offiziere der Marine und der Armee Mitglieder sein, in einem vierten nur solche, welche die Welt gesehen und eine gewisse Anzahl von Meilen gereist haben; u. s. w.

Einen dort befindlichen Club, das Athenäum, habe ich durch eigene Anschauung näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, indem mir die Auszeichnung zu Theil wurde, für die Dauer meines Aufenthaltes in England zum Ehrenmitglied des Vereines aufgenommen zu werden; welche Ver-

günstigung mir das Recht gewährte, die Anstalt wie ein wirkliches Mitglied zu benützen.

Zunächst einige Angaben über die Verfassung des Athenäums, welche ich aus den Statuten desselben schöpfe.

„Der Zweck dieses Vereines ist: Förderung des persönlichen Verkehrs zwischen Männern, bekannt durch ihre wissenschaftlichen und literarischen Kenntnisse, eminenten Künstlern, wie auch Noblemen und Gentlemen, ausgezeichnet als Beschützer der Wissenschaft, Literatur und Kunst."

„Die Zahl der Mitglieder des Clubs ist auf zwölf hundert festgesetzt."

„Jeder Aufnahmslustige muß von einem Mitgliede vorgeschlagen, dieses Gesuch noch von einem andern Mitgliede unterstützt und der Name des Kandidaten, des Vorschlägers und des Unterstützers in ein eigenes Buch eingetragen werden, das in einem der Säle des Clubs zu Jedermanns Einsicht aufgelegt ist."

„Die Abstimmung über die Aufnahme ist geheim und letztere findet nur dann Statt, wenn sich wenigstens neun Zehntel der Stimmengeber für dieselbe sich ausgesprochen haben."

„Der Vorstand des Clubs hat das Recht, ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, Kunst und Literatur aufzunehmen; die Zahl der auf diese ungewöhnliche Weise im Laufe eines Jahres Erwählten darf neun nicht überschreiten und erfordert die Aufnahme Stimmeneinhelligkeit."

„Fremde Gesandte, auswärtige Mitglieder der königlichen Gesellschaft und Ausländer, bekannt durch wissenschaftliche, künstlerische und literarische Leistungen, können während eines temporären Aufenthaltes in England als Ehren-

mitglieder aufgenommen werden; es darf jedoch die Zahl derartiger Mitglieder jeweilen nicht größer als zehn sein und hat jedes Ehrenmitglied das Ernennungsdiplom bei seiner Abreise an den Vorstand wieder einzuschicken."

„Die gewöhnlichen Mitglieder entrichten bei ihrem Eintritt in den Verein zwanzig Guineen und als jährlichen Beitrag sechs Guineen. Ehrenmitglieder zahlen Nichts."

„Nur ordentliche und außerordentliche Mitglieder können den Club besuchen und Einführungen von Fremden durch Mitglieder finden nicht Statt."

„Die allgemeinen Angelegenheiten des Clubs werden durch einen aus vier und zwanzig Mitgliedern bestehenden Vorstand geleitet, der von dem Verein gewählt wird und von welchem jährlich ein Drittheil auszutreten hat und neu zu wählen ist."

„In den allgemeinen Versammlungen, wie auch in denen des Vorstandes darf unter keinerlei Umständen irgend Etwas zur Sprache gebracht oder discutirt werden, was sich nicht unmittelbar auf die Verhältnisse des Vereines bezieht."

„Beschlüsse können nur mit zwei Drittel Stimmen gefaßt werden."

„Das ganze Eigenthum des Clubs steht jedem Mitgliede zur Benutzung frei. Morgens neun Uhr wird das Gesellschaftshaus geöffnet und um ein Uhr nach Mitternacht geschlossen. Mitglieder, welche um diese Zeit im Hause sind, können jedoch bleiben, so lange es ihnen beliebt. Es ist streng untersagt, den Bedienten des Hauses unter irgend einem Vorwand ein Geschenk zu geben. Der Club schafft auf eigene Rechnung Lebensmittel an, hat seinen eigenen Weinkeller und Küche, und können die Mitglieder im Hause

frühstücken, zu Mittag essen, den Thee nehmen u. s. w.; alles Genossene muß aber bezahlt werden, bevor das schuldende Mitglied das Haus verläßt. Hazard- und Würfelspiele werden im Club nicht geduldet, wie es auch untersagt ist, um hohe Summen zu spielen. Wer sich der Mißachtung dieses Verbotes schuldig macht, wird ohne Verzug von der Gesellschaft ausgeschlossen, welche Strafe zu verhängen in der Befugniß des Vorstandes steht."

Die Einrichtungen des Athenäums kann man sich nicht bequemer und luxurioser denken. Die Säle sind sehr geräumig und eben so stattlich möblirt, als es nur das Drawing-Room eines Nabobs sein kann. Auf den Fußboden liegen die weichsten und herrlichsten Teppiche ausgebreitet; die Tische sind aus dem schönsten Holze gemacht; die Lehnsessel haben das ausgesuchteste Polster; die Schreibpulte zeigen die zierlichste Einrichtung und sind mit dem wundervollsten Papier versehen. Ottomannen, Sopha, Divane und wie die größeren Sitzwerkzeuge alle heißen mögen, finden sich in bedeutender Zahl und von so vollendeter Güte, daß es eine wahre Wonne ist, sich auf dieselben zu werfen. Daß alle Möbel auf leicht bewegliche Rollen gestellt sind, welche es dem Kinde möglich machen, sie spielend von einem Ende des Saales zum andern ohne das geringste Geräusch zu schieben, versteht sich ohnehin von selbst. Die Kamine sind auf das Schönste verziert, alles daran befindliche Metall und das dazu gehörige Feuerwerkzeug, Poker u. s. w. glänzt wie ein Spiegel und wirft die darin unterhaltene Flamme ihren erheiternden und heimlichen Schein in die Zimmer herein.

Wie nun für die Bequemlichkeit und das Wohlbehagen des äußern Menschen im Athenäum auf das Trefflichste

Sorge getragen ist, so finden sich daselbst auch die reichlichsten Mittel vor, um die verschiedenartigsten Bedürfnisse des Geistes zu befriedigen.

Da der Ort ein Sammelpunkt der Elite der wissenschaftlich-literarisch gebildeten Männer der Hauptstadt ist, so wird die Anstalt durch diesen Umstand allein schon zu einer Quelle des vielfachsten intellectuellen Genusses und bietet sie die schönste Gelegenheit zum Austausche der Ideen und zu geistigem Verkehre dar. Dann besitzt der Club eine ziemlich reiche und sehr ausgewählte Bibliothek, die jeden Augenblick von den Mitgliedern benützt werden kann; und überdieß findet sich in den Sälen der Gesellschaft Alles aufgelegt, was die tägliche und periodische Presse Großbritanniens nur immer an Bemerkenswerthem zu Tage fördert.

Ich sage absichtlich „Großbritanniens;“ denn zu meiner Verwunderung traf ich in dieser sonst so großartigen Leseanstalt, außer einem französischen Journal, ich glaube es war der langweilige Pariser Constitutionell, kein auswärtiges Tageblatt noch eine periodische Zeitschrift. Selbst die beste und reichhaltigste aller europäischen Zeitungen, die Augsburger Allgemeine, suchte ich unter der Unzahl der vorhandenen politischen Blätter vergeblich; wie ich hier überhaupt bemerken will, daß mir in England weder die letztgenannte noch irgend eine andere deutsche Zeitung jemals zu Gesicht gekommen ist. Ich bin nun weit entfernt, aus diesem Umstand den Schluß ziehen zu wollen, daß man sich jenseits des Kanals um Deutschland, dessen literarisches, wissenschaftliches und politisches Leben ꝛc. gar nichts bekümmerte; denn ich selbst kenne manche Briten, die unsere Sprache lieben und welche recht wohl von dem unterrichtet sind, was bei uns vorgeht.

Ich glaube aber dennoch, daß die Zahl solcher Leute im Ganzen genommen klein ist und stehe nicht an, diese Vermuthung hauptsächlich auf den Umstand zu stützen, daß man in den Londoner Clubs, namentlich aber im Athenäum weder deutsche Blätter noch Bücher findet. Eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern des letztern Vereines sind literarische und wissenschaftliche Notabilitäten der Hauptstadt; der Club gebietet über bedeutende Geldmittel und kann mit Leichtigkeit die leisesten Wünsche seiner Mitglieder erfüllen. Wenn nun unter derartigen Verhältnissen jährlich kein Pfund für die Anschaffung deutscher Geistesproducte verwendet wird, so denke ich, darf aus einer solchen Thatsache wohl der Schluß gezogen werden, daß jenseits des Kanals das Interesse für derlei Gegenstände dermalen noch nicht sehr stark sei. Es ließen sich hier mancherlei Betrachtungen über britische Selbstgenügsamkeit und deutsche Allseitigkeit anstellen, wir wollen jedoch dieselben den denkenden Leser selbst machen und ihn die Ursache dieses nationellen Unterschiedes herausfinden lassen.

In welchem Ansehen die Ehe auch in England steht und wie hoch häusliches Leben dort geschätzt wird, so fehlt es in diesem Lande doch nicht an Junggesellen und ist namentlich in der Hauptstadt die Zahl derselben sehr groß. Für Leute dieser Art ist nun ein Club wie gemacht; denn bis auf einen gewissen Grad ersetzt ihnen derselbe den eigenen Heerd, dasjenige, was die Engländer »Home« nennen. Sie können dort den großen Ueberfluß ihrer Zeit in aller Behaglichkeit aufbrauchen und viele, wenn auch nicht alle Annehmlichkeiten sich verschaffen, welche ein häuslicher Kreis gewährt und die das französische Kaffeehausleben auch nicht entfernt bietet.

Ueberdieß, und es ist keiner der letzten Gründe, der die Clubhäuser Londons so sehr bevölkert, kann ein »single Gentleman« mit einigen hundert Pfunden jährlichen Einkommens als Mitglied eines Clubs sich eben so viel persönliche Genüsse verschaffen, als dieß ein reicher Mann zu thun im Stande ist. Für seine sechs Guineen jährlichen Beitrages kann er Jahr aus Jahr ein von Morgens früh bis in die späte Nacht von eben so schönen Möbeln Gebrauch machen, eben so elegant ausgestattete Zimmer bewohnen, eben so weiche Teppiche betreten, an einem eben so comfortablen Kamine sitzen, eine eben so ausgewählte Bibliothek benützen, eben so viel und noch mehr Zeitungen bei seinem Frühstück lesen, eben so zahlreiche und interessante Gesellschaft sehen, als der Lord, welcher eine Rente von fünfzig tausend Pfund zu verzehren hat. Und legt unser Clubist zu diesen sechs Guineen noch zwei oder dreihundert weitere Goldstücke, so frühstückt, dinirt und suppirt er alle Tage so vortrefflich, trinkt eben so guten Portwein und Claret, wird eben so aufmerksam und pünktlich bedient, als irgend ein Marquis oder Earl auf seinem Schlosse.

Beim Genusse solcher Vortheile für verhältnißmäßig so wenig Geld, darf man sich nicht verwundern, daß die Lust zur Mitgliedschaft eines Clubs so groß ist, daß in der Regel kaum die Hälfte der sich Anmeldenden aufgenommen werden kann. Bei meinem Besuche des Athenäums waren wenigstens tausend Namen im dasigen Kandidatenbuche eingeschrieben; da nun der Klub nicht mehr als zwölf hundert Mitglieder zählen darf und im Laufe eines Jahres höchstens nur fünfzig Plätze darin offen werden, so kann man sich leicht denken, daß viele Kandidaten gar nie aufgenommen

werden und Manche derselben Jahre lang von der Meldungszeit an warten müssen, bevor sie ihre Absicht erreichen.

Ob ich gleich früher ein ganzes Jahr hindurch in London wohnte und vielleicht hundert Mal an der Westminsterabtei vorüber ging, so kam ich doch nie dazu, das Innere dieser herrlichen Kirche, des schönsten Baues der Hauptstadt, zu sehen. Von einer Woche zur andern wurde die Besichtigung desselben verschoben; immer hatte ich etwas Nöthigeres als diesen Besuch abzumachen und endlich mußte ich London verlassen, ohne seine erste Merkwürdigkeit noch in Augenschein nehmen zu können.

In London gewesen zu sein und die Westminsterabtei nicht besichtiget zu haben, ist in der That eine hundert Mal größere Nachlässigkeit, als Rom zu besuchen und den Papst nicht zu sehen.

Diese Unterlassungssünde lag zwölf Jahre lang schwer auf meinem Gewissen; man kann es sich daher leicht vorstellen, daß ich nicht säumte, dieselbe bei meinem letzten Besuche der Hauptstadt sofort wieder gut zu machen.

Die meisten Nachmittage der Sonntage, die ich in London verlebte, wurden im Geleite meines Freundes Cooper zu Wallfahrten nach dem uralten Tempel benützt und ich rechne die in seinen ehrwürdigen Hallen verbrachten Stunden zu den genußreichsten meines Aufenthaltes in England.

Fürchten aber meine Leser nicht, hier mit einer Beschreibung des Poet's Corner, der Gräber der ersten normännischen Könige, der Glasmalereien, des Baustyles der Abtei u. s. w. heimgesucht zu werden. Diese Dinge sind in älterer und neuerer Zeit schon zur Genüge geschildert worden und zwar von Reisenden, die sich eines bessern Darstellungs-

talentes, ausgebreiteterer Kunstkenntnisse und eines gründlichern geschichtlichen Wissens rühmen konnten, als dieß meine Wenigkeit zu thun im Stande ist. Mit gänzlichem Stillschweigen will ich jedoch meine Gänge in die weltberühmte Abtei nicht übergehen.

Bekanntlich hat die anglikanische Kirche Manches vom katholischen Ritus in den ihrigen aufgenommen und meines Bedünkens wohl daran gethan. Sie beurkundete dadurch einen psychologischen Tact und legte eine Menschenkenntniß an den Tag, deren sich nicht alle Reformatoren zu rühmen hatten; namentlich aber diejenigen nicht, welche den Gottesdienst nicht nackt, formlos und übersinnlich genug machen zu können glaubten; welche Musik, Orgeln, Gemälde, Altäre, kurz Alles, was zunächst an die Sinne sich richtet, aus den Kirchen als götzendienerischen Unrath verbannten und die da meinten, in christliche Tempel passe nur das gesprochene Wort und die Lehre. Ich wundere mich nur, daß diese Puritaner nicht auch den Gesang abschafften; denn warum dem Ohr durch melodische Töne schmeicheln, warum diesem allein in der Kirche noch Etwas zu gefallen thun, während man dem nicht minder edeln Sinne des Auges Alles zu entziehen suchte, was denselben angenehm berühren konnte. Ja um das Schöne, das doch mehr oder weniger mit der Sinnlichkeit des Menschen, also mit etwas Niedrigem zusammenhängt, gänzlich vom Gottesdienste auszuschließen, hätten diese sinnlichkeitshassenden Kirchenverbesserer, um ihren Grundsätzen treu zu bleiben, auch gereimte Lieder, welches auch ihr Inhalt sein mochte, als unpassend erklären sollen. Denn Rhytmus, Wohllaut, Einklang, dichterische Formen, was frommen sie einer Religion, die in gar keiner

Beziehung zu der sinnlichen Natur des Menschen stehen soll? Meines Bedünkens sind die Quäker dem Ideal eines möglichst formlosen übersinnlichen Gottesdienstes näher gekommen, als irgend ein anderes christliches Bekenntniß und als die nüchternsten nnd trockensten reformirten Kirchen. Dieselben haben keine Priester, Seelsorger oder geistige Vormünder irgend einer Art nothwendig; sie bedürfen keiner besondern Versammlungshäuser, keiner Andachtsbücher; sie singen keine Lieder, sie kennen keine gottesdienstlichen Verrichtungen; sie bedienen sich bei ihren Zusammenkünften selbst des Wortes nur äußerst sparsam und reden von ihrer Religion erst dann, wenn sie sich vom Geiste hiezu getrieben fühlen. Kurz sie haben von ihren öffentlichen religiösen Uebungen das Sinnliche abgestreift, so weit dieß dem Menschen nur immer möglich ist, und sind in dieser Beziehung mit einer Konsequenz verfahren, die einzig genannt zu werden verdient. Diese Formlosigkeit gemeinschaftlicher Andachtsverrichtungen dürfte vielleicht die einzig passende gottesdienstliche Form für Solche sein, welche die Ueberzeugung hegen, daß das Göttliche auf eine unvermittelte Weise nur auf das Gemüth wirke und daß das Sinnliche, in welcher Form und Gestalt es auch erscheinen möge, eine Scheidewand zwischen Gott und dem Menschen ziehe.

Ich bekenne es offen: Würde ich diese Ansicht theilen, würde ich in der Sinnenwelt nicht eben so deutlich das Walten des Höchsten erkennen, als ich es im Gebiete des Geistes und des Gemüthes wahrnehme; wäre ich nicht überzeugt, daß das Göttliche überall wohnt, überall auf das Unmittelbarste sich offenbart: im kleinsten Stäubchen, wie in den unermeßlichen Weltsystemen, im unscheinbarsten

Thierchen, wie in dem größten menschlichen Genie, in den Schöpfungen der Kunst, wie in den Erzeugnissen der Wissenschaft; so fühlte ich den Bedürfnissen meines Gemüthes den quäkerischen Gottesdienst bei weitem mehr angemessen, als die kirchlichen Formen irgend eines anderen Bekenntnisses, und mehr namentlich als diejenigen eines Kultus, der auf besondere Geistigkeit und Einfachheit Anspruch macht.

Unter die schönen dem katholischen Ritus entnommenen gottesdienstlichen Gebräuche der englischen Kirche gehört nach meinem Urtheile das sogenannte »Chanting«, d. h. das Absingen des Kathedralgottesdienstes (cathedral service), welcher, wenn ich mich noch recht erinnere, aus biblischen Abschnitten, Littaneien und Kirchengebeten besteht. Die Musik, in welcher der »Service« gesungen wird, stammt wohl theilweise noch aus den ältesten Zeiten der katholischen Kirche her und schien mir häufig den Karakter des Gesanges zu haben, den wir bisweilen in den Messen zu hören bekommen. Auch werden nicht selten sogenannte Antheme neuerer Meister gesungen, wie z. B. diejenigen von Händel. Die Kirchensänger sitzen auf erhöhten, an den Wänden herumlaufenden Stühlen (Stalls), vor deren jedem ein Pult steht, auf welchem ein riesenhafter in Pergament gebundener Foliant liegt, den in großen Buchstaben gedruckten Kathedraldienst enthaltend. Die Choristen sind theils jüngere Knaben, theils erwachsene Personen, alle musikalisch gebildet und der Mehrzahl nach durch schöne Stimmen ausgezeichnet. Sämmtliche Sänger tragen während ihrer Verrichtungen ein weißes volles Kirchengewand, ganz ähnlich den weißen Chorhemden katholischer Priester; was sie äußerst gut kleidet und ganz im Einklang mit ihrem

Berufe und ihrer Umgebung steht. — Zur Zeit der Königin Elisabeth wurde für die Kathedralsänger der Westminsterabtei eine Stiftung gegründet, die Jedem derselben ein jährliches Einkommen von zehn Pfunden gewährte und die Verpflichtung auferlegte, alle vierzehn Tage wenigstens einmal den »Service« in der Abtei mitzusingen. Man nennt, glaube ich, die erwachsenen Sänger Kanoniker und es gibt deren zweierlei Arten; Laienkanoniker und solche, welche dem geistlichen Stande angehören.

Erstere sind in der Regel ausgezeichnete Musiklehrer oder Künstler und haben natürlich bei dieser gottesdienstlichen Verrichtung die Hauptsache zu thun, erhalten aber heutigen Tages keinen größern Gehalt, als der war, welcher zur Zeit Elisabeths bezahlt wurde; während die geistlichen Canonici im Laufe der letzten Jahrhunderte ihre Einkünfte zu vermehren und von zehn bis auf das hübsche runde Sümmchen von neun hundert Pfunden zu steigern wußten. Wie man sich leicht denken kann, sehen die Laien nicht recht ein, warum ihre geistlichen Herren Kollegen für ihre geringern Leistungen neunzig Male stärker besoldet sein sollen, als sie selbst und zweifeln stark an der Billigkeit dieses großen Unterschiedes.

Mit einem Laienkanoniker bekannt und von demselben für die ganze Dauer meines Aufenthaltes in London eingeladen: dem »Service« der Abtei beizuwohnen, begab ich mich, wie oben schon bemerkt, regelmäßig am Sonntage Nachmittag um drei Uhr, wo das Singen beginnt, in die genannte Kathedrale, nahm meinen Platz in einem der »Stalls« neben den Kanonikern ein und hörte dem einfachen und ergreifenden Kirchengesang, welcher häufig durch die

vollen und feierlichen Töne einer von Meisterhand gespielten Orgel gehoben und getragen wird, mit dem größten Genusse und mit wahrhafter Andacht zu. Ganz unnachahmlich schön nahmen sich die frischen und hellklingenden Knabenstimmen aus, die bisweilen ein Solo zu singen hatten und herrlich wurde namentlich das „Amen“ von denselben ausgeführt, dem die Gemeinde in der Regel respondirte.

Wohnte ich in London, ich würde wohl selten den Kathedraldienst der Westminsterabtei versäumen; ihm jedenfalles häufiger beiwohnen, als den daselbst gehaltenen Predigten, deren ich zwar auch einige gehört habe, von denen ich aber nicht sagen könnte, daß sie mich sonderlich erbaut hätten.

Wer einmal London besucht und Geschmack an einem schönen Kirchengesang hat, dem rathe ich sehr, einen Sonntag Nachmittag zu einem Gange nach der Westminsterabtei zu verwenden und das »Chanting« anzuhören; er wird mir für den Rath dankbar sein und nicht unbefriedigt die Kirche verlassen.

So oft ich in den »Service« ging, war die Abtei, d. h. die für den öffentlichen Gottesdienst bestimmte Abtheilung derselben gedrängt voll von Menschen, unter denen sehr häufig auch die verwittwete Königin erscheint.

Es wird jetzt vielfach die Behauptung aufgestellt, daß man in einem deutschen protestantischen Lande gesonnen sei, die dasigen kirchlichen Einrichtungen denen des anglikanischen Bekenntnisses näher zu bringen. Ich kenne die Thatsachen nicht, auf welche sich diese Versicherungen stützen; sollte aber wirklich ein solcher Plan verfolgt werden, so wird man hoffentlich nicht so weit gehen und eine deutsch-protestantische

Hierarchie, ähnlich der englischen, gründen wollen; denn ein derartiges Institut dürfte kaum in den Bedürfnissen und Wünschen unseres Vaterlandes liegen. Handelt es sich aber nur um die Einführung schöner und belebender Elemente in die starren kalten Formen des reformirten Kultus und nimmt man Einiges aus der anglikanischen Kirche in die Unsrige herüber, dann dürfte vielleicht das Unternehmen ein zeitgemäßes genannt werden und dessen Ausführung wenig Widerstand finden.

Da in der Wirklichkeit die verschiedensten Dinge neben einander bestehen, so darf auch ein Reisebericht die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens nachahmen und von dieser Freiheit Gebrauch machend, will ich jetzt ein Paar Worte über das Theater sagen. Wie sehr mich auch das englische Drama interessirt und wie groß die Lust war, während meines Aufenthaltes in London möglichst häufig in das Schauspiel zu gehen, so war es mir Zeitmangelshalber doch nicht möglich, mehr als einmal dasselbe zu besuchen.

Es fügte sich, daß Drury Lane, jetzt unter der Leitung der wohl bekannten Mrs. Vestris stehend, seine Bühne mit dem Shakespear'schen »Love's labour's lost« eröffnete, welches zu sehen ich nicht versäumte.

Ich bin ein großer Verehrer des britischen Barden und ich halte ihn in mehr als einer Beziehung für unerreichbar; aber so weit geht meine Bewunderung doch nicht, daß ich nach dem Beispiele einiger unserer Landsleute Alles vortrefflich und bedeutungsvoll finde, was aus dessen Feder geflossen; daß ich in offenbaren Abgeschmacktheiten und albernen Wortspielen noch Sinn, Witz und Schönheit entdecke. Ob mir nun gleich die vorhin erwähnte Jugendarbeit Shakespear's

nie mundete und ich dieselbe immer für eines der unbedeutendsten Erzeugnisse des Dichters hielt, so hoffte ich doch, daß das Stück bei der Aufführung gewinnen würde und diese mich Vorzüge entdecken ließe, welche ich bisher darin noch nicht gefunden.

Die Schauspieler thaten ihr Möglichstes; aber ich muß aufrichtig bekennen, daß mich in meinem ganzen Leben ein Drama nie mehr langweilte, daß mir nie Eines so »silly« und »childish« vorkam, als „der Liebe verlorene Mühe.“ Mich wunderte nur, wie das englische Publikum, dem Sinn für dramatische Schönheit nicht abgeht, noch derartigen »Stuff« auf den Brettern duldet und wie die erfahrene Vestris mit einem solchen Stück den Zyklus der Vorstellungen auf einem der größten Theater der Hauptstadt beginnen mochte. Meine Geduld würde sicherlich nicht bis zur Vollendung des letzten Actes gewährt haben, hätten mich nicht einige untergeordnete Dinge in der Vorstellung angezogen. Die französische Prinzessin wurde von Mrs. Nisbeth gegeben, einer Frau, deren herrliche Gestalt und graziöses Wesen mich die Abgeschmacktheiten ihrer Rolle beinahe vergessen ließ, und dieß wollte viel sagen.

Neben dieser schönen Erscheinung trat eine Künstlerin auf, die ich schon vor vielen Jahren gesehen hatte und die damals in London mehr als eine Rolle spielte. Sie wurde als eine der reizendsten und naivsten Schauspielerinnen der Hauptstadt angesehen und es war namentlich ihr häufiges Erscheinen in männlichem Anzuge auf den Brettern, was die Dandies entzückte und bei welcher Gelegenheit sie sich den Ruf erwarb, den schönsten Fuß unter ihren Landsmänninnen zu besitzen. Man behauptete, daß mehr als ein junger Mann

durch die fragliche Sirene seine Gemüthsruhe verloren und daß — — doch dieß sind Dinge, die uns nichts angehen.

Es war mir nun nicht ganz uninteressant, dieser Bretternotabilität wieder zu begegnen. Noch beobachtete sie ihre coquettischen Formen, noch gab sie Jugendrollen, noch wollte sie die alte, das heißt jung sein. Aber so wenig als es mir zu seiner Zeit möglich war, in der fünfzigjährigen Mars ein Mädchen von achtzehn zu sehen, welcher unbegreiflichen Täuschung sich halb Paris hingab; eben so wenig vermochte ich in der Londoner Bretterheldin die frühere Schönheit wieder zu erkennen. Die Wirkungen von zwanzig Jahren ließen sich weder durch Schminke noch durch andere Toilettenkünste verbergen; es war nur noch ein Scheinbild von Jugend, diese selbst nicht mehr zu sehen. Das war nun freilich die Schuld der ehemaligen Schönen nicht; denn wer vermag dem alles zernagenden Zahne der Zeit zu widerstehen, wer ihr rollendes Rad aufzuhalten? Allein schon die Klugheit fordert, daß jedes Alter in seiner Rolle bleibe, daß der Greis nicht den Jüngling, die Vierzigerin nicht die Jungfrau in ihren Zehnen*) nachahme. Wer anders handelt, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er Gegenstand des Spottes, ja des Widerwillens wird; denn in dem fraglichen Punkt ist die Welt unnachsichtlich streng und liebt am allerwenigsten die Täuschung. Dieß sollten sich nicht nur verblühte Schauspielerinnen merken, sondern auch manche andere Leute, die den Brettern fremd sind; vorzugsweise

---

*) Die Engländer sagen von einem Mädchen, welches älter als zwölf Jahre ist, noch aber das zwanzigste nicht erreicht hat, daß es in seinen «teens» sich befinde; eine Ausdrucksweise, deren Nachahmung unsere Sprache vollkommen gestattet.

Junggesellen, die in ihrem fünfzigsten Jahre noch die jungen Herren zu spielen suchen

Die Engländer versichern und unsere Landsleute sind, so viel ich weiß, im Allgemeinen derselben Meinung, daß das Trauerspiel auf britischen Bühnen natürlicher, ungekünstelter gegeben werde, als auf den französischen. In einer solchen Behauptung liegt allerdings etwas Wahres; indessen ist es mit dieser englischen Natürlichkeit doch auch nicht immer so weit her; denn ich erinnere mich, früher in Drury Lane und Coventgarden Shakespear'sche Tragödien gesehen zu haben, deren Aufführung, wenigstens nach meinem Geschmack, weit entfernt war, auf den Vorzug der Natürlichkeit und Einfachheit besondern Anspruch machen zu können. Die Ausdrucksweise, das Gebärden- und Gliederspiel der meisten handelnden Personen schien mir ziemlich häufig gesucht, übertrieben, unnatürlich, kurz so zu sein, wie Menschen in der Wirklichkeit nie reden, nie sich benehmen.

Allerdings sind die britischen Schauspieler erträglicher, als die französischen, welche letztere es in der Kunst: Alles Tragische und Erhabene in das Fratzenhafte zu verziehen, zu einer seltenen Meisterschaft gebracht haben.

Ich wurde mit dem größten Ingrimm erfüllt, als ich im Théatre français zum ersten Male ein Trauerspiel aufführen sah. Die Schauspieler, welche die Hauptrollen zu geben hatten, gebärdeten sich nicht selten wie Wahnsinnige und Rasende und ihre ganze Darstellungsweise schien mir ein fortwährendes Verhöhnen aller Natur, ein unterbrochenes Verletzen der einfachsten Vorschriften des gesunden Geschmacks zu sein. Und gerade bei den widrigsten Uebertreibungen, bei der unerträglichsten Ziererei wurde »très bien« gerufen, stür-

mischer Beifall gezollt. Können wir Menschen, die Gefallen an dem Fratzenhaften finden, die in der Verzerrung Ebenmaaß, in der Karrikatur die Natur sehen, guten Geschmack zutrauen und Sinn für das wahrhaft Schöne beimessen? Man sagt, daß Talma eine Art von Reformator für die französische Bühne gewesen sei und namentlich in die Darstellung der Tragödie natürlichere und einfachere Formen eingeführt habe. Wenn aber die jetzige tragische Schauspielkunst Frankreichs als eine wesentlich verbesserte anzusehen ist, wie muß dieselbe erst vor ihrer vorgeblichen Reformation beschaffen gewesen sein!

Die französische Natur ist für das Lustspiel gemacht, das seinen Stoff vorzugsweise aus den niedern Verhältnissen des Lebens erhält und dem spielenden Witz und dem beißenden Spotte einen so sehr weiten, bequemen und passenden Spielraum darbietet. Da diese Vermögen dem französischen Geiste in einem hohen Maaße zukommen, so hat derselbe die besten Lustspiele hervorgebracht und werden diese auch in Frankreich in einem Grade dramatischer Vollendung dargestellt, welchen weder die Engländer noch unsere Landsleute je erreichen werden.

Was nun die Natürlichkeit in Ausdrucksweise und Liederspiel betrifft, so ist freilich sehr schwer zu sagen, worin dieselbe bestehe und sehr häufig geschieht es, daß dasjenige, was bei einem Volke für solche gilt, von einem andern für Uebertriebenheit und Ziererei erklärt wird. So würde die Art und Weise, in der in England z. B. Gedichte vorgetragen werden, dem deutschen Geschmacke wenig munden. Mir wenigstens kam sie in der Regel ziemlich gezwungen und daher nichts weniger als angenehm vor; während englische

Zuhörer dadurch entzückt wurden und die Schönheit und Natürlichkeit des Vortrages nicht genug bewundern konnten.

Die Sitten des englischen Theaterpublikums sind von Festländern schon oft als etwas roh bezeichnet worden, und ich denke nicht, daß man ein solches Urtheil ganz ungerecht nennen kann, wie aus folgender Skizze, die nach eigener Anschauung gezeichnet ist, zur Genüge sich ergeben wird.

Wird ein Stück gegeben, das die Menge anzieht, so versammelt sich dieselbe lange schon vor Eröffnung der Kasse in einer der Vorhallen des Schauspielhauses. Die bei solchen Anlässen in Paris beobachtete und auch anderwärts nachzuahmende Sitte, daß die Wartenden zwei Mann hoch hintereinander sich aufstellen, kennt man in London nicht. Alles steht dicht gedrängt aufeinander und dieser Haufen ist in steter wühlender Bewegung begriffen; ein Unfug, der den Taschendieben zu Gute kommt und denselben die bequemste Gelegenheit darbietet, ihr Handwerk zu üben. Von Zeit zu Zeit erschallt aus der Menge die warnende Mahnung: »Gentlemen, take care of your pockets«; diese so wohlmeinend klingende Aufforderung geht indessen gerade von Solchen aus, die Lust haben, an dem Inhalte fremder Taschen sich zu vergreifen und welche ihren Rath nur deßhalb ertheilen, um in den Augen ihrer unmittelbaren Nachbaren für ehrlich zu gelten und letztere sicher zu machen.

Rückt die Zeit der Eröffnung der Kasse heran, so beginnt ein fürchterliches Drängen und Schieben nach der immer noch verschlossenen Thür, welcher jetzt Jeder möglichst nahe sein will. Geht diese endlich auf, dann erst erreicht die Unordnung und Rohheit ihren höchsten Grad. Mit der

größten Rücksichtslosigkeit macht Jeder von seinen Ellbogen Gebrauch, stößt Jeder rechts und links, vorwärts und rückwärts auf seine Nachbaren ein. Man glaubt einen rasenden Volkshaufen vor sich zu sehen, dem es eben gelungen ist, die Thore eines Gefängnisses zu erbrechen oder der im Begriff steht, eine Bastille zu erstürmen. Wehe demjenigen, der in ein solches Gedränge hineingeräth; sind dessen Rippen nicht eisenfest, so laufen dieselben die größte Gefahr zerbrochen zu werden. Dieser Fall tritt in der That auch nicht selten ein und trifft am ehesten denjenigen, welcher das Unglück hat, in den engen Brettergang eingekeilt zu werden, der zur Kasse führt und welcher nicht breit genug ist, um zwei Personen nebeneinander den Durchgang zu gestatten. In diesem wilden Vorwärtsstürmen geht es den anwesenden Frauenspersonen am Allerschlimmsten. Hüte fliegen fort, Kleider lösen sich ab, Halstücher gehen davon. Oh! My bonnet is gone, my shawl is lost, my gown is torn, hört man von mehr als einer Seite klagend schreien, sieht aber von Niemand auf solche Nothrufe die mindeste Rücksicht nehmen, da Jeder nur an sich selbst denkt und unter derartigen Umständen und unter einem solchen Haufen roher Egoisten auch denken muß. Kommt ein Mann aus einem derartigen »Rush« mit heiler Haut, mit unzerquetschten Zehen und ungebrochenen Knochen, mit Hut und ganzem Rock ins „Pit“ hinein, so hat er in der That von Glück zu sagen und allen Grund, sich stark zu gratuliren. Im Innern des Saales angelangt, findet man sofort neue Gelegenheiten, das Volk und seine Sitten zu studiren. In den höhern Regionen des Hauses, wo Matrosen und ähnliche ausgezeichnete Leute Platz genommen haben, wird mit vernehmlicher Stimme Gingerbeer

(Ingwerbier) ausgerufen, double stout (starker Porter) empfohlen, Oranges angepriesen und zwar nicht vergeblich; denn bald hört man Propfen springen, Gläser klirren, wohl auch ein »Your health« ausbringen. Die Liebhaber und Verzehrer der saftigen Südfrucht vertreiben sich die Zeit mit den abgelösten Schaalen, indem sie dieselben in das Parterre hinunter werfen, nicht eben zum großen Vergnügen der daselbst sitzenden Personen. Ja nicht selten fliegt eine faule Pomeranze aus den Höhen herab und will es der Zufall, daß dieselbe einen Zornmüthigen trifft, so wird dafür gegen das Juhee hinauf ein Strom von Scheltworten gerichtet. Daß die Bewohner des Paradieses von ihren Lungen und Zungen gehörigen Gebrauch machen und feine Reden und saftige Witze von oben herab zum Besten geben, versteht sich von selbst; auch ereignet es sich nicht sogar selten, daß einige Kerle dort oben hinter einander gerathen und ihren Streit auf englische Weise, das heißt durch eine Boxerei schlichten. Eine solche Scene verfehlt dann niemals, aller Augen auf sich zu ziehen und eine Theilnahme zu erregen, die oft selbst dem später gespielten Stücke, wie interessant dasselbe auch sein mag, nicht geschenkt wird.

Einige Zeit, bevor der Vorhang sich erhebt, fängt, wie anderwärts, zur Unterhaltung des Publikums das Orchester zu spielen an, eine Sache, die völlig überflüssig ist; denn wenn auch die allerschönste Musik sich vernehmen läßt, so kann man dieselbe wegen des höllischen Lärmes, der auf den Gallerien herrscht, doch nicht hören.

Aber gibt es denn keine Theaterwache? wird der deutsche Theatergänger fragen. Nein, es gibt deren keine; der Engländer ist nicht, wie wir wohlgezogene und wohlbewachte

Deutsche an die Allgegenwart der Polizei und der bewaffneten Macht gewohnt und John Bull würde es als einen starken Eingriff in seine Freiheitsrechte betrachten, wenn man Rothröcke mit Ober- und Untergewehr vor und in seine Theater stellte, um ihn zu beaufsichtigen und nöthigen Falles zurecht zu weisen. Er zieht persönliche Freiheit, selbst wenn im Gefolge vielen Unfugs und eigener Behelligung, der vorgeschriebenen Ordnung und dem befohlenen Anstande vor. Macht es übrigens ein Kerl im Theater gar zu arg, so ertönt der Ruf: »turn him out« und nicht selten geschieht es dann, daß der Aufforderung Folge gegeben und der Ruhestörer zum Tempel hinausgeworfen wird.

Geht endlich der Vorhang auf, so wird es allerdings etwas stiller; allein die Leute in der Höhe bleiben doch niemals ganz ruhig und von Zeit zu Zeit lenken die Privatscenen, die dort oben abgespielt werden, die Aufmerksamkeit des Hauses vom Hauptgegenstand ab. Ich selbst sah es einmal in Drury Lane mit an, wie mitten in dem Shakespearschen „Richard dem Dritten“, worin der ausgezeichnete Tragiker Kean seine Glanzrolle hatte, eine fürchterliche Boxerei auf dem Paradiese ausbrach und für einige Minuten das Publikum auf die Gallerie, anstatt gegen die Bühne seine Blicke richtete.

Lob und Tadel werden auf den Londoner Theatern ebenfalls auf eine etwas kräftige und vernehmliche Weise ausgedrückt und bekannt ist, daß schon Vorstellungen vorkamen, in welcher der mißfällige Schauspieler zur Zielscheibe für geworfene faule Eier und Pomeranzen gemacht wurde. Mit eigenen Augen habe ich edoch nie eine derartige Demonstration anzusehen Gelegenheit gehabt.

Da die theatralischen Vorstellungen in London bis tief in die Mitternacht hinein währen, so reicht ein Stück für den Abend nicht aus und werden deßhalb immer deren zwei gegeben. Ist das erste zu Ende gespielt, so wird der Eintrittspreis um die Hälfte vermindert, tritt »half price« ein, eine Vergünstigung, die immer noch viele neue Zuschauer in das Haus führt, in der Regel aber nicht der gentilsten Menschenklasse angehörig. Ist nun das zweite Stück, das in der Regel einen sehr untergeordneten Werth hat, schon oft gegeben worden, so entspinnt sich nicht selten beim Beginn seines Spieles ein Lungenkampf, wie er nur in einem Londoner Theater Statt finden kann. So z. B. sollte an jenem Abend, wo ich Richard den Dritten sah, noch »The Man in the Moon«, ein Stück, das an Geistlosigkeit und Abgeschmacktheit selbst die Wienerpossen überbot, ich glaube, zum vierzigsten Male über die Bretter gehen. Beim Aufzuge des Vorhanges erhob sich nun ein Lärm, der wahrhaft betäubend war. Off! off! off! ertönte es plötzlich aus Hunderten von kräftigen Kehlen. Go on! go on! go on! schrie aus vollem Halse die andere Hälfte des Publikums. Die Schauspieler, an derartige Auftritte und Theaterstürme gewöhnt, standen bei diesem Lärm ruhig auf der Bühne, blickten mit gleichgültiger Miene auf das tosende Menschenmeer herab und sahen mit ächt philosophischer Ruhe der Entscheidung des heißen Kampfes entgegen. Wie wurde aber derselbe zu Ende geführt? Einzig durch die Uebermacht der Lungen der einen Partei. Die »go on« Rufer vermochten kräftiger und länger zu schreien, als die »off« Männer und hiedurch allein errangen sich Jene nach einiger Zeit den Sieg. Sobald das »off« merklich schwächer ertönte

als das »go on«, sahen die Schauspieler den Streit zu Gunsten des Stückes geschlichtet und sofort begann das Spiel, ohne daß weiterer Widerspruch dagegen eingelegt wurde.

Ueber die großen Säle in Drurylane und Coventgarden, zu denen die Logenbesucher freien Zutritt haben, ließe sich manches Interessante sagen; wir wollen aber, da uns der Gegenstand in keinerlei Weise angesprochen, denselben mit Stillschweigen übergehen und dessen Zeichnung andern Federn überlassen.

Ich würde der Wahrheit nicht die volle Steuer geben, wenn ich verschweigen wollte, daß obige Skizze der Londoner Theatersitten nach frühern Beobachtungen entworfen wurde. Bei meinem letzten Besuch in Drurylane fand ich daselbst zu meiner nicht geringen Verwunderung viel mehr Sitte und Anstand, als vor fünfzehn Jahren. Ob diese Verbesserung allgemein und durchgängig ist, weiß ich nicht zu sagen, da ich, wie schon bemerkt, während meines letzten Aufenthaltes in London keine Zeit für den Theaterbesuch verwenden konnte.

Auf einigen kleineren Theatern werden bisweilen mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung des Publikums allerhand Experimente physikalischer und chemischer Art gemacht und einer solchen Vorstellung wohnte ich auch einmal bei. Es sollten an einem Abend im Adelphi-Theater die so merkwürdigen Eigenschaften und physiologischen Wirkungen des Lust- oder Lachgases (Stickoxidul) gezeigt werden.

Als der Vorhang aufgezogen wurde, sah man auf der Bühne in weitgezogenem Halbkreise ein Dutzend oder mehr großer Cautchoucblasen herumliegen, die alle mit glänzenden

Metallhahnen versehen und der erwähnten Luftart angefüllt waren. Der Experimentator erschien im einfachen Frack, hielt an die »Ladies und Gentlemen« eine zierliche Eröffnungsrede, worin die Eigenschaften des Gases, seine Zusammensetzung und Bereitungsweise auf eine Weise beschrieben wurden, die einem Professor der Chemie Ehre gemacht hätte. Am Schlusse seiner Vorlesung drückte er den Wunsch aus, daß sich irgend Jemand aus dem Publikum auf die Scene begeben und eine Blase voll des Lustgases einathmen möchte. Der Einladung wurde sogleich entsprochen; ein langer Kerl setzte mit kühnem Sprung über das Orchester hinweg und hatte, ehe man sich's versah, eine Blase auf der Scene ergriffen. Allein dem Publikum gefiel der Herbeigekommene nicht und es wurde derselbe mit dem unangenehmen off! off! (fort! fort!) begrüßt. Er schien anfänglich dem Rufe nicht gehorchen zu wollen; als aber das Geschrei immer ärger wurde, so zog er endlich ab. Ein zweiter Kandidat erschien; aber auch dieser wurde von der Bühne hinweg geschrieen; als nun selbst ein Dritter mißfällige Aufnahme fand, schritt der Experimentator ein und bat seine Zuhörer in zwar höflichen aber entschiedenen Ausdrücken: es möchte das Publikum nicht länger launenhaft sein und die Versuche ihren Gang nehmen lassen. Die Anrede brachte die beabsichtigte Wirkung hervor und es wurde sofort zur Arbeit des Abends geschritten. Der Athmungslustige, auf einem Stuhle sitzend, nahm den Hahnen in den Mund, hielt sich mit der einen Hand die Nase zu, während er mit dem Mund das Lachgas einsog und der Experimentator die Blase faßte. Hierauf wurde der Hahnen geschlossen, die eingesogene Luft durch die Nase ausgeathmet, der Hahnen wieder geöffnet, die Nase abermals

verschlossen und eine neue Portion des Gases mittelst des Mundes in die Brusthöhle geführt und so abwechselnd das Ein- und Ausathmen fortgesetzt bis die Blase geleert war. Nun entfernte sich der Experimentator; der lufttrunkene Mann aber blieb einige Minuten lang auf seinem Stuhle sitzen, seine Augen stier auf einen Punkt richtend und die Nase fortwährend mit der Hand haltend. Wie man sich leicht denken kann, veranlaßte diese komische Stellung ein ungeheures Gelächter, das aber noch vermehrt wurde, als der Berauschte von seinem Sitze mit einem lebhaften Satze sich erhob und die wunderlichsten Sprünge auf der Bühne herum machte. Als man genug gelacht hatte und der Rausch des Mannes verschwunden war, rief eine Stimme: All nonsence and humbug! All nonsence and humbug! (Alles Unsinn und Betrug) hallte es sogleich aus hundert Hälsen wieder. No! no! wurde kräftig geantwortet. Als das Schreien kein Ende nehmen wollte, trat der Experimentator auf, ließ in kräftiger Stimme sein »Ladies and Gentlemen« vernehmen, versicherte, nachdem er Gehör gefunden, daß keine Betrügerei obwalte und forderte den Herrn, der seine Zweifel über die Wirkunges des Gases zuerst laut werden ließ, auf, die Versuche an sich selbst anzustellen. Er hatte kaum geendet, als bereits ein Mann aus dem Parterre neben ihm stand, der seinen Unglauben unverholen äußerte und verlangte, die größte Blase zu leeren. Dem Begehren wurde sofort entsprochen und es wirkte das Gas so gewaltig auf den Ungläubigen, daß er wie ein Rasender um sich schlug und dem Experimentator heftig zu Leibe ging. Den sceptischen Theil des Publikums bestärkte dieser Auftritt nur

noch mehr in seinen Zweifeln, rief neue Aeußerungen des Mißtrauens hervor.

Bei diesem Anlasse will ich meinen chemischen Lesern bemerken, daß das fragliche Gas vielleicht nirgends häufiger eingeathmet wird, als in England; was wohl in dem Umstand seinen Grund haben mag, daß in genanntem Lande zuerst dessen wunderbare Wirkungen beobachtet wurden und es Sir Humphry Davy war, der diese Entdeckung machte. Ich befand mich einmal als Gast auf dem Lande bei einem meiner Freunde, der Liebhaber chemischer Versuche war. Als die Unterhaltung auf das Lustgas fiel, wurde beschlossen, eine bedeutende Menge desselben zu bereiten; was auch geschah. An einem hübschen Nachmittage versammelte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft im Garten mit der Absicht, die berauschende Luft im Freien zu athmen. Einige junge Herren machten den Anfang und sie alle gaben unzweideutige Zeichen von Wohlbehagen und wilder Lustigkeit von sich; ein ältlicher gesetzter Mann hegte aber auch seine Zweifel und entschloß sich daher, selbst einige Maaße des Lachgases zu sich zu nehmen. Nachdem er eine Anzahl von Zügen gethan, begann er auf einmal zu tanzen und richtete während seiner Extase in den benachbarten Blumenbeeten die fürchterlichsten Verwüstungen an zu großer Ergötzung der Zuschauer. Vielleicht wird es auch noch einmal bei uns Sitte, gegen das Ende eines Gastmahles Stickstoffoxidulgas zu athmen, anstatt Champagner zu trinken und tritt dieser Fall ein, so wird es auch an Lustgasfabriken nicht fehlen.

Vor wenigen Jahrzehnten lachte man den englischen Chemiker als einen Projectenmacher aus, der den Gedanken zum ersten Male äußerte, daß man das bei der Erhitzung

der Steinkohlen sich entwickelnde Gas zur Straßen- und Häuserbeleuchtung verwenden könnte. Es wurde diese Idee selbst von Männern der Wissenschaft für unausführbar erklärt, gerade so, wie vor einigen Jahren der sehr gelehrte Doktor Lardner die Unmöglichkeit einer Dampfschifffahrt zwischen Europa und Nordamerika, ich weiß nicht aus wie vielen Gründen vor einer Versammlung britischer Naturforscher darzuthun sich bemühte. Wie nun die Behauptungen dieses Mannes schon wenige Monate nachher auf die schlagendste Weise Lügen gestraft wurden, so erging es auch den Versicherungen Derer, welche die Beleuchtung durch Steinkohlengas in das Bereich der Unmöglichkeiten versetzten. Die Idee, einmal ausgesprochen, fand schnell ihre Verwirklichung und heute, wie Jedermann weiß, gibt es in England keinen Ort von nur einiger Bedeutung, der von dem Gaslichte nicht einen ausgedehnten Gebrauch machte.

Unter allen europäischen Städten ist gewiß keine so glänzend beleuchtet, als London, dessen Straßen, man darf wohl sagen, durch Hunderttausende von Gaslichtern erhellt werden. Es ist in der That ein herrlicher Anblick, den des Abends die Quartiere der Riesenstadt gewähren. So weit das Auge reicht, sieht es zu beiden Seiten der unermeßlich langen Straßen Flamme an Flamme sich reihen, so daß in der Ferne die Doppelreihe der hell erleuchteten Glasglocken in zwei stetige Lichtstreifen zusammen fließen. Einen der herrlichsten Punkte dieser Art, den man in London finden kann, ist die Stelle, wo Oxford-Street und Regent-Street sich kreuzen und an dem ich manchmal ganze Viertelstunden verweilte, nur um meinem Auge einen Lichtgenuß zu verschaffen. Da man in allen Kaufläden, Buden, Speisehäusern,

Schenken u. s. w. Gaslicht benützt und zwar in verschwenderischem Ueberflusse, so wird durch diesen Umstand eben so viel, wo nicht mehr Licht in die Straßen hinaus geworfen, als dieß die hier aufgestellten so zahlreichen Laternen thun; woher es auch kommt, daß es bei der Nacht in London heller ist, als bei starkem Nebel zur Tageszeit. Welche ungeheure Gasmasse ist nun erforderlich, um nur allein die durch dreimal hundert tausend Häuser gebildeten Straßen zu beleuchten! Daß die Anstalten, in welcher diese brennbare Luft bereitet wird, von riesenhafter Ausdehnung sein müssen, begreift sich von selbst. Mit meinem unermüdlich dienstfertigen Freunde Cooper besuchte ich die größte Gasfabrike, welche es in London und somit in der Welt gibt. Dieselbe gehört einer Gesellschaft der »Chartered Company of Westminster« an und liefert einen sehr bedeutenden, wenn ich mich nicht irre, etwa den vierten Theil des in der Hauptstadt jährlich verbrauchten Gases. Man kann sich eine Vorstellung von der Größe dieses Geschäftes machen, wenn man erfährt, daß in demselben zum Behufe der Gasbereitung in einem Jahre nicht weniger als 60000 Tonnen Steinkohlen verbraucht werden. Da nun jede Tonne durchschnittlich 12000 Würfelfuße Gases liefert, so muß das Jahreserzeugniß der Fabrike 720 Millionen Cubikfuße betragen, eine Menge, mit der man allerdings manche Bude und Straße beleuchten kann.

In einem einzigen der drei oder vier Laboratorien, welche die Gesellschaft in verschiedenen Stadtvierteln besitzt, sah ich mehrere hundert eiserne Zylinder eingemauert, in welchen die Steinkohlen erhitzt werden. Man kann sich leicht vorstellen, daß an einem solchen Ort eine wahrhaft höllische

Hitze herrscht und der Besucher nicht länger als nöthig darin verweilt. Die hier hausenden Gesellen, deren Zahl nicht gering ist und welche halb nackt, von Schweiß triefend und mit einer dicken Kohlenschichte überzogen, vor den feurigen Oefen stehen, mit eisernen Haken und Schaufeln handthierend, sehen wie Gehülfen des Vulkans aus oder gleichen den Teufeln, welche das höllische Feuer anzuschüren haben.

Um die Laboratorien herum stehen die thurmhohen, aus dickem Eisenblech verfertigten Gashalter, zu deren Spitze Treppen führen. Daß es in den Gasfabriken und um dieselben herum nicht zum Beßten riecht, wissen die Nachbaren solcher Gewerke nur zu gut und diese Nasenbeläſtigung ist denselben so läſtig, daß sie häufig die Gasfabrikanten bei den Gerichten verklagen. Den Eigenthümern des Laboratoriums in Westminster ist es erst nach vielen vergeblichen Bemühungen gelungen, diesem Uebelstand abzuhelfen und die höchlich und mit Recht unzufriedenen Nachbaren von ihrer täglichen Nasenqual zu befreien.

Es wird von Manchen versichert, daß athmosphärische Luft, wenn auch nur mit äußerst geringen Mengen des Steinkohlengases geschwängert, nachtheilig auf den menschlichen Körper einwirke, falls dieselbe längere Zeit eingeathmet werde. Ich bin außer Stande zu sagen, ob diese Behauptung auf genaueren Beobachtungen und zuverläſſigen Angaben beruht und eben so wenig ist es mir möglich, die Versicherung zu würdigen, gemäß welcher die Menschen, welche eine so beschaffene Luft einathmeten, von der Cholera verschont geblieben sein sollen. Jedenfalles dürfte reine Luft der Gesundheit zuträglicher sein, als eine kohlenwasserhaltige es ist.

In dem fraglichen Gaswerk interessirte mich am allermeisten eine Vorrichtung, die gewissermaßen dasselbe durchsichtig macht und den Aufseher in den Stand setzt, mit einem Blicke zu überschauen, was jeweilen in der ganzen Anstalt vor sich geht. In einem besondern Zimmer befindet sich ein kastenartiges Gehäuse, an dessen Vorderseite zifferblattartige Scheiben, mit Gradeintheilungen und Zeigern versehen, angebracht sind. Auf der einen Scheibe sieht man an dem Stande des Zeigers, wie viel Gas im Werke vorräthig ist; auf einer andern liest man, wie viel Luft in jeder Minute im Laboratorium erzeugt wird; eine dritte zeigt an, welche Menge von Gas in dieses, eine vierte wie viel davon in ein anderes Stadtviertel in einer bestimmten Zeit abfließt. Wenn daher der Leiter des Geschäftes für einige Augenblicke den Gang der Zeiger dieser »self-registering« Tafeln beobachtet, so weiß er sofort, ob in dem Geschäfte alles in der gehörigen Ordnung oder irgendwo eine Störung eingetreten ist.

Wie mich Personen versicherten, die mit der Bereitung des Steinkohlengases ganz vertraut sind, ist der Nutzen, den die Fabrikanten dieses Produktes aus ihrem Geschäfte ziehen, ziemlich unbedeutend und wird letzteres nur dadurch noch etwas vortheilhaft, daß man das Gas in ungeheuren Quantitäten bereitet und die Nebenerzeugnisse Coaks, kohlensaures Amoniak ꝛc. möglichst gut benützt.

Jedes der größern Gaswerke in London hat einen Chemiker aus der Stadt angestellt, welchem, wie einem Hausarzt die Verpflichtung obliegt, auch ungerufen von Zeit zu Zeit seine Besuche im Laboratorium abzustatten und nachzusehen, ob man daselbst seines Rathes und seiner Beihülfe nicht bedürftig sei. Je nach Umständen erhält der chemische

Doktor des Gaswerkes 50—200 Pfd. Sterl. jährlich und wird derselbe auf eine ungewöhnliche Weise in Anspruch genommen, so hat er natürlich auch noch auf besondere Gratificationen zu rechnen.

Es wissen überhaupt manche Londoner Chemiker von ihrer Wissenschaft Nutzen zu ziehen und wie der Kaufmann, Fabrikant und Advokat Geld mit dem Fache zu machen. So z. B. lassen sie sich für die unbedeutendste Consultation einen »Fee« von fünf Guineen entrichten und haben sie irgend etwas zu untersuchen, z. B. ein Wasser zu analysiren, so muß man sie noch besser bezahlen. Eine nicht ganz unbedeutende Geldquelle für dieselben sind solche Processe, welche chemische Expertisen nothwendig machen. Werden z. B. gewisse Handelsartikel von den Käufern für verfälscht erklärt und zur Verfügung des Absenders gestellt; wirft eine Brandversicherungsanstalt einem Assekurirten, dessen Fabrike z. B. abgebrannt ist, Nachlässigkeit vor und wird darauf die Verweigerung des Ausbezahlens der Assekuranzpremie gestützt; handelt es sich um die Ermittelung der Ursachen, aus welchen Waaren verdorben wurden u. s. w., so werden häufig von den streitenden Parteien Chemiker zu Rathe gezogen, welche natürlich denselben eben so wenig umsonst ertheilen, als die Advokaten den ihrigen. So brannte vor einigen Jahren in London eine ungeheure Zuckersiederei ab, die assekurirt war. Da die Versicherungsgesellschaft behauptete, daß das Feuer durch Sorglosigkeit entstanden sei, so weigerte sie sich, das Assekuranzgeld auszubezahlen, was zwischen ihr und den Eigenthümern der Raffinerie zu einem Prozesse führte. Da es sich in demselben um eine sehr große Summe handelte und dessen Entscheidung hauptsächlich von dem

Ausspruche der Sachverständigen abhängen mußte, so zogen beide Parteien eine Anzahl von Chemikern zu Rathe und ließen sich von denselben Gutachten für und gegen die Beschuldigung ausstellen. Ich habe den genauen Betrag der Kosten dieser Expertise vergessen, weiß aber doch noch so viel, daß derselbe auf Hunderte von Pfunden sich belief. Aehnliche Fälle sind in einer Stadt wie London nichts weniger als selten und gewähren daher der chemischen Praxis einen nicht kleinen Spielraum.

Einigen der ausgezeichneteren Lehrer der Chemie in London tragen die von ihnen gehaltenen populären Vorlesungen, die namentlich auch von Damen fleißig besucht werden, eine schöne Anzahl von Guineen ein; wie man leicht daraus abnehmen kann, daß Kurse dieser Art nicht selten von mehrern hundert Personen besucht und mit zwei oder auch mehr Guineen bezahlt werden.

Der Stand der Tänzerinnen und Sängerinnen ist bekanntlich in unsern Tagen bei weitem der einträglichste; denn die Ausgezeichneteren dieser Leute können, wenn sie anders ihr Geld nicht sofort wieder vergeuden, in einer kurzen Reihe von Jahren nicht nur Hunderttausende sondern sogar Millionen erwerben, wie dieß das Beispiel einer Catalani, Elsner und Taglioni zur Genüge beweißt. Die reichsten Diademe und die schönsten Erzeugnisse Cachemirs vermögen kaum mehr einen schön getanzten Pas und eine gut abgegurgelte rossinische Arie hinreichend zu belohnen. Es regnet kaiserliche und königliche Geschenke auf die Luftspringerinnen und Trillerschlägerinnen herab, während Männer, welche sich die höchsten Verdienste um die Menschheit erworben, oft kaum beachtet, geschweige verdienter Maaßen

belohnt werden. Die verschwenderische Freigebigkeit, welche man jetzt überall gegen Bretternotabilitäten zeigt; die maßlosen Huldigungen, die selbst die stolzen transatlantischen Republikaner den Tänzerinnen darbringen, ist nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten nicht das, was unserem Zeitalter zur größten Ehre gereicht und es ließen sich über diesen Gegenstand Betrachtungen anstellen, die nicht Jedermann gefallen dürften.

Es hat indessen doch auch schon Fälle gegeben, wo z. B. wissenschaftlichem Verdienste die verdienten Kronen und dem Urheber großer Entdeckungen allgemeine Anerkennung und die Bewunderung der Menge zu Theil wurden. Davy war einer der wenigen Männer, dem eine solche Auszeichnung zum Loose fiel. Derselbe hatte in der Royal Institution seine glänzende Laufbahn kaum eröffnet, so war er auch schon der Liebling desjenigen Theiles der Gesellschaft, welcher sich in der Regel wenig um wissenschaftliche Dinge zu bekümmern pflegt; ja es häufig unter seiner Würde hält, hievon auch nur die geringste Kenntniß zu nehmen. Dukes und Earls bemühten sich, den glücklichen Forscher in ihre Kreise zu ziehen und Leute, bei denen durchschnittlich nur Rang, Macht und Glücksgüter Werth und Geltung haben, brachten ihre Huldigungen bereitwilligst dem Manne dar, der einzig durch die Kraft seines Genies aus niedrigen Verhältnissen zu einer der glänzendsten Stellungen in der Gesellschaft sich empor schwang und seinen Namen zu einem europäischen machte. Dieser Tribut der Hochachtung drückte sich nicht immer in bloßen Worten aus. Eines Abends legte Davy in der Royal Institution mehrere seiner eben erst gemachten Entdeckungen vor und riß durch die Beredsamkeit des bei diesem Anlaß gehaltenen

Vortrages wie auch durch die Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes die ziemlich gemischte und namentlich auch viele vornehme Personen zählende Versammlung zur Bewunderung hin. Wenige Tage später erhielt der Entdecker des Kaliums von einem der reichsten englischen Herzoge einen kostbaren Silberservice, mit einem Handschreiben begleitet, in welchem Davy gebeten wurde, die überschickte Kleinigkeit als einen schwachen Beweis der vom Herzog gegen ihn gehegten Gesinnungen der Werthschätzung wohlwollend entgegen zu nehmen. Aehnliche Aufmerksamkeiten wurden dem gefeierten Manne mehr als nur einmal erwiesen; die großartigste Theilnahme an dessen wissenschaftlichen Arbeiten aber zeigte Dublin. Einige Zeit, nachdem Davy den außerordentlichen Fund der alkalischen Metalle gethan hatte, unternahm derselbe eine Reise nach der irischen Hauptstadt, um einige Freunde dort zu besuchen. Diese baten ihn um die Gunst, während seines Aufenthaltes eine öffentliche Vorlesung über die von ihm gemachte Entdeckung zu halten. Davy willigte in das Gesuch ein und nach wenigen Tagen waren schon zweitausend Eintrittskarten, jede zu zwei Guineen vertheilt, d. h. so viele Billete ausgegeben, als der größte Saal in Dublin Menschen fassen konnte. Und doch hatten nicht alle Seh- und Hörbegierigen Plätze erhalten und wurden vor Eröffnung der Vorlesung zehen Guineen für eine Einlaßkarte geboten. Seit die Welt steht, hat gewiß noch nie ein Professor für eine einzige Vorlesung viertausend Guineen oder fünfzig tausend Gulden eingenommen; auch dürften Jahrhunderte vergehen, ehe sich wieder ein Auditorium zusammen findet, wie das Dubliner war. Wenn man auch an Sängerinnen und Tänzerinnen das Geld scheffelweise jetzt wegwirft,

so hat doch gewiß noch keine derselben, weder eine Catalani noch eine Taglioni, für einen Abend jemals eine Summe erhalten, welche der dem englischen Chemiker in Dublin zugeflossenen gleich käme. Freilich hielt Davy nur eine einzige Vorlesung dieser Art in seinem Leben, während die Tanz- und Singvirtuosinnen oft Jahrzehnte lang das Publikum der größern europäischen Städte sich zinsbar zu erhalten wissen.

Ob nun gleich die Heroen der Wissenschaft einen edlern Beruf als den der Geldanhäufung haben und sie des Beifalles und der Huldigungen gar wohl entbehren können, welche die Menge so bereitwillig einer tanzenden oder singenden Meisterin darbringt, und obwohl namentlich Davy am Allerwenigsten der Art von Auszeichnung und Anerkennung bedurfte, die ihm in Dublin zu Theil wurde; so ist es doch ganz in der Ordnung, wenn die profane Welt hie und da auch geistiger Größe den schuldigen Tribut der Bewunderung zollt und materielle Belohnungen demjenigen zuerkennt, welcher die Menschheit mit den Schätzen der Wissenschaft bereichert.

Ich komme noch einmal auf die Chemiker Londons zurück. Wo die verschiedenen Zweige der Industrie einen so riesenhaften Umfang gewonnen haben, wie dieß in England der Fall ist, da müssen auch die Chemiker, welche sich für das praktische Leben interessiren, einen großen Spielraum zur Thätigkeit und vielfache Gelegenheit haben, aus ihrer Wissenschaft Nutzen zu ziehen und oft die geringfügigste Entdeckung in Geld zu verwandeln. So z. B. machte vor nicht langer Zeit ein Chemiker die Beobachtung, daß kohlensaures Amoniak eine gesättigte Kochsalzlösung zersetze und unter diesen Um-

ständen Salmiak und die vielgebrauchte Soda gebildet werde. Auf diese neue Bereitungsweise des fraglichen Salzes, die mir eine eben nicht sehr ökonomische zu sein scheint, nahm er ein Patent und fand Leute, die ihm für das Recht der Benützung seines Verfahrens die schöne Summe von 24000 Pfd. Sterl. bezahlten. Ein anderes Beispiel ähnlicher Art möge hier noch angeführt werden. Der leider für die Wissenschaft viel zu früh verstorbene Professor der Chemie an der Londoner Universität, Herr Turner, sprach eines Tages in seiner Vorlesung die Vermuthung aus, daß wohl manche chemische Prozesse unter dem Einflusse des stark gespannten Wasserdampfes rascher vor sich gehen dürften, als dieß unter den gewöhnlichen Umständen geschieht. Diese einfache Bemerkung wurde nicht vergeblich gemacht und hatte, wie man sogleich erfahren wird, nicht ganz unbedeutende Folgen. Ein junger Student, der die Vorträge Turners besuchte, kam nach vollendeter Vorlesung zu dem Assistenten des Professors, um denselben zu fragen, ob wohl die Verseifung in verschlossenen Kesseln nicht schneller als in offenen Statt finden würde. Der Assistent meinte, daß dieß sehr wohl möglich sei und beide Leute kamen bald überein, gemeinschaftlich Versuche über die Sache anzustellen. Die von ihnen im Kleinen gemachten Proben fielen so befriedigend aus, daß sie sich entschlossen, Versuche in einem größern Maßstabe auszuführen. Sie schafften sich zu diesem Behufe einen Dampfkessel an und unterwarfen darin die zur Seifenbereitung erforderlichen Materialien verschiedenen großen Druckgewalten, bis sie endlich die Umstände ermittelt hatten, unter welchen das günstigste Resultat erhalten wird. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen setzten die Vortheile

des neuen Verfahrens außer Zweifel und veranlaßten die jungen Männer, in England, Frankreich und Belgien Patente auf ihre Entdeckung zu nehmen. Nach der bisher in Großbritannien und andern Ländern befolgten Bereitungsmethode mußte eine Masse von Fett, die sechzig Zentner Seife liefern sollte, mehrere Tage lang in offenen Kesseln mit der Natronlauge kochen; das neue Verfahren lieferte das gleiche Quantum von Seife in zwei bis drei Stunden und gewährte somit eine sehr bedeutende Ersparniß an Brennmaterial, Zeit- und Arbeitskosten.

Diese namhaften Vortheile bewogen mehrere unternehmende Männer, in den drei vorhin genannten Ländern Seifenfabriken zu errichten und den Urhebern des verbesserten Verseifungsprocesses die Erlaubniß, von demselben Gebrauch zu machen, abzukaufen. Als ich in England war, hatten die Patentträger bereits 64000 Pfd. Sterl. für ihre abgetretenen Rechte bezogen und seither hat sich ohne Zweifel diese Summe noch bedeutend vergrößert. Einer der Patentirten, der ein nicht unbekannter Chemiker und ein alter Bekannter von mir ist, erhält überdieß von den Fabrikanten, die nach der neuen Methode arbeiten, lebenslänglich einen Jahresgehalt von fünfhundert Pfunden für die Mühe: von Zeit zu Zeit die Siedereien zu besuchen und daselbst seinen guten Rath zu ertheilen. Es kann nicht fehlen, daß dergleichen Beispiele gemachten Glückes stark aufmunternd auf die Chemiker wirken und die Lust, nutzbare Entdeckungen zu machen, gewaltig anfachen.

Unter den Sehenswürdigkeiten der britischen Hauptstadt nehmen die Bierbrauereien nicht die letzte Rolle ein und ein besonderes Interesse an diesem Zweig des Gewerbfleißes

nehmend, verließ ich London nicht, ohne eine dortige »Brewery« etwas genauer in Einsicht genommen zu haben. Einer meiner Bekannten, der früher als Chemiker längere Zeit in einer bedeutenden Brauanstalt das Gährungsgeschäft leitete und mit allen Einzelnheiten der Bereitungsweise der englischen Biere auf das Genaueste bekannt war, hatte die Güte, mich in die große Brauerei von Spitalfields einzuführen und in alle Geheimnisse der britischen Braukunst einzuweihen.

Ehe wir unsere Umschau hielten, nahmen wir im Geschäftszimmer der Anstalt den sogenannten »brewer's lunch« ein, in dem besten von der Brauerei verfertigten Porter, dem schmackhaftesten Chesterkäse und dem weißesten Waizenbrod bestehend. Wenn man einige Stunden lang vorher das Pflaster von London getreten hat, so mundet ein solcher Imbiß vortrefflich und da wir in diesem Falle waren, so ließen wir auch der einfachen Brauersfrühkost eben so volle Gerechtigkeit widerfahren, als wäre sie das ausgesuchteste Gabelfrühstück gewesen. Nach dieser nicht unangemessenen Einleitung in das Geschäft des Tages sahen wir uns zunächst in dem Theile der Brauerei um, wo die Biervorräthe aufbewahrt werden. Diese Lokalität ist nun weder ein gewöhnlicher noch ein Felsenkeller, sondern ein einfacher über der Erde befindlicher Raum, in welchem hundert und zwanzig Fässer (Vats) in Reih und Glied aufgestellt sind, jedes derselben etwa zwölfhundert barrels fassend und alle mit dem besten Porter gefüllt. Wie man aus der gemachten Angabe sieht, ist die Menge des hier angehäuften Bieres so groß, daß man mit derselben einen kleinen See bilden könnte. Obgleich nun eine solche Vorrathstonne größer ist, als irgend

ein Wein- oder Bierfaß auf dem Festlande, so pflegte man früher doch noch vielmal umfangsvollere zu gebrauchen. Der erste Bierbrauer Londons gab einmal Georg dem Vierten und dessen zahlreichem Gefolge ein glänzendes Frühstück in einem leeren Bierfasse, das so kolossal war, daß es in einen geräumigen Saal umgeschaffen werden konnte, ohne daß dieß der königliche Gast bemerkte und derselbe erst von diesem Umstande Kenntniß erhielt, als die Gesellschaft die riesenhafte Tonne verlassen hatte. Bekannt ist auch, daß einmal durch das Springen der Reife eines Bierfasses eine ganze Straße in London überschwemmt wurde und mehrere Personen ihren Tod in den gewaltigen Porterfluthen fanden. Da immer einige Zeit verging, bis eine so unfläthige Tonne, gegen welche selbst das Heidelberger Faß nur ein Zwerg ist, abgezapft und deren Inhalt an die Bierhäuser der Stadt abgesetzt war, so wurde der in ihr befindliche Porter etwas matt, welcher unangenehme Umstand die Brauer veranlaßte, ihre Biervorräthe in kleineren Fässern aufzubewahren. Die gefüllten Tonnen liegen nicht wie in unsern Kellern auf dem Bauche, sondern sind auf den Kopf gestellt und werden von eisernen Gestellen getragen. Da bisweilen der Fall eintritt, daß ein volles Faß springt und ausläuft, so ist natürlich die Vorkehrung getroffen, daß das Bier, ohne verdorben zu werden, wieder in einem Behälter sich sammeln kann. Es bedarf daher kaum der Bemerkung, daß der Boden des Vorrathshauses auf das Reinlichste gehalten wird und in diesem überhaupt die größte Ordnung herrscht.

Da täglich allein in die Stadt von der Brauerei gegen tausend barrels (ein barrel faßt 36 Gallonen) geführt werden, so kann man hieraus auf die Menge des jährlich von

ihr gebrauten Bieres schließen und wird man es nicht auffallend finden, wenn ich hier die Vermuthung ausspreche, daß die von mir in der Londoner Brauerei gesehenen Malzvorräthe wohl bedeutender waren, als diejenigen, welche man je auf einmal in allen Brauereien der bairischen Hauptstadt antreffen kann. Sechszehn Kasten, von denen jeder etwa vier tausend Säcke faßt, fand ich mit Malz beinahe ganz angefüllt. Erwähnenswerth ist, daß in den Londoner Brauereien nicht gemalzt und von diesen das gekeimte Getreide vom Lande bezogen wird.

Ueber die Bereitungsweise des Porters und dessen Bestandtheile sind allerhand irrige Meinungen auf dem Festlande, ja in England selbst gäng und gäbe. Von meinem unterrichteten Führer, der, wie schon bemerkt, Jahre lang der von mir besuchten Brauerei vorstand, erfuhr ich, daß zur Bereitung der genannten Bierart nur Hopfen und Malz gebraucht und der Unterschied zwischen Porter und Ale einzig und allein dadurch herbeigeführt werde, daß man zur Verfertigung des erstern »black or brown malt«, d. h. bei ziemlich hoher Temperatur getrocknetes, also etwas geröstetes Malz verwende, während man das Ale aus lufttrockenem bereite. Daher kommt es denn auch, daß der Porter braunroth ist und so eigenthümlich schmeckt, das Ale aber eine hellgelbe Farbe hat und einen reinern Geschmack besitzt. Es kann nicht anders sein, als daß in den Londoner Brauereien das Kühlgeschirr, die Siedkessel, die Maischkufen, die Gährungsbottiche, kurz die verschiedenen Vorrichtungen, welche zur Bierbereitung dienen, riesenhafte Dimensionen haben. Auch versteht es sich von selbst, daß überall, wo blos mechanische Arbeiten auszuführen sind, die Dampfkraft

anstatt menschlicher Hände gebraucht wird. Das Hin- und Herschaffen des Malzes, das Reinigen und Schroten dieses Materiales, das Umrühren der Maische, das Heben der Würze in das Kühlgeschirr, das Füllen der Gährungsbottiche mit der zur Gährung vorbereiteten Flüssigkeit, das Ablassen des fertigen Bieres in die Vorrathsfässer und vieles andere mehr besorgt eine einzige Dampfmaschine mit bewundernswürdiger Genauigkeit und mit der größten Stille. Und tritt irgendwo eine Störung in ihrem Geschäftsgange ein, so zeigt sie dieß selbst durch das Läuten einer Alarmglocke an und ruft hiedurch menschliche Intelligenz zur Abhülfe des eingetretenen Uebelstandes herbei.

Ob nun gleich der größere Theil des Braugeschäftes durch Dampf vollbracht wird, so sind dennoch dreihundert Menschen in der Brauerei thätig, um diejenigen Arbeiten zu verrichten, welche keine Maschine auszuführen im Stande ist.

Manche dieser Leute sind sehr gut bezahlt; so z. B. erhält Derjenige, den man in Deutschland vielleicht Oberbrauknecht nennen würde, einen Jahrgehalt von 1000—1200 Pfd. Sterl.; also 12—14000 Gulden, mithin eine Summe größer, als der Gehalt von mehr als einem deutschen Minister. Freilich ist der Mann, der diese Stelle bekleidet, etwas mehr als ein bairischer Brauknecht; er muß bis auf einen gewissen Grad eine wissenschaftliche Bildung genossen haben, namentlich die Grundsätze der Chemie und Physik kennen und auch mit der Mechanik mehr oder weniger vertraut sein. Versteht sich von selbst, daß diesem Head-brewer das wichtigste Geschäft einer Brauerei, die Leitung der Gährung nemlich, speziell anvertraut ist.

Da ein großer Theil des Bieres in London verbraucht

wird, so muß dasselbe von der Brauerei aus in die verschiedenen Stadtviertel gebracht werden und sind zu diesem Behufe nicht weniger als hundert und zwanzig Pferde nothwendig. Die Ställe gehören daher nicht zu den uninteressantesten Theilen der Brauerei und ihre Besichtigung gewährt gewiß ihrer Größe und Einrichtnng wegen den Pferdeliebhabern ein nicht geringes Vergnügen. Ein kaiserlicher oder königlicher Leibstall kann in der That nicht besser und schöner gehalten sein, als es derjenige einer Londoner Brauerei ist, und die Pflege, die man daselbst den Lastpferden angedeihen läßt, kann nirgends weiter getrieben werden. Für die kranken Thiere ist sogar ein eigener Spital vorhanden, das nöthigen Falles erwärmt werden kann. Jedes Pferd hat seinen besondern Namen, welcher, wie dieß in fürstlichen Marställen der Fall ist, über seinem Stande angeschrieben steht. Durch eine eigene Dampfmaschine wird das Futter, welches aus einem Gemisch von Haber, Stroh und Heu besteht, und auf dessen Mischung und Verkleinerung man große Sorgfalt verwendet, zubereitet. Die Race dieser Zugpferde ist eine ganz eigenthümliche und wohl die größte, die es überhaupt gibt. Die Rosse gleichen in der That durch die Stärke ihres Gliederbaues dem Elephanten und vermögen ungeheure Lasten zu ziehen. Durchschnittlich kostet eines derselben siebenzig Guineen, woraus sich ergibt, daß das Capital, was allein in den Pferden der Brauerei steckt, mehr als hundert tausend Gulden beträgt.

Jede bedeutende Londoner Brauerei besitzt sowohl in der Stadt als auf dem Lande eine große Anzahl von Schenkhäusern, welche sie verpachtet mit der Bedingung, daß das darin verbrauchte Bier von ihr bezogen werde. Erwähnens-

werth ist auch der Umstand, daß jede solche Brauerei eine Anzahl von Malern hält, welche nichts anderes zu thun haben, als Schilde für Bierhäuser entweder neu zu malen, oder aufzufrischen. Zu diesem Geschäfte bedarf man freilich keiner Raphaele oder Titiane.

Dürften voranstehende Angaben schon genügen, um einen Begriff von der Größe eines Londoner Brauhauses zu geben, so wird man denselben jedenfalles ganz vollständig haben, wenn ich auf die Versicherung meines Führers hin meinen Lesern sage, daß die schlechten Schulden der Brauerei in Spitalfieldes jährlich zwischen 20—30000 Pfd. Sterl. betragen. Ein Geschäft, das einen solchen Verlust jedes Jahr in Rechnung zu nehmen hat, kann nicht klein sein.

In jeder Brauerei wird Porter und Ale zu gleicher Zeit bereitet, indessen in sehr ungleichen Quantitäten. Erstere Biersorte trinkt man viel häufiger, als letztere, vielleicht in dem Verhältnisse von fünfzig zu eins und sie ist vorzugsweise das Getränk der arbeitenden Klasse, was schon dessen Namen andeutet. Die Vorrichtung zur Alebereitung ist immer von derjenigen gesondert, die zum Brauen des Porters dient und jene natürlich immer viel kleiner als diese. Die Stärke des Ales ist sehr verschieden und ich habe in der schon oft erwähnten Brauerei nicht weniger als acht Sorten dieser Bierart gekostet, von welcher die schwächste etwa 6 %, die stärkste 15 % Weingeist enthielt. Letztere Qualität ist also schon so geistreich, als der stärkste französische Wein und kann deßhalb auch mehrere Jahrzehnte und noch länger aufbewahrt werden, ohne sich zu verschlechtern. Ich könnte aber nicht sagen, daß mir dieses Bier gemundet hätte; selbst in sehr kleinen Mengen getrunken, widersteht es einem sehr

leicht, um so eher, als es außer seiner widrigen Stärke noch einen süßlichen Geschmack besitzt. Daß übrigens ein solches Ale nicht Maaßweise, selbst vom Liebhaber, getrunken wird, versteht sich von selbst; man nimmt dasselbe in der Regel nur in kleinen Kelchen zu sich, nachdem es vorher ein wenig erwärmt worden ist. Schottland steht im Rufe, das beste Ale in den britischen Inseln zu brauen, weßhalb es selbst in England eingeführt wird. Daß dasjenige, welches man in den Hochlanden auftischt, vortrefflich ist, kann ich aus eigener Erfahrung beurkunden und diesem Zeugniß noch dasjenige meines Wirthes in Dunkeld beifügen, welcher mich versicherte: daß ein mächtiges gekröntes Haupt während seines Aufenthaltes in der schottischen Hauptstadt nichts anderes, als hochländisches Ale getrunken und demselben den Vorzug vor den feinsten Weinen gegeben habe.

Es ist mir nicht möglich, das Kapitel über die Londoner Brauereien zu schließen, ohne noch vorher einer Thatsache Erwähnung zu thun, die meines Bedünkens die Beachtung der wissenschaftlichen Chemiker verdient und nicht allgemein bekannt sein dürfte. Mein Begleiter sowohl als der Oberbrauer des Geschäftes, von dem bisher die Rede gewesen, machten im Laufe einer Unterhaltung über die Biergährung die Angabe: daß die Hefe, nachdem sie einige Zeit in einer Brauerei gedient habe, an Wirksamkeit so bedeutend verliere, daß dieselbe für ihren Zweck nicht mehr tauge und Ferment aus einer andern Brauerei angewendet werden müsse. Sie fügten bei, daß die neue eingebrachte Hefe zum ersten Male gebraucht, nicht gehörig wirke; daß aber diejenige, welche aus der durch sie veranlaßten ersten Gährung entstehe, schon alle erforderlichen Eigenschaften besitze. Ich konnte nicht

umhin, meinen starken Zweifel über diese Mittheilung auszudrücken. Allein die erfahrenen Brauer lachten über meine Scepsis und unterließen nicht, ihre Versicherung in allem Ernste zu wiederholen und meinem Unglauben ihre vieljährigen Erfahrungen, diejenigen aller Brauer Londons entgegen zu halten. Wie unwahrscheinlich eine solche Angabe nun auch aussieht und wie schwer wir zu begreifen vermögen, warum dieselbe Hefe in der einen Brauerei taugt, während dieselbe in einer andern sich als unwirksam erweist, obgleich die Umstände, unter welchen sie an beiden Orten versetzt wird, anscheinend wenigstens völlig gleich sind, so müssen wir uns dennoch der Autorität der Thatsachen unterwerfen und dürfen das Zeugniß wahrheitsliebender und urtheilsfähiger Männer nicht in Zweifel ziehen.

Jede Wissenschaft hat ihre schwachen Seiten; auch der Chemie mangeln die ihrigen nicht und deren hauptsächlichste dürfte wohl das sein, was sie uns über die sogenannten freiwilligen Zersetzungen organischer Materien, namentlich aber über die geistige Gährung lehrt. Wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir sagen, daß die ersten Chemiker unserer Zeit über die wahre Ursache der fraglichen Erscheinung eben so wenig wissen, eben so sehr im Dunkeln sind, als es der gemeinste Brauknecht ist. Unser ganzes Wissen von der Gährung besteht nur in der Kenntniß einiger Bedingungen, unter welchen sie Statt findet; wie aber die Hefe den Zucker in Weingeist und Kohlensäure zerlegt, das ist für uns noch das tiefste Geheimniß und wird dieß wahrscheinlich auch noch lange bleiben. Zwar hat es in den letzten fünfzig Jahren nicht gefehlt an mannigfaltigen Versuchen, das fragliche Räthsel zu lösen und es sind namentlich in der neuesten

Zeit von ausgezeichneten Forschern Theorien aufgestellt worden, mit Hülfe welcher das Mysterium der Weingeistbildung begreiflich werden sollte. Der eine machte aus dem Zucker, der Hefe und dem Wasser eine galvanische Kette und ließ durch einen electrischen Strom die Zuckerzersetzung zu Stande gebracht werden. Ein anderer begabte die Hefe mit dem wunderbaren Vermögen: so zu sagen ohne körperliche Theilnahme, ohne eigene Veränderung und durch ihre bloße Gegenwart das Gleichgewicht der Zuckerelemente zu stören und dieselben zu bestimmen, zu Weingeist und Kohlensäure zusammenzutreten. Ein dritter rief kleine Thierchen zu Hülfe, ließ dieselben auf Kosten des Zuckers sich nähren und fortpflanzen und hiebei Weingeist und Kohlensäure gleichsam als Abfall auftreten. Ein vierter sah endlich in der geistigen Gährung nichts anderes, als einen ganz einfachen Ansteckungsfall. Die Hefe, sagte er, sei ein in Fäulniß oder in Zersetzung begriffener Körper und bringe man in dessen unmittelbare Nachbarschaft Zucker, so werde dieser angesteckt; etwa wie ein gesunder Mensch von einem Kranken, wie gesundes von faulem Holze, und die Verwesung des Zuckers mache eben die Gährung aus. Alle diese Hypothesen machen unstreitig dem Scharfsinne ihrer Urheber große Ehre; leider läßt sich aber viel Gegründetes gegen sie vorbringen und trifft dieselben namentlich der nicht ganz unbedeutende Vorwurf, daß sie über das dunkle Phänomen kein neues Licht verbreiten und nicht den geringsten Aufschluß über die Ursache der Gährung geben. Denn z. B. zu sagen, daß die Hefe durch ihre bloße Gegenwart zersetzend auf den Zucker einwirke, heißt nichts erklären, sondern höchstens nur eine Thatsache constatiren. Dieselbe Bemerkung findet ihre An-

wendung auch auf die Hypothese, welche den Zucker durch die faulende Hefe angesteckt werden läßt; denn selbst, wenn es, was nicht der Fall ist, eine ausgemachte Sache wäre, daß jeder in Zersetzung begriffene Körper das Vermögen besäße, eine ihm benachbarte zerlegbare Materie in einen dem seinigen ähnlichen Zustand zu versetzen, ohne daß er dieser Materie selbst etwas entzöge oder an sie abträte, so würden wir deßhalb doch nicht einsehen, warum und wie der Zucker durch die Hefe in Weingeist und Kohlensäure zerlegt wird.

Sind wir aber über die Ursache der Gährung noch so völlig im Dunkeln; wie dürfen wir es wagen, zum Voraus über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit irgend einer auf die Wirksamkeit des Fermentes sich beziehenden Angabe uns auszusprechen, falls nemlich eine solche nicht mit bereits bekannten und wohl ermittelten Thatsachen im Widerspruche steht! Das von den Londoner Brauern beobachtete Verhalten der Hefe, so sonderbar es uns auch erscheinen mag, streitet gegen keine derartige Thatsache und es verdient daher dasselbe die ganze Aufmerksamkeit derer, welche die Gährungserscheinungen zum besondern Gegenstande ihrer Forschungen machen.

Den Tunnel, das Wunderwerk der Neuzeit, sieht natürlich Jeder, der die britische Hauptstadt besucht und auch ich verwendete einen Morgen zur Besichtigung dieses merkwürdigen unterirdischen Ganges. Ich war gerade in London, als die Themse zum ersten Male, ihr lockeres Schlammbett durchwühlend, in den Tunnel eindrang. Die ganze Stadt sprach einen ganzen Tag lang nur von diesem Ereigniß und unter hundert Menschen gab es neun und neunzig, welche behaupteten, daß man an die Fortsetzung des begonnenen

Unternehmens nicht mehr denken könne. Der kühne Brünel aber dachte anders und ließ sich durch den Unfall nicht entmuthigen. Kurze Zeit nach statt gehabtem Einbruch schon sah man am rechten Ufer des Flusses Tag und Nacht eine mächtige Dampfmaschine thätig, welche einen wahren Strom aus der Tiefe in die Höhe hob, d. h. mehr Wasser aus dem Tunnel schöpfte, als zu gleicher Zeit vom Flusse in ihn eindrang. Bekanntlich wiederholte sich das Unglück mehrere Male, ohne daß aber hiedurch der Fortgang des Werkes wesentlich gehemmt worden wäre. Bei meiner letzten Anwesenheit in London fand ich die Arbeiten so weit vorgerückt, daß der Doppelgang bis zu low water mark, d. h. bis zu dem Punkte des Flußbettes geführt war, der zur Zeit der Ebbe trocken bleibt. Neugierig den zum Schutze der Arbeiter gebrauchten Schild, wie auch die Operationen des Grabens selbst zu sehen, wendete ich mich mit einigen meiner mich begleitenden Freunde an Herrn Brünel. Mit der größten Bereitwilligkeit und Freundlichkeit begegnete der ausgezeichnete Ingenieur unsern Wünschen und gab einem seiner Untergeordneten die Anweisung, uns bis an das äußerste Ende des Tunnels zu führen. Da es hier etwas schmutzig hergeht, so wurden wir, ehe man die unterirdische Reise antrat, mit weiten wasserdichten Mänteln und helmähnlichen Kappen versehen, in welchem Aufzuge wir ein so komisches Aussehen hatten, daß wir uns ohne Lachen nicht ansehen konnten.

Den Eingang zum Tunnel bildet ein in die Erde gebauter weiter Thurm, an dessen Wandung eine breite in die Tiefe führende Wendeltreppe herum läuft und an dessen oberem Ende eine Dampfmaschine aufgestellt ist, dafür bestimmt:

Wasser nebst dem ausgegrabenen Lehm in die Höhe zu heben, wie auch die schlechte Luft aus den unterirdischen Räumen zu schaffen und frische dahin zu führen. Unten angelangt sieht man vor sich zwei neben einander laufende etwa zwanzig Fuß hohe Gänge, jeder breit genug, um einen Wagen und noch Fußgänger durchzulassen. Dieser Doppelgang ist der eigentliche Tunnel. Die beiden Gallerien sind durch eine durchbrochene Säulen- oder Pfeilerreihe von einander getrennt, welch letztere es daher gestattet, daß man von einem Gang in den andern sehen und gehen kann. Etwa zwei Drittheile der flußaufwärts gelegenen Gallerie sind bereits durch Gaslicht glänzend erleuchtet und für das Publikum gegen ein Eintrittsgeld von einem Schillinge die Person eröffnet. In diesem Gange traf ich schon Höckerinnen an, welche Obst und andere Eßwaaren den Tunnelbesuchern zum Kaufe anboten; während die den Schaulustigen noch verschlossene Gallerie den Arbeitern zum Hinschaffen der Baumaterialien und zur Entfernung der ausgegrabenen Erde dient. Etwa sechzig Schritte vor dem Schilde ist eine Art von Schlagbaum errichtet und eine Wache aufgestellt, um die täglichen Besucher vom Weitergehen abzuhalten und Störungen zu verhindern. Für uns war diese Vorrichtung keine Schranke, und an dem Ende des Ganges angekommen, stiegen wir auf das Gerüst hinauf und drangen bis zu der Stelle vor, wo die Arbeit des Ausgrabens eben Statt fand. Hier nahm ich nun selbst das Grabwerkzeug in die Hand. und that mit demselben einige Hiebe in das Erdreich, um sagen zu können, daß meine Wenigkeit auch etwas zum Bau des Tunnels beigetragen habe. Lange härte ich indessen diesem Geschäfte nicht obliegen mögen; denn die Stellung,

die der Arbeiter dabei einzunehmen gezwungen ist, kann keineswegs eine bequeme genannt werden, da sie eine sehr gebückte ist. Zu dem kommt noch, daß fortwährend eine lehmige Flüssigkeit von oben herabträufelt und die Luft, welche an dieser Stelle eingeathmet wird, sich auch durch keine große Reinheit und Frische auszeichnet.

Der eiserne Schild, dessen Größe ungefähr derjenigen des Queerschnittes des Tunnels gleich kommt, ist durch ein Rahmwerk in viele kleine Felder eingetheilt, welche durch bewegliche Holzstücke ausgefüllt sind. Bei der Arbeit werden diese Felder, eines nach dem andern, durch ebenfalls nacheinander erfolgendes Herausnehmen der einzelnen Hölzer geöffnet, hierauf einige Zolle der hinter dem Schilde stehenden Erdmasse hinweggenommen und dann die Felder wieder mit den Holzstücken ausgefüllt. Ist eine solche Operation beendiget, so wird der Schild soweit vorwärts getrieben, bis er wieder die Lehmwand unmittelbar berührt und dann die gleiche Arbeit aufs Neue begonnen.

Natürlich sind unmittelbar hinter diesen Schildarbeitern Maurer aufgestellt, die unverweilt die Seiten und Dachwandungen des frei gewordenen Raumes durch dicke Lagen von Backsteinen und hydraulischem Kalk auszufüllen haben, um das Zusammenstürzen der lockern Lehmmasse wie auch das Eindringen des Wassers an diesen Stellen unmöglich zu machen.

Diese Tunnelarbeiten sind, wie man sich dieß leicht vorstellen kann, im hohen Grade beschwerlich und man findet zur Verrichtung derselben nur deßhalb die nöthigen Leute, weil diesen ein verhältnißmäßig hoher Lohn bezahlt wird. Wenn ich mich recht erinnere, erhält ein Arbeiter am Schilde

36—40 Schillinge wöchentlich. — In kurzer Zeit wird nun dieser unterirdische Wunderbau vollendet sein und dem Gebrauch des Londoner Publikums frei gegeben werden; ob aber derselbe in eben dem Grad nützlich sein wird, in welchem seine Ausführung schwierig war; ob namentlich das auf ihn verwendete Kapital einen erträglichen Zins abwerfen wird, ist eine noch unentschiedene für die Unternehmer des Werkes aber nicht unwichtige Frage. Da sich der Tunnel einige (englische) Meilen unterhalb der »London bridge« also an einer Stelle befindet, wo der Verkehr zwischen den beiden Ufern des Stromes weniger bedeutend ist, als in den höher gelegenen Theilen der Stadt, so wird in London ziemlich allgemein behauptet, daß in finanzieller Hinsicht das Unternehmen ein verfehltes sei.

Wie dem nun aber auch sein mag, so macht das fragliche Werk so wohl dem Erbauer, als der Gesellschaft, auf deren Kosten es ausgeführt wurde, nicht geringe Ehre und wird dasselbe noch in späten Jahrhunderten als ein glänzendes Denkmal der Kühnheit und des Unternehmungsgeistes unseres Zeitalters dastehen und Bewunderung erregen.

Aus einer Unterhaltung, die ich mit Brünel hatte, konnte ich leicht abnehmen, daß er auf seinen Bau nicht wenig stolz ist und daß er ihn selbst für eine Art von Wunder hält. Wenn je ein Mensch das Recht hatte, sein eigen Werk zu loben und mit Wohlgefallen auf dasselbe zu blicken, so ist es sicherlich der Schöpfer des Tunnels und ich wünsche dem vortrefflichen alten Manne nichts weiter, als daß er es noch erlebe, mit dem ersten Wagenzug durch die unterirdischen Gewölbe fahren zu können. Der Tag, an dem dieß geschieht, wird gewiß der glücklichste seines Lebens sein. Täusche ich

mich nicht, so wurde Brünel, der bekanntlich aus Frankreich stammt, vor einiger Zeit vom Parlamente naturalisirt und vom verstorbenen Könige zur Würde eines Baronets oder Ritters (Knight) erhoben, Auszeichnungen, die ihm Niemand mißgönnte und die er in vollem Maaße verdient hat.

An einige Vorsteher der Londoner Münze von bester Hand empfohlen, benützte ich einen Vormittag, diese groß-artige Anstalt zu besuchen und von der wichtigen Kunst des Geldmachens Einsicht zu nehmen. Es ist eine wahre Freude zu sehen, mit welcher Ordnung, Pünktlichkeit und Schnellig-keit dieses Geschäft hier getrieben wird. Eine Dampf-maschine verrichtet den größten Theil der mechanischen Ar-beiten, weßhalb auch im Verhältniß zur Größe der Anstalt nur wenige Menschen in derselben angestellt sind und für manche Geschäfte selbst Knaben gebraucht werden. So z. B. haben diese die noch glatten Silber- und Goldscheiben unter den Stempel zu bringen und die ausgeprägten Stücke weg-zunehmen. Die Geschwindigkeit, mit welcher das Prägen selbst bewerkstelliget wird, kann man aus dem Umstande ab-nehmen, daß ein einziger Stempel in dem Laufe einer Minute siebenzig Gold- oder Silberstücke, also in zwölf Stunden über fünfzig tausend fertig macht. Da es nun eine Anzahl solcher Vorrichtungen gibt, so sieht man, daß wenn sie alle in Thätigkeit gesetzt werden, die Londoner Münze in kurzer Zeit ungeheure Summen auszuprägen im Stande ist.

Bekanntlich genießen die Engländer das Recht, auf eigene Rechnung von der Staatsmünze sich Geld prägen zu lassen. Hat z. B. Jemand eine beträchtliche Quantität Barrengoldes und wünscht er, dasselbe in Geld umgewandelt zu sehen, so schickt er sein Metall in die königliche Münze

und erhält dann von dieser das gleiche Gewicht in Sovereigns zurück, ohne irgend ein Aufgeld bei diesem Tausche zahlen zu müssen, da die Nation die Prägungskosten aus ihrem Beutel bestreitet. Gegen dieses Privilegium, das natürlich nur einzelnen Kaufleuten zu Gute kommt, wird in neuester Zeit viele Einsprache erhoben und dasselbe als ein arger Mißbrauch bezeichnet. Ob es ein solcher ist, weiß ich nicht; jedenfalles dürfte es nicht der größte sein, über welchen das englische Volk zu klagen hat.

Ist der Fremde einmal in der Münze, so befindet er sich ganz in der Nähe der Katherine- und London-Doks, und will derselbe einen Begriff von der Großartigkeit und dem Umfange des Londoner Handels und der Schifffahrt erhalten, so kann er nichts Besseres thun, als seine Schritte nach dem fraglichen riesenhaften Einrichtungen zu lenken.

Diese Wasserbecken, mit einem wahren Mastenwald bedeckt, sind gegen die Stadttheile zu theilweise von fünf- oder sechsstöckigen Waarenhäusern, theilweise von hohen Mauern umgeben und auch gegen den Strom hin durch Dämme und Schleußen abgeschlossen; so daß das Ganze eine Art von Festung bildet, in welche nur diejenigen gelangen können, die hiezu Beruf oder besondere Erlaubniß haben.

Langt ein Schiff in der Themse an und gehört es einem der Eigenthümer des Docks zu, so wird zur Zeit der Fluth das Wasserthor des Beckens geöffnet und das Fahrzeug läuft in den geschlossenen Privathafen so leicht ein, wie ein Wagen in die Remise. In diesen Räumen sind nun die Schiffe gegen Diebe vollkommen geschützt und eine solche Sicherheit ist eben der Hauptzweck, den man durch die Docks zu erreichen suchte. Ehe es solche gab, mußten die eingelaufenen

Schiffe bis zur Zeit ihrer Ausladung auf dem Flusse liegen bleiben, und trotz der auf der Themse geübten polizeilichen Aufsicht konnten häufige und beträchtliche Waarendiebstähle auf den Kauffahrern doch nicht verhindert werden.

Die Menge der in den »Store-Houses« der Schiffsbecken aufgespeicherten Waaren der verschiedensten Art ist ganz ungeheuer und liefert den sprechendsten Beweis von dem unermeßlichen Reichthume der Londoner Kaufleute. Man sieht daselbst z. B. Zuckermassen, mit denen ganze Seen versüßt werden könnten und Kaffeevorräthe, von denen man glauben sollte, daß ganz Europa für Jahre lang daran genug haben dürfte.

Aber nicht nur überhalb der Erde finden sich die vielartigsten Erzeugnisse fremder Welttheile aufgehäuft; auch unter derselben trifft man die vortrefflichsten Dinge in größtem Ueberflusse an. Die Keller der Docks sind wahre Labyrinthe, aus denen ein Fremder seinen Weg nimmer ohne einen Führer herauszufinden vermöchte und in welchen tausend und tausend Fässer der kräftigsten und vortrefflichsten Weine des südlichen Europa's, namentlich Portugals und Spaniens, herumliegen. Der Besucher dieser reichen Keller nehme sich aber in Acht, nicht mehr zu thun, als nur zu nippen an den mannigfaltigen ihm angebotenen Weinsorten; sonst ist für ihn zu befürchten, daß nach vollendeter Kellerschau er noch lebhafter hallucinire, als dieß einst Hauff im Bremer Rathskeller gethan.

Ich habe die Stärke der in den Fässern der Londoner Docks hausenden Geister zwar nicht an mir selbst erfahren, denn ich hütete mich wohl, sie von mir Besitz ergreifen zu lassen; ich bin aber Zeuge von der Macht gewesen, die sie

über einige unvorsichtige Freunde ausübten. Sonderbar ist, daß der ebenfalls in großer Fülle vorhandene Champagner und Rheinwein nicht eingekellert, sondern in den höhern Stockwerken der Waarenhäuser, versteht sich in Kisten, aufbewahrt wird. Man sollte meinen, daß dieß nicht der beßte Ort für diese Weine sei.

Bei Erwähnung des beßten der deutschen Weine fällt mir ein darauf sich beziehendes Erlebniß ein, welches im Vorbeigehen zu erzählen ich nicht umhin kann. Nach einer Meeting, die in einer Stadt der Grafschaft Surrey abgehalten und welcher beizuwohnen meine Wenigkeit veranlaßt wurde, nahm ich an einem glänzenden Gastmahle Theil, das ein reicher Landedelmann auf seinem Landsitze einer Anzahl ihm befreundeter Personen gab. Ich hatte die Ehre, neben dem Hausherrn zu sitzen und über Weine uns unterhaltend, fragte er mich, ob ich den Rheinwein liebe. Auf meine bejahende Antwort hieß er einen der Diener a bottle of old Hock aus dem Keller herbei holen. Während der Ausführung dieses Befehles machte mich mein gütiger Wirth mit dem Preise des Weines bekannt und versicherte er mich, daß derselbe von der beßten Qualität sei, die er hätte bekommen können; eine Versicherung, an deren Richtigkeit ich sehr gerne glaubte, da die Flasche des fraglichen Getränkes mit vier und zwanzig Schillingen oder vierzehn Gulden bezahlt werden mußte. Derartige Angaben machten meinen Mund wässerig und ich rechnete mit Sicherheit darauf, bei dieser Gelegenheit allerwenigstens Johannisberger Ausstich zum Kosten zu bekommen. Meine Erwartungen wurden bitter getäuscht; schon der erste Tropfen des theuren Weines, der über meine Zunge gleitete, überzeugte mich, daß der gute Squire betrogen worden war

und er in seinem Keller, anstatt vorzüglichen Hock's, den sauersten und blumeärmsten Wein hatte, von welchem die Flasche mit Sixpence schon überzahlt gewesen wäre. Dergleichen Betrügereien mit Rheinweinen sollen häufig Statt finden und dieselben nicht allein den Weinhändlern von London zur Last fallen, sondern schon diesseits des Wassers verübt werden.

Da ein Country Gentleman besser über die Weine Portugals als diejenigen des Rheingaues urtheilen kann, so ist es unschwer, demselben sauren Moselwein unter der Firma „Johannisberger erster Qualität" für schweres Geld anzuhängen. Hat er aber für die Flasche solchen Krätzers den vierfachen Werth des besten Portweines bezahlt, wer will ihm verübeln, wenn er trotz des Zeugnisses seiner Zunge und seines Magens glaubt, den duftigsten und feinsten Nectar zu schlürfen. Was meinen vortrefflichen Wirth betrifft, so schenkte ich ihm über seinen »superior Hock« keinen ganz klaren Wein ein, weil ihn dieß der lobenden Einleitung wegen stark hätte kränken müssen; ich verhehlte indessen die Wahrheit doch nicht gänzlich und gab ihm zu verstehen, daß er wohl thun würde, wenn er bei künftigen Rheinweineinkäufen sich des Rathes von Kennern bediente.

In der Nachbarschaft der Docks hat man alle Gelegenheit, mit einer Bevölkerung Bekanntschaft zu machen, welche von derjenigen des »West-End durch Lebensweise und Sitten kaum weniger abweicht, als dieß die Bewohner verschiedener Welttheile thun können. Dort der größte Reichthum, der übertriebenste Luxus, die vollendetste Eleganz, die feinste Sitte; hier Dürftigkeit, ja bittere Armuth, Schmutz und Rohheit. Es sind mir in dem bezeichneten Stadtviertel

menschliche Gestalten beiderlei Geschlechtes begegnet von so armseligem, ekelhaftem und abschreckendem Aussehen, daß es schwierig sein dürfte, irgend etwas Aehnliches sonstwo zu sehen. Man stößt hier namentlich auf weibliche Wesen, die als solche kaum zu erkennen sind und von deren Anblick schwer anzugeben ist, was er am meisten erregt, ob Ekel oder Mitleiden. Von Lastern aller Art zerrüttet, durch Hunger ermattet, halb nackt und mit Unrath bedeckt, schleichen sie gespensterhaft und lichtscheu durch die schmutzigen Gäßchen und — —. Doch heben wir für jetzt den Schleier nicht weiter auf und gehen wir zu einem minder unerquicklichen Gegenstand über.

Die Matrosen, welche sich zahlreich in der Nähe der Docks herumtreiben, bieten dem Beobachter reichlichen Stoff zu Studien dar und es sind namentlich die von ihnen besuchten Schenken geeignet, »low life« in den verschiedensten Formen kennen zu lernen. Eines Abends, nach Besichtigung der London Docks, trat ich mit einigen meiner Freunde in ein Wirthshaus ein, das den »Sailors« als Hauptvergnügungsort der Umgegend dient. Es mochten dieser Gesellen mehrere Hunderte anwesend sein, wobei der englische »Jack« nicht einzig repräsentirt war; es zeigten sich alle Farben der menschlichen Haut dort vereint, wurden alle Sprachen der Erde geredet. Schon beim Oeffnen der Thüre erhielten wir einen Vorgeschmack oder vielmehr einen Vorgeruch von der auserlesenen Gesellschaft, die drinnen in den Wirthsstuben hauste. Es qualmte uns ein warmer Luftstrom entgegen, dem man in der That eine kühne Nase entgegen setzen mußte, um von demselben nicht zurückgeworfen zu werden. Taback vor allem, Porter, Ale, Gin, Whiskey,

Portwein, Punsch, Zwiebel, Knoblauch, Käse, Fische, Austern, dieses und noch vieles Andere mehr duftete durcheinander und setzte eine Atmosphäre zusammen, wie sie nur an wenig andern Orten anzutreffen sein möchte. Auch unser Ohr ging an diesem Orte nicht leer aus. Hier wurde auf einer Fiddel gekratzt, dort blies ein Schotte auf dem Dudelsack; hier schrie ein Dutzend stämmiger Kerle aus Leibeskräften zusammen, in der löblichen Absicht zu singen, dort zankten sich Matrosen verschiedener Nationen und schlugen mit ihren kräftigen Fäusten so heftig auf die Tische ein, daß die Gläser in die Höhe sprangen.

Dem Blicke gleichfalls bot sich mancherlei dar, was würdig gewesen wäre, von einem Hogarth gezeichnet zu werden. Hier saßen vierschrötige Kerle mit schief aufsitzenden Hüten und sonnenverbrannten Gesichtern hinter den Tischen, in ächt seemännischer Art ihren Schönen den Hof machend und dieselben mit Wein, Grog und andern guten Dingen bewirthend; dort tanzten ein Dutzend Paare in wilder Unordnung nach einer ohrenzerreißenden Musik durcheinander. In einer Ecke des Saales rollten die Würfel unter Gelächter und Fluchen über die Tische hin, in der andern sah man Gruppen leidenschaftlicher Kartenspieler sitzen. Hier lagen einige Gesellen, von der Macht des Grogs überwältiget, schnarchend auf den Bänken ausgestreckt, dort wurden braune Fäuste geballt und Boxerstellungen eingenommen u. s. w.

Wie eigenthümlich und pikant nun auch diese Matrosengesellschaft sein mochte, so fühlten wir doch keine Lust, in ihr länger zu verweilen, als eben zu ihrer Musterung nothwendig war; denn das Erscheinen von befrackten Personen

an einem solchen Orte erregt immer einiges Aufsehen und wird von dem Schiffsvolke nur ungern gesehen.

Seit meinem letzten Besuche in London hatte die Polizei der City eine gewaltige Veränderung erlitten und war diese Reform vorzugsweise zu Stande gebracht worden durch Sir R. Peel, dem seine Landsleute auch so viele andere praktische Verbesserungen zu verdanken haben.

In frühern Zeiten, und dieß geschah bis ins Jahr 1839, wurde die Altstadt zur Nachtzeit durch einige tausend »Watchmen« bewacht, welchen außer der Ausübung polizeilicher Aufsicht auch noch, wie unsern deutschen Nachtwächtern, die Verbindlichkeit oblag, die Stunden und halbe Stunden auszurufen. Sie hatten indessen noch eine andere Pflicht zu erfüllen, die man wohl sonst nirgends den Nachtwächtern auferlegt. Bekanntlich ist den Engländern das Wetter eine so wichtige Angelegenheit, daß dasselbe den Hauptgegenstand des täglichen Gespräches bildet, selbst bei Leuten, die über interessantere Dinge zu reden wüßten. Wenn man nun auch bei uns mit dieser Sache viel mehr sich beschäftigt, als sie verdient, so treiben wir es doch nicht so weit, als dieß unsere Vettern jenseits des Wassers bis vor Kurzem gethan; denn diese wollten auch noch zur Nachtzeit wissen, wie es um das Wetter stehe und legten deßhalb den »Watchmen« die Verbindlichkeit auf, von halb Stunde zu halb Stunde den jeweiligen Zustand der Witterung anzuzeigen. Man hörte daher z. B. nach dem Rufe: »half past two o'clock« noch den Beisatz »cloudy, foggy« oder ein anderes die Beschaffenheit der Atmosphäre bezeichnendes Beiwort.

Die alten Wächter waren in dicke, gelbgraue, aus einem eigenthümlichen Wollenstoff verfertigte Mäntel gehüllt, die

den Trägern ein äußerst drolliges Aussehen gaben und namentlich eine rasche Bewegung zur Unmöglichkeit machten. Jeder »Watchman« war überdieß mit einer riesenhaften hölzernen Schnarre (rattle) versehen, dafür bestimmt: vorkommenden Falles ein Allarmzeichen zu geben und seine Amtsbrüder zur Hülfe herbeizurufen. Es gereichte mir zu nicht geringem Ergötzen, wenn ich zufälliger Weise Zeuge von einem derartigen Nachtlärm wurde; denn kaum hatte in einem solchen Falle der hülfsbedürftige Wächter sein hölzernes Lärmwerkzeug geschwungen, so hörte man Straße auf Straße ab das schnarrende Geklapper anderer »rattles«, sah von allen Seiten her die unbehülflichen bemantelten Gestalten watscheln und einen Haufen von Streetwalkers, Pickpockets und sonstigen neugierigen Leuten dem Mittelpunkte der Polizeiscene zueilen.

Um besagte Watchmen gegen Regen und die Härten der Jahreszeit zu schützen, hatte jeder derselben sein eigenes bewegliches Schilderhaus, »box« genannt, das vor einem Hause auf dem Fußpfade der Straße stand, mit einer beschließbaren Seitenthüre versehen, nach hinten ganz zu und nach Vornen so weit offen war, daß ein Mann in sitzender Stellung noch auf die Straße hinaus sehen konnte. An jeder solchen »box« hing seitlich eine große Handlaterne herab und auf dem Brustwerk sah man die Schnarre in Bereitschaft liegen, falls nemlich das hölzerne Haus gerade seinen rechtmäßigen Eigenthümer beherbergte.

Ging man zu etwas vorgerückten Nachtstunden noch durch die Straßen, so konnte man nicht wenig schlafende Wächter in den Schilderhäusern beobachten und in deren Nachbarschaft allerhand Unfug treiben sehen, welchen zu verhindern

die Watchmen eben berufen waren. Wie man sich dieß leicht denken kann, wurden der Schabernacke gegen eine derartige Polizei nicht wenige gespielt; so z. B. geschah es nicht selten, daß muthwillige Gesellen sich an das bewohnte Wächterhaus heranschlichen und dasselbe so auf das Pflaster legten, daß der darin befindliche Mann für sich allein nicht mehr herauszukommen vermochte, noch selbst im Stande war, seine Genossen zu Hülfe zu rufen. Andere Schalke ahmten das Geklapper der Schnarre nach, setzten hiedurch die Wächter eines ganzen Stadtviertels vergeblich außer Athem und was dergleichen lose Streiche mehr sein mochten.

Ein noch größerer Uebelstand lag aber darin, daß bisweilen manche Wächter mit dem lockeren Nachtgesindel auf einem besseren Fuße standen, als dieß im Interesse der öffentlichen Sicherheit zu wünschen oder mit den Pflichten der Watchmen verträglich war. Man gewann daher endlich in der City die Ueberzeugung, daß das alte Nachtwächtersystem nichts mehr tauge und das Parlament fand es für zweckmäßig, im Jahre 1839 für die City polizeiliche Einrichtungen zu treffen, ähnlich denen, die einige Jahre früher schon im »West-End« eingeführt wurden und deren Zweckmäßigkeit sich hinreichend erprobt hatte.

Als ich nach London kam, hatte in der Altstadt die Polizeireform bereits Statt gefunden und des frühern Zustandes noch recht gut eingedenk, überzeugte mich schon der erste Blick, den ich in die Straßen warf, von den Vorzügen der neuen Ordnung der Dinge.

Früher waren Straßenscandale zur Tages- wie zur Nachtzeit die gewöhnlichste Sache von der Welt und wer nur eine halbe Stunde in gewissen Quartieren von London

umherwanderte, konnte sicher sein, irgend wo auf einen »Row« zu stoßen. Das Boxen z. B. wurde auf offenem Markte, in den besuchtesten Straßen getrieben und ich sah es einmal in High Holborn, bekanntlich eine der größten Durchfahrten der Hauptstadt, selbst mit an, wie zwei Kerle, die hintereinander gerathen waren, ihre Röcke mitten in der Straße abzogen, um einen Faustkampf zu beginnen. Der Auftritt, wie gewöhnlich sonst auch eine Boxerei in London sein mochte, verfehlte nicht, sofort eine große Zahl Schaulustiger herbei zu ziehen und nach wenigen Minuten war in der That der Haufen so dicht geworden, daß weder Menschen noch Wagen weiter sich bewegen konnten. Alles mußte stille stehen, bis der Streit nach den Regeln der Kunst geschlichtet war und als Zeichen hievon die Hüte der Menge in die Höhe flogen.

Ging man des Abends irgendwo in der Stadt über die Straße, so wurde man von Nachtwandlerinnen auf die unangenehmste Art behelligt und gewöhnlich mit der größten Zudringlichkeit verfolgt. Diese und ähnliche Dinge kommen jetzt verhältnißmäßig sehr selten vor; denn die zahlreich bei Tag und bei Nacht in allen Straßen aufgestellten Polizeidiener sind nun durch das Gesetz ermächtigt, sofort Jeden festzunehmen, der auf irgend eine Weise die öffentliche Ordnung stört oder die gute Sitte verletzt, ohne hiefür einen obrigkeitlichen Verhaftsbefehl nöthig zu haben.

Durch die neue Parlamentsbill ist überhaupt die Macht der Londoner Polizei ganz außerordentlich vermehrt und hundert Dinge, die früher nicht ausdrücklich verboten, also erlaubt waren, für gesetzwidrig und bestrafbar erklärt worden. Deßhalb wurde auch das fragliche Polizeigesetz an-

fänglich von Vielen, als die persönliche Unabhängigkeit eines free-born Briton zu sehr beschränkend, ja sogar als freiheitsmörderisch, as a damned tyrannical measure, bezeichnet. Die ordentlichen Leute dagegen, deren Freiheit durch die neue Ordnung der Dinge natürlich nicht im Allermindesten beeinträchtiget worden ist, betrachten dieselbe als eine wahre Wohlthat und würden sie deßhalb um keinen Preis gegen das alte System wieder vertauschen. Nur das Lumpengesindel und die Freunde der Unordnung haben bei dem Wechsel verloren, die öffentliche Sicherheit außerordentlich gewonnen.

Ich hatte während meines letzten Aufenthaltes in London häufig um Mitternacht oder zu noch späterer Stunde mehrere Meilen weit nach meiner Wohnung zurück zu gehen und hiebei meinen Weg durch sonst sehr verrufene Quartiere der Stadt zu nehmen; ich könnte aber nicht sagen, daß mir jemals auf diesen nächtlichen Wanderungen die mindeste Unannehmlichkeit begegnet oder ich auf Auftritte gestoßen wäre, die nur wenige Jahre früher noch in den Straßen Londons täglich Statt fanden und deren Anblick jeden ordentlichen Mann mit Ekel und Widerwillen erfüllen mußte.

Wenn nun auch die Zahl der unglücklichen Wesen, die ihr Leben auf Kosten der Tugend und der Gesundheit fristen, in der ungeheuren Hauptstadt durch die strengere von der öffentlichen Macht geübte Aufsicht nicht vermindert worden sein mag; wenn in der That derartige Geschöpfe noch immer in Unzahl durch die Straßen Londons wandern und Jedermann ihnen schon von fern ihren traurigen Beruf absieht, so darf doch das Laster sein häßliches Antlitz jetzt nicht mehr so unverhüllt wie früher zeigen, darf nicht länger den allerersten Grundsätzen der Sittlichkeit und des Anstandes öffent-

lich Hohn gesprochen werden; und dieß ist für London ein großer Fortschritt.

Die Nachfolger der »City-Watchmen« sind durchschnittlich kräftige Männer von gesetztem Alter und unbescholtenem Rufe und tragen eine stattliche blaue Uniform, die ihnen ein etwas militärisches Aussehen gibt. Die Zahl dieser »Police-men« muß sehr groß sein; denn in den größten Straßen, wie in den kleinsten Gäßchen Londons trifft man sie in nur geringen Entfernungen von einander aufgestellt an.

Polizeidiener zeichnen sich nicht immer und überall durch übergroße Höflichkeit und Dienstfertigkeit aus und an manchen Orten glaubt diese Menschenklasse schon von Amtswegen eine rauhe Sprache führen, ein barsches Benehmen gegen die übrige Welt beobachten zu müssen. In den Londoner Sicherheitswächtern habe ich durchschnittlich äußerst artige Leute gefunden, die z. B. mit der größten Höflichkeit an sie gerichtete Fragen beantworten und mit der unverdrossensten Bereitwilligkeit den Fremden zurecht weisen und ihm Auskunft ertheilen. Diese genannten Tugenden sind um so höher zu schätzen, als diejenigen, welche sie üben, den ganzen Tag lang und beinahe jeden Augenblick von Vorübergehenden um Bescheid angegangen, deren Nachsicht und Geduld oft auf harte Proben gesetzt werden.

Die Bewohner großer Städte sind in der Regel noch mit einer größern Dosis von Neugierde behaftet, als selbst die Kleinstädter und weder die Londoner noch die Pariser machen hievon eine Ausnahme. In Paris auf einem der dortigen Kaie wohnend, unterhielt ich mich bisweilen damit, von meinen Fenstern aus die Vorübergehenden zu beobachten. Ich konnte nun immer mit größter Sicherheit darauf rech-

nen, daß, wenn ein Fußgänger an das Gemäuer des Kaies sich lehnte und ganz zufälliger Weise in die Seine hinab sah, sofort einige seiner Hintermänner das Gleiche thaten, erwartend, auf dem Flusse irgend etwas Besonderes wahrnehmen zu können. Nachfolgende Fußgänger wendeten ebenfalls ihre Köpfe der Seine zu und in wenigen Minuten sah man Hunderte von Personen stille stehen, ihre neugierigen Blicke nach dem Wasser richtend. Ganz so machen es die Londoner Philister. Bekanntlich wogt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein ein gewaltiger Menschenstrom an der Paulskirche vorüber; diesen Platz wählte nun einer meiner Bekannten bisweilen aus, und that dieß einmal in meiner Begleitung, um die Neugierde der Menge zu reizen und derselben einen Schabernack zu spielen. Zu diesem Behufe stellte er sich an einem etwas bemerklichen Orte auf und fixirte die Kuppelspitze der erwähnten Kirche. Nach wenigen Sekunden schon blickten Hunderte nach dem gleichen Punkte hin; Neuherbeigekommene ahmten das gegebene Beispiel ebenfalls nach, diesen folgten wieder Andere, bis endlich mehrere tausend Augen zu gleicher Zeit besagte Kuppel angafften. Stand nun die Menge mit ausgestreckten Hälsen vom Ende der Cheapside Straße an bis zu Ludgate Hill hin vor der Paulskirche, so war der Zweck meines Freundes erreicht und ging er dann lachend von dannen. Ich glaube, das gleiche würde sich wiederholen, wenn Jemand in jedem Tage des Jahres und zu jeder Stunde des Tages das Beispiel meines Freundes nachahmte.

Obgleich ich noch manche Seite des Londoner Lebens berühren möchte, noch manche Beobachtung mitzutheilen hätte, die vielleicht nicht ohne alles Interesse wäre, so muß

ich doch jetzt aufhören, von der britischen Hauptstadt zu reden, weil sonst mein Büchlein zur Dickleibigkeit anwachsen würde, was nun einmal nicht geschehen soll. Vielleicht begegnet aber der Verfasser früher oder später dem geneigten Leser wieder und findet dann eine schickliche Gelegenheit, demselben noch das Eine und das Andere aus dem kleinen jenseits des Wassers gesammelten Schatze seiner Erfahrungen zum Besten zu geben. Jetzt soll noch etwas umständlich einiger Ausflüge gedacht werden, die ich nach mehreren merkwürdigen Punkten der Nachbarschaft von London zu machen mich veranlaßt fand.

Welcher Freund der Himmelskunde hat nicht schon den Namen »Slough« gelesen oder nennen gehört, ohne in sich die Lust zu empfinden, den Ort zu sehen, wo die neuere Astronomie so glänzende Triumphe gefeiert hat. Da derselbe London so nahe liegt, so wäre es von meiner Seite unverzeihlich gewesen, wenn ich von ihm aus nicht eine Wallfahrt in dieses Dörfchen unternommen hätte, um so mehr, als mir die Ehre zu Theil wurde, von dem berühmten Sohne des größten Himmelsforschers, den das vorige Jahrhundert hervorgebracht hat, auf das Freundlichste dahin eingeladen zu werden.

Obgleich Slough etwa zwanzig englische Meilen von der Hauptstadt entfernt liegt, so ist dieser Ort jetzt so zu sagen ein Theil derselben geworden, durch den Great Western (Eisenbahn) nemlich, welcher seit einiger Zeit die britische Metropole mit Bristol verbindet und der unmittelbar an Slough vorüber führt. Von Herschels' für sechs Uhr Abends zu Tische gebeten, konnte ich den größten Theil des Tages, für welchen die Einladung galt, noch in London zubringen,

und den Wagenzug benützend, der um vier Uhr die Stadt verließ, befand ich mich doch schon dreißig Minuten später in der Wohnung meines illustren Wirthes und hatte vor dem Mittagessen noch alle Zeit, mit demselben eine Reihe electro-chemischer Versuche anzustellen.

Ich will hier im Vorbeigehen bemerken, daß die Eisenbahnen, welche so viele Verhältnisse ändern, in der letzten Zeit einen ganz eigenthümlichen Einfluß auf viele die britische Hauptstadt umliegenden Ortschaften ausgeübt haben und immer noch ausüben.

In der geräuschvollen, nebligen und von Steinkohlendampf erfüllten City Jahr aus Jahr ein zu wohnen, ist eben nicht als eine sehr große Annehmlichkeit zu betrachten; es suchen daher diejenigen, deren Verhältnisse dieß nur immer gestatten, mit ihren Familien auf dem Lande zu leben und nur so lange in der Stadt zu bleiben, als ihre Geschäfte dieß durchaus erfordern. Es sind nun namentlich die Kaufleute, welche sich in diesem Falle befinden und die in großer Zahl in den benachbarten Dörfern sich angesiedelt haben. Bei der Schnelligkeit, mit welcher die Landkutschen in England fahren, konnte ein Geschäftsmann zwanzig bis dreißig Meilen von London entfernt mit seiner Familie wohnen und doch zu gleicher Zeit seinen Handel in der City führen. Setzte er sich Morgens sieben Uhr auf eine Stage coach, so erreichte er zeitig genug seine Counting-house in der Stadt; und verließ er diese um fünf Uhr Abends, nach Vollendung seiner Geschäfte, so konnte er bequem zum Mittagessen wieder bei Hause sein. Hunderte und Tausende von Citykaufleuten führen ein solches wanderndes Leben; seit nun aber nach so vielen Richtungen des Landes Eisenbahnen von London

auslaufen, hat sich der Umkreis, in welchem Londoner Geschäftsmänner ihre Wohnsitze wählen können, bedeutend erweitert und Manche derselben machen jetzt jeden Tag eben so leicht hundert und mehr Meilen hin und her, als früher nur zwanzig. Viele Orte aber, vor Kurzem noch zahlreich von Londoner Familien bewohnt, sind jetzt verödet und deren vermiethbare Häuser verlassen, weil sie keine Eisenbahn berührt und hiedurch ihre Entfernung von London gleichsam vergrößert worden ist. So unangenehm beumständet ist z. B. das durch seine jährlichen Pferderennen berühmte Epsom, welches Städtchen, da es nur sechszehn Meilen von London entfernt liegt, früher bei den Citykaufleuten als Landaufenthaltsort beliebt war, jetzt dagegen wegen Mangels eines Schienenweges so ziemlich verlassen dasteht.

Hie und da tritt freilich auch der Fall ein, daß Familien Orte gerade deßhalb verlassen, weil diese der Hauptstadt durch eine Eisenbahn näher gerückt worden sind. So z. B. war das genannte Slough vor der Erbauung des Great Western ein ruhiges Dörflein, ganz gemacht für ein stilles und zurückgezogenes Leben, wie es Naturforscher und namentlich Astronomen zu führen lieben. Jetzt ist das Geräusch und der Lärm der Hauptstadt in dasselbe eingedrungen, ist es selbst so zu sagen ein Theil Londons geworden, welcher Umstand Herschels, der sich hiedurch in seinen Arbeiten sehr gestört fand, zu dem Entschlusse geführt hat, das Haus zu verlassen, in dem er geboren wurde; dem Orte Lebewohl zu sagen, an den sich für ihn die theuersten Erinnerungen knüpfen. In einem ähnlichen Falle dürften sich noch manche andere Familien befinden.

Es ist kaum nöthig, meinem Leser zu sagen, daß ich mit

ganz eigenen Gefühlen die Wohnung betrat, welche viele Jahre hindurch einen der außerordentlichsten Menschen zum Bewohner hatte, in welcher die herrlichsten Entdeckungen in den fernsten Regionen des Himmels gemacht wurden und in welcher noch ein Mann lebte, der nicht nur den glänzenden Namen, sondern auch den tiefen und großartigen wissenschaftlichen Geist und die ganze Liebenswürdigkeit und das bescheidene Wesen seines erlauchten Vaters ererbte.

Sehr anspruchslos und einfach, das heißt ganz so, wie es für einen Pfleger der Wissenschaft paßt, ist das Herschel'sche Wohnhaus, und dasselbe hat keinen größern Umfang, als der ist, den eine etwas geräumige Cottage zeigt. Ein Nebengebäude enthält das Arbeitszimmer des Eigenthümers nebst den Räumen, in welchen die astronomischen, physikalischen und chemischen Werkzeuge aufgestellt sind und ein mäßig großer Rasenplatz mit Buschwerk und einem kleinen Blumengarten schließt sich an die hintere Seite der Wohnung an. Zur Zeit meines Besuches lag der gewaltige einer Riesenkanone gleichende Vierzigfüßer in der Mitte des Gartens in wagrechter Stellung und stand noch die Vorrichtung, vermittelst welcher das Instrument früher gehandhabt wurde, aufrecht da. Versteht sich von selbst, daß ich das optische Wunderwerk nicht unbetrachtet, das mächtige pyramidenförmig und aus Holz verfertigte Gestell, das zu seiner Zeit als Stativ diente, nicht unbestiegen ließ. Aber so stark hatte schon der Zahn der Zeit daran genagt, daß Herschel's, mich auf der Spitze desselben stehen sahen, mir ängstlich warnend zuriefen, ich möchte herabsteigen, weil das mürb gewordene Holzwerk jeden Augenblick zusammenstürzen könnte. Bekanntlich ist seither das ungeheure Fernrohr, das so oft himmel-

wärts gerichtet war, um Licht aus den fernsten Sonnen zu empfangen und die Geheimnisse der Sternenwelt dem Erdbewohner zu enthüllen, an einen Ort gebracht worden, wohin kein Sonnenstral, kein Mondenlicht, kein Sternenschein dringt. Es liegt das mächtige Werkzeug nun im Grabe, wie der große Meister, der es hervorgebracht; es ist sein Glanz erloschen, wie der des kühnen Auges, das oft in stiller, heiterer Nacht hinausgeblickt in jene ungemessenen Räume, wo immer noch das Werk der Weltenbildung dauert, wo schaffende Gewalten aus dünnem Aether dichte Sonnen formen, wo Schöpfungslust und Schöpferkraft noch täglich neue Wunder wirken.

An Orten, die Zeugen blutiger Schlachten gewesen; an Stellen, wo Menschen verhängnißvolle Thaten verübt, errichtet man Denkmale; auch setzt man Ehrensteine den Männern, die, über ihr Geschlecht hervorragend, demselben große Dienste geleistet und Ungewöhnliches vollbracht. Gibt es einen Ort, gibt es einen Mann, welche würdig sind, für immer im Gedächtnisse der Menschen zu leben, nie vergessen zu werden, so ist es Slough, so ist es Wilhelm Herschel. Von jenem kleinen unscheinbaren Dörfchen aus drang das menschliche Auge zum ersten Male in jene Räume des Himmels ein, welche uns für ewig verschlossen zu sein schienen. In Slough gelang es dem von Natur so kurzsichtigen Erdensohne, jene breite Lichtstraße, die eben so geheimniß- als prachtvoll den nächtlichen Himmel durchzieht, in ein unzählbares Heer glänzender Sonnen aufzulösen; in Slough war es, wo der Mensch zum ersten Male gewürdigt ward, Blicke auf werdende Welten zu werfen, Zeuge der großartigsten Schöpfungsakte zu sein. Das in erhabener Einsamkeit an den äußersten

Grenzen unseres Planetsystemes wandelnde Gestirn, Jahrtausende lang unserem Geschlechte verborgen, sah man zuerst in Slough und es war diese Stelle, von der aus die ersten jener zahllosen Zwillings- und Drillingssonnen erspähet wurden, welche, durch unauflösbare Bande aneinander geknüpft, in den Tiefen des Weltraumes sich umschwingen. Daß dasjenige, was gänzlich zu ruhen scheint, dennoch weiter schreite; daß das Weltall in ewiger Bewegung begriffen sei; daß nicht nur Gestirn um Gestirn rolle, sondern unzählige Systeme von Sonnen mit ihren Begleitern im Raume fortrücken, um in unermeßlichen Bahnen eine Ursonne zu umkreisen; diese kühne und großartige Weltanschauung, diese erhabenste Vorstellung, die jemals in den Sinn des sterblichen Menschen gekommen, wurde in Slough gewonnen und hiedurch zwar der Wahn: als ob die Erde der Mittelpunkt der Welten sei, vollends gänzlich zernichtet; aber auch ein herrliches und bedeutungsvolles Zeugniß abgelegt von der Größe der Wissensfähigkeit des menschlichen Geistes.

Ein Ort, wo so Großes geschehen; ein Mann, der so Außerordentliches geleistet, sie verdienen die glänzendste Auszeichnung und es hätte Großbritannien geziemt, in Slough ein Denkmal zu errichten, würdig des erlauchten Forschers, der daselbst gelebt. Es sollte Herschels Wohnung in keine fremde Hände kommen und für ewige Zeiten dessen Nachkommen verbürgt bleiben. Es sollten die selbstgeschaffenen Werkzeuge, mit denen Herschels Genie die Geheimnisse des Himmels aufschloß, als Trophäen der erhabensten Wissenschaft unversehrt der Nachwelt überliefert und mit der größten Sorgfalt in einem Tempel aufbewahrt werden, errichtet an der gleichen Stelle, wo Uranus entdeckt, wo die

Bedeutung der Milchstraße erkannt, wo der erste Doppelstern erblickt, wo das Wogen der fernen Lichtmeere beobachtet wurde.

Die jetzige Beherrscherin der britischen Reiche hat bei ihrer Thronbesteigung zwar dem Sohne Herschels die Würde eines Baronets ertheilt, um dessen eigenes Verdienst und das des großen Vaters zu ehren; allein das Werk der Belohnung und der Auszeichnung dürfte erst dann vollendet sein, wenn die Königin das Geschenk ihres Vorfahren in ein Denkmal umgewandelt hat, gestiftet zur Verherrlichung des Herschel'schen Namens und zur Aufbewahrung alles dessen, was der kühne Forscher hinterlassen.

Sir John Herschel hat das Glück, eine äußerst liebenswürdige und gebildete Gemahlin zu besitzen, die, unbeschadet ihrer Weiblichkeit, der ersten aller Wissenschaften eine lebhafte Theilnahme schenkt. Man erzählte mir in England, daß die Himmelskunde den ersten Faden in das schöne Band gewoben, das jetzt die beiden Ehegatten umschlingt und bekannt ist, daß Lady Herschel ihren Gemahl nach dem Kap der guten Hoffnung begleitete, wo derselbe vier Jahre verweilte, um die Fixsternenwelt der südlichen Himmelskugel zu erforschen.

Herscheln ist überdieß das beneidenswerthe Loos geworden, Vater einer zahlreichen Familie zu sein und derselbe darf, auch mit gesunden Knaben gesegnet, die schöne Hoffnung hegen, daß sein Haus noch lange grünen und blühen werde. Der älteste dieser Söhne, welcher jetzt etwa eilf Jahre alt sein mag und mit dem ich mich im väterlichen Garten zu Slough gerne herumtummelte, ist zwar von etwas zartem Körperbau, zeigt aber die schönsten Anlagen und gibt

der Erwartung Raum, daß auch er einst den Namen seines großen Ahnherrn mit eben der Auszeichnung tragen werde, mit welcher dieß sein Vater thut.

Wenn Herschel, in Großbritannien geboren und erzogen, durch Sitte und Sprache diesem Lande jetzt vorzugsweise angehört, so steht er doch noch in innigem Verbande mit der Heimat seiner Väter und hat nicht aufgehört, an seinem Stammlande mit Liebe und Verehrung zu hängen. Diese Zuneigung erhellt schon aus dem Umstande, daß die deutsche Sprache im Herschel'schen Hause nicht fremd geworden ist und die Enkel des großen deutschen Astronomen der Aufsicht und der Leitung einer vortrefflichen deutschen Frau anvertraut sind.

Es bedarf nicht der ausdrücklichen Erwähnung, daß Herschel selbst die Sprache seines Vaters redet, mit deutschem Wesen und deutscher Wissenschaft innig vertraut ist.

Die Bildnisse des merkwürdigen Geschwisterpaares, Wilhelm und Karoline Herschels, in dem Empfangszimmer aufgehangen, waren für mich Gegenstände nicht geringen Interesses und es gereichte mir zum wahren Vergnügen, in den Zügen des Sohnes diejenigen seines Vaters wieder zu erkennen, in beiden den gleichen Ausdruck der Bescheidenheit und Geistesfülle zu finden. Auch vernahm ich nicht ohne große Theilnahme aus dem Munde des Neffen, daß die Muhme Karoline Herschel, welche nach erfolgtem Tode ihres Bruders wieder in ihr Vaterland zurückkehrte, immer noch am Leben sei und sich so wohl befinde, wie dieß ihr so hohes Alter nur immer gestatte.

John Herschel zeigte bekanntlich schon in früher Jugend eine große Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften

und namentlich für Astronomie. Wenn er nun auch letztere vorzugsweise gepflegt und es darin zu einer solchen Meisterschaft gebracht hat, daß er mit seinem Vater verglichen werden darf, so konnte sich sein universeller Geist selbst mit diesem großen Felde der Forschung nicht begnügen; versuchte er seine Kräfte an den schwierigsten Problemen der Optik, der Acustik und der electrischen Dynamik, und machte er sich selbst mit den Einzelnheiten der Chemie vertraut.

Eben, als ich den ausgezeichneten Forscher in Slough besuchte, beschäftigte er sich sehr lebhaft mit den chemischen Wirkungen des Sonnenspectrums und mit der Lösung der schwierigen Aufgabe, die gefärbten Lichter desselben zu fixiren, d. h. eine und eben dieselbe farblose Substanz durch den rothen Stral des Prisma in eine rothe, durch den blauen Stral in eine blaue Substanz u. s. w. umzuwandeln. War auch Herschel noch nicht zum gewünschten Ziele gelangt, so hatte er sich, wie ich mich durch den Augenschein überzeugt, demselben doch genähert und hatten dessen Untersuchungen schon zu äußerst interessanten Resultaten geführt, namentlich aber unsere Kenntnisse über die Ausdehnung des Spectrums und über das chemische Wirkungsvermögen des Lichtes überhaupt sehr wesentlich erweitert. Nach Herschels Vermuthung dürften die verschiedenartigen Stralen des Sonnenlichtes bei Erzeugung der Pflanzenfarben sehr wichtige, mannigfaltige und bisher noch ungeahnete Rollen spielen.

Es ist wohl selten, daß ein Astronom, der es beinahe ausschließlich nur mit dem Gebiete des Großen, mit dem Massenhaften zu thun hat, seine Aufmerksamkeit der Welt des Kleinen, den Moleculartätigkeiten, wie sie uns z. B.

in den chemischen Erscheinungen entgegentreten, zuwendet. Es sind, wenn man sich des Ausdruckes bedienen darf, Astronomie und Chemie polare Wissenschaften; sie stehen, wenigstens in Betreff der von ihnen behandelten Stoffe, im eigentlichen Sinne des Wortes himmelweit auseinander. So Verschiedenartiges mit gleicher Liebe, mit gleichem Interesse zu umfassen, auf beiden Gebieten sich auszuzeichnen, ist das Vorrecht einer nur kleinen Anzahl bevorzugter Geister.

Mein Aufenthalt in Slough, schon hinreichend genußreich durch den Umgang, den ich mit meinem ausgezeichneten Wirthe hatte und durch die großen Erinnerungen, welche sich an dieses Dörfchen knüpfen, wurde es noch mehr durch die dort anwesenden Mitgäste, von welchen ich nur den kenntniß- und geistreichen Verfasser der Geschichte der Naturwissenschaften und den gewandten Uebersetzer von Göthe's „Hermann und Dorothea" nenne, Herrn Whewell aus Cambridge.

Da »Eton College« nur eine englische Meile von Slough entfernt liegt, so versäumte ich natürlich nicht, diese berühmte Schule zu besuchen, um so weniger, als ich von dem eben so freundlichen als gelehrten Vorsteher derselben, Dr. Hawtrey, den ich in Herschel's Hause kennen zu lernen so glücklich war, mich auf die zuvorkommendste Weise dahin eingeladen hatte.

Die genannte Anstalt wurde im Jahre 1441 von Eduard dem Sechsten gegründet und war ursprünglich für die Erziehung von nur siebenzig Knaben bestimmt. Seit ihrem Bestehen hat sie sich immer in einem blühenden Zustand befunden und ist von den Söhnen der vornehmsten Familien des britischen Reiches besucht worden.

Die Zahl der dasigen Schüler beträgt drei bis vierhundert, von denen nur der kleinere Theil in dem »College« wohnt, die Mehrzahl dagegen in Privathäusern des Städtchens Eton untergebracht ist. Erstere tragen, wie ihre Lehrer, talarartige Mäntel, während die in der Stadt wohnenden Schüler nach der allgemeinen Landessitte gekleidet sind. Griechisch, Lateinisch und Mathematik machen auch hier die Hauptgegenstände des Unterrichtes aus; es werden aber doch auch Geschichte, neuere Sprachen und sogar das Deutsche getrieben, wie mich Dr. Hawtrey versicherte, der selbst ein vortrefflicher »German Scholar« ist.

Die Knaben treten schon in frühem Alter in die Schule ein und verbleiben daselbst, bis sie zur Universität abgehen. Die Kirche des »College« ist ein stattliches gothisches Bauwerk, ähnlich derjenigen von King's College in Cambridge, wie überhaupt alle zur Anstalt gehörigen Gebäude durch ein ehrwürdig alterthümliches Aussehen sich auszeichnen.

Ganz besonders gefielen mir auch die Plätze, welche für die Spiele und körperlichen Uebungen der Schuljugend bestimmt sind. Lang gestreckte Rasen vom frischesten Grün und durch uralte und riesenhafte Eichen und Linden beschattet ziehen sich um die klosterähnlichen Gebäude herum und gewähren den lebensfrohen und bewegungslustigen Knaben den ausgedehntesten und erwünschtesten Raum für die Ausführung aller Arten von Spielen, vor allem für das in England so beliebte »Cricket.« Es tummelte sich eben eine Schaar von mehreren hundert »Eton boys« groß und klein auf den herrlichen Matten und unter den Eichenhainen herum, als ich aus dem Hofe des College trat und ich blieb eine volle Stunde stehen, zusehend: wie die künftigen Seehelden,

Staatsmänner, Gesetzgeber, Parlamentsredner, Kirchenfürsten u. s. w. den »Foot-ball« schlugen, in malerischer Unordnung der durch die Luft fliegenden elastischen Kugel nacheilten und bei deren Herabfallen über dieselbe herfielen.

Der letzt verstorbene König hegte eine besondere Vorliebe für die »Etonians« und kam nicht selten herüber von seinem nahe gelegenen stattlichen Schlosse, um sich an den Spielen der Knaben zu ergötzen und dann und wann einen »talk« mit denselben zu haben. Dafür war aber auch er wieder der Liebling der »Eton boys« und steuerten diese nach dem Tode ihres königlichen Freundes und Gönners freiwillig eine ansehnliche Summe zusammen, um dessen Marmorbüste in dem College aufstellen zu können.

Als ich in Eton war, hatte sich die Jungfrau Königin noch nicht viel um ihre jugendlichen Nachbaren bekümmert, was diese zu empfinden schienen und den Tod Wilhelms des Vierten doppelt bedauren ließ. Es dürfte jedoch, da einstweilen Victoria Frau und Mutter eines Sohnes geworden ist, der Stand der Dinge sich verändert haben und jetzt die Sonne von Windsor wieder in aller Wärme über Eton scheinen.

Die englischen Schulknaben haben, wie die Unsrigen, die löbliche Gewohnheit: sich während der Lectionen in allerhand Schnitzwerk zu üben und auf Tischen und Wänden Spuren ihrer künstlerischen Bemühungen zu hinterlassen, auch gelegentlich ihre werthen Namen einzuschneiden. Das hölzerne Getäfer der uralten Schulstuben in Eton ist mit derartigen Darstellungen überdeckt und sind auf denselben tausend und tausend Namen zu lesen, zum Theil Männern angehörig, die große Rollen in ihrem Vaterlande gespielt,

ja die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt haben. So schnitzelte z. B. der Knabe George Canning seinen Namen in das Getäfer eines der Lehrzimmer zu Eton ein, auf welchen mich aufmerksam zu machen Dr. Hawtrey nicht versäumte.

Wie es scheint, steht dieser große Staatsmann selbst schon bei den dortigen Schulknaben in hoher Achtung; denn sie haben dessen Inschrift eine eigene Einfassung gegeben und wachen darüber, daß kein Knabe seinen Namen neben denjenigen von Canning einschneide und diesen hiedurch verletze oder unleserlich mache.

Eine schöne und löbliche Sitte dieser Anstalt ist es, daß sie die ausgezeichnetern Schularbeiten ihrer Zöglinge aufbewahrt. Dr. Hawtrey hatte die Güte, mir eine Sammlung derselben, die in der Bibliothek des College aufbewahrt wird, zu zeigen und auch bei dieser Gelegenheit begegnete ich wieder dem Knaben George Canning in einem lateinisch geschriebenen Aufsatz. Diese Sitte von Eton verdiente auch bei uns und überall in größern öffentlichen Schulanstalten nachgeahmt zu werden; denn welches Interesse gewährt es nicht, welchen großen Reiz hat es für Jedermann, die Arbeiten eines Knaben zu sehen, aus dem ein bedeutender Mann geworden; die ersten Blüthen und Früchte zu betrachten, die ein großer und reicher Geist getragen!

Die Eton boys veranlassen mich, einige Worte über die Bekleidungsweise der männlichen Jugend Großbritanniens zu sagen und einige allgemeine Bemerkungen zu machen über das Verhältniß, in welchem dort die Jungen zu den Alten stehen.

Bis zum siebenzehnten oder achtzehnten Jahre kommt einem britischen Knaben kein Ueberrock und viel weniger

noch der geschmacklose Frack auf den Leib; er trägt ein bis nahe an die Hüften gehendes Wamms von blauem feinen Wollentuch und Beinkleider aus dem gleichen Stoffe verfertiget. Seinen Hals, wie auch das Gelenk der Hand, umgibt ein schmaler, gekräuselter Linnenstreifen und der Kopf ist bedeckt mit einer blauen Tuchmütze oder mit einem schwarzen Hute. Diese Tracht paßt vollkommen selbst noch für erwachsene Knaben, unterscheidet dieselben auf das Bestimmteste von älteren Personen und wird, wie schon angedeutet, erst dann abgelegt, wenn der junge Mensch in das eigentliche Jünglingsalter eingetreten ist. Bartlose Stutzer und sechszehnjährige Zierpuppen, wie sie uns häufig auf dem Festlande begegnen, sieht man daher jenseits des Kanals nicht; ein Mangel, den man nur mit Vergnügen bemerken kann.

Bekanntlich hatten die Römer einen ähnlichen Brauch bei sich eingeführt und Jedermann sagt, daß derselbe höchst passend gewesen.

Bemerkenswerth ist auch, daß man die bewammsten Bursche noch nicht mit »Mister« anredet, sondern vor deren Namen das weniger bedeutende »Master« setzt, eine Sitte, die mir auch nicht übel zu sein scheint. Der Ordnung und Schicklichkeit liebende, fein unterscheidende und eminent praktische Sinn des englichen Volkes will Alles an seinen rechten Ort gestellt und daher Jünglinge anders als Männer behandelt wissen.

Derselbe Sinn ist es auch, der noch andere Abgrenzungen zwischen verschiedenen Altersstufen festgesetzt und Grenzlinien der Handlungsweise und des Betragens gezogen hat, die, ohne sich zu schaden, Niemand überschreiten darf. So z. B.

hält man es für höchst unpassend und dient es im Allgemeinen zu sehr geringer Empfehlung, wenn Leute früh anfangen zu schreiben und namentlich mit Schriftstellerei sich zu beschäftigen, welche auf Gegenstände der Politik, der Gesetzgebung, des Staatswesens überhaupt Bezug hat; weil man dermalen noch jenseits des Kanals allgemein die Ueberzeugung hegt, daß eine gründliche Bildung, langes nnd tiefes Studium der Staatsgeschichte, vor allem aber ein gereifter Verstand und viele eigene Erfahrung durchaus und unerläßlich nothwendig seien, um über die fraglichen Materien etwas Beachtungswürdiges und wirklich Werthvolles sagen oder schreiben zu können und weil die Engländer der Meinung sind, daß derartige Erfordernisse in der Regel junge Männer noch nicht besitzen, der Natur der Sache nach noch nicht haben können.

Aus dem gleichen Grunde hört man auch in öffentlichen Versammlungen (wo doch vollkommene Redefreiheit herrscht) und in Privatgesellschaften, in denen Staatsangelegenheiten zur Verhandlung kommen, junge Männer selten oder nie das Wort ergreifen.

Und wer hat noch Oxforder, Cambridger, Edinburger, Glasgower, Aberdeener, Dubliner Studenten sich als Staatsverbesserer, als politische Aerzte ihres Vaterlandes sich aufwerfen, wer dieselben durch Wort, Schrift oder That in öffentliche Angelegenheiten sich mischen gesehen und wer hat von Bünden gehört, unter bartlosen Leuten jenseits des Wassers geschlossen, in der Absicht: diesen oder jenen politischen Zweck zu erreichen? Es besitzt das dasige junge Geschlecht so viel Schicklichkeitsgefühl, daß es ihm gar nicht in den Sinn kömmt, eine ihm so wenig ziemende Rolle zu

spielen; sollte es aber je einmal Einer versuchen wollen, den politischen Schulmeister zu machen und die Alten zu lehren: wie sie den Staat zu regieren, wie sie das Gemeinwesen zu führen hätten, welche Gesetze abzuschaffen, welche zu geben wären; dann darf man sicher darauf rechnen, daß einem solchen Unterfangen sofort gebührend begegnet und die ältere Männerwelt es nicht mangeln lassen würde an einer Zurechtweisung, geeignet, die jugendlichen Verbesserungsgelüste zu mäßigen und den politischen Eifer der Unbärtigen etwas abzukühlen.

Versteht sich indessen von selbst, daß man in England großen politischen Verstand und staatsmännische Einsicht, wenn dieselben einmal Ausnahmsweise schon ein junger Mann zeigt, auch zu würdigen weiß und ihnen die verdiente Anerkennung nicht verweigert; wie hievon uns Pitt ein schlagendes Beispiel liefert, welcher bekanntlich bereits in seinem zwei und zwanzigsten Jahre erster Minister wurde und als solcher die Angelegenheiten des mächtigsten Reiches der Erde zu leiten hatte.

Es wäre so übel nicht, wenn auch auf dem Festlande die öffentliche Meinung über die erwähnten Punkte etwas strenger urtheile, als sie es thut und wenn namentlich in Deutschland frühzeitige Schriftstellerei durchschnittlich wenigstens eine eher mißfällige als günstige Aufnahme fände. Hundert und tausend nutzlose und alberne Dinge blieben dann sicherlich ungeschrieben und ungedruckt.

Wenn mich nun auch Slough unendlich mehr interessirte, als der in dessen Nachbarschaft liegende berühmte Wohnsitz der englischen Könige, so hielt ich es dennoch für der Mühe werth, demselben meinen Besuch abzustatten und eines Mor-

gens in Begleitung meines gütigen Wirthes nach Windsor Castle hinüber zu fahren, das nur etwa zwei englische Meilen von Slough entfernt liegt.

Wenn große Palläste in der Regel arge Langeweile erregen, so macht derjenige von Windsor jedenfalles eine rühmliche Ausnahme; denn einen herrlicheren und großartigern Königsitz, als das fragliche Schloß, kann es wohl auf dem weiten Erdenrund nicht geben. Die ganz eigenthümliche Bauart, das massenhafte Mauerwerk, die mächtigen Thürme, die weiten Thore und stattlichen Zugänge, die Größe des Umfanges, die geräumigen Höfe, auch die bläulich graue Färbung des Aeußern der Gebäude und endlich die hohe Lage des Pallastes fehlen nicht, auf jeden Beschauer einen angenehmen, ja gewaltigen Eindruck hervor zu bringen. Ob gleich verschiedene Theile dieses Schlosses sehr verschiedenen Jahrhunderten angehören, so herrscht dennoch in denselben eine gewisse Uebereinstimmung. Bekanntlich schlug Wilhelm der Eroberer zum ersten Male sein Hoflager hier auf; es dürfte jedoch aus jener Zeit wenig mehr in Windsor zu sehen sein, da schon Eduard der Dritte die Burg beinahe gänzlich umbauen und erst vor wenigen Jahrzehnten noch der prachtliebende Georg der Vierte die durchgreifendsten Veränderungen vornehmen ließ.

Dem Fremden wird gegen ein mäßiges Trinkgeld mit großer Bereitwilligkeit das Innere des Pallastes gezeigt und ich bedauerte nicht, einige Stunden zu seiner Besichtigung verwendet zu haben. Die Einrichtung der königlichen Gemächer steht mit der großartigen Außenseite des Schlosses in vollkommenster Uebereinstimmung und kaum werde ich zu bemerken brauchen, daß in denselben die größte Pracht, der

außerordentlichste Luxus herrscht. Das aus Eichenholz verfertigte Getäfer und Schnitzwerk, das man in vielen Sälen sieht, nimmt sich sehr hübsch aus und gibt denselben ein gewisses alterthümliches und substanzielles Aussehen.

Viele der Staatszimmer sind mit Gemälden behangen, unter denen sich werthvolle Kunstwerke, namentlich auch einige Holbeine befinden. Ein eigenes Interesse gewährt derjenige Saal, in dem in Lebensgröße die Bildnisse der Männer aufgestellt sind, welche beim Pariser Frieden und auf dem Wiener Kongreß eine bedeutende Rolle spielten. Metternich, Hardenberg, Wellington, Blücher, Castlereagh und manche andere diplomatische und militärische Personen, wie natürlich auch eine Anzahl gekrönter Häupter sind hier in ewigem Kongreß versammelt. Mehrere dieser Bilder, von dem bekannten englischen Porträtmaler Lawrence ausgeführt, sollen Kunstwerth haben, was zu beurtheilen ich nicht im Stande bin.

Ganz in der Nähe dieser diplomatischen Gallerie ist der Saal, in welchem die Ritter irgend eines der englischen Orden, ich glaube die des Hosenbandes sich zu versammeln pflegen, unter dem hohen Vorsitz des jeweiligen Beherrschers der britischen Reiche. An den Wandungen dieser schönen Halle hängen, wenn ich mich noch recht erinnere, allerhand ritterliche Abzeichen herum und steht an deren oberem Ende ein erhöhter Sitz, der mir ein hohes Alter zu haben schien und auf welchem his oder her most gracious Majesty bei Abhaltung eines Kapitels Platz zu nehmen geruht.

Ich konnte der Lust nicht widerstehen, den britischen Thron zu besteigen und denselben einige Minuten lang besetzt zu halten; was mir hoffentlich nicht als »high treason« oder

als ein Act der Usurpation ausgelegt werden wird, da ich versichern kann, daß ich den Herrschersitz vollkommen leer getroffen und meine Führer auch nicht die geringste Einsprache gegen diese Handlungsweise erhoben. Meinen Lesern, die noch nie das Glück hatten, auf einem königlichen Thron zu sitzen, will ich bemerken, daß es mir unmöglich war, einen wesentlichen Unterschied wahrzunehmen zwischen dem Fürstenstuhle zu Windsor und einem gewöhnlichen bürgerlichen Sessel und daß es mich keine große Anstrengung kostete, von meiner Höhe wieder herabzusteigen in die Welt der Unterthänigkeit und des Gehorsams.

Der stattlichste und prachtvollste Saal von Windsor-Castle ist wie billig und recht für das wichtigste und angenehmste Geschäft des menschlichen Lebens, für das Essen und Trinken, das heißt für königlich britische Gelage bestimmt. Wie es schien, interessirte sich auch mein Führer für die »Banquetting Hall« mehr als für irgend ein anderes Zimmer des geräumigen Schlosses; denn während er mich durch die übrigen Gemächer beinahe schweigend führte, wurde er bei unserem Eintritt in den fraglichen Speisesaal auf einmal äußerst beredt. In ächt ciceronischer Weise wußte mein Begleiter seine Epitheta steigernd zu häufen: das in Rede stehende Gemach war the most beautiful, the most splendid, the most magnificent, the most noble, the most royal Hall in the World; die darin aufgestellten Tafeln und Möbel wurden als superior to any thing yet seen, für unique und matchless erklärt. Mit großem Enthusiasmus sprach er auch von einem »royal banquet« selbst, von den riesenhaften Gold- und Silberschüsseln, die bei denselben zum Vorschein kommen, von den herrlichen und kostbaren Trink-

gefäßen, in denen am königlichen Mahle kredenzt werde u. s. w. und behauptete, daß eine ähnliche Pracht und Herrlichkeit nirgends in der Welt zu schauen sei. Mit wahrhafter Begeisterung aber ließ sich mein Ciceroni, welcher wahrscheinlich schon unter Georg dem Vierten Hofdienste verrichtet hatte, über die Leckerbissen der königlichen Tafel, über die mannigfaltigen, feinen und seltenen Weine, wie auch über die köstlichen Früchte aus, welche den Gästen der Majestät vorgesetzt werden. Man fühlte es dem Redner an, daß es ihm mit seinen Lobsprüchen ernst, daß er von seinem Gegenstand tief ergriffen war; hätte derselbe übrigens den Mund auch nicht aufgethan, so würde schon sein wohlgenährtes abgerundetes Aussehen, sein hochrothes Vollmondsgesicht lautes Zeugniß abgelegt haben von dem lebendigen Interesse, das unser Mann an allen Dingen nahm, die sich auf die große Angelegenheit des Essens und Trinkens beziehen.

Georg der Vierte war bekanntlich der erste Gentleman seines Reiches oder galt wenigstens als solcher; eine Auszeichnung, die ihn natürlich nicht verhindern konnte, auch der erste Adept der epikuräischen Weisheit zu sein und den Sinnengenuß zur Hauptsache seines Lebens zu machen. Bei dem hübschen jährlichen Einkommen von einer Million Pfd. Sterl. und dem großen Ueberfluß an freier Zeit, dessen sich der königliche Lebemann erfreute, was war natürlicher, als daß derselbe die erste Küche in Europa hielt, seinen guten Freunden die beßten dinners gab und sich einen Eßsaal bauen ließ, der seines Gleichen nicht mehr in der Welt haben soll.

In einem der königlichen Gemächer traf ich auch eine Sammlung von mannigfaltigen Waffen an, die als Trophäen

aufgehangen waren; da ich es aber versäumt habe, Näheres darüber in mein Tagebuch einzutragen und ich in solchen Dingen meinem Gedächtnisse nicht zu viel zumuthe, so wird es wohl besser sein, wenn ich diese Merkwürdigkeit mit gänzlichem Stillschweigen übergehe.

Wer Windsor Castle besucht, der versäume ja nicht, den »Round Tower« zu besteigen, von dem aus man eine Fernsicht genießt, die kaum anders wo in England anzutreffen sein möchte und welcher Standpunkt überdieß noch den Vortheil gewährt, den merkwürdigen Pallast beinahe in der Vogelsperspective betrachten zu können.

Eine unermeßliche, ich weiß nicht wie viele Grafschaften umfassende Landschaft, übersäet mit den freundlichsten Dörfern, den lieblichsten Städtchen; bedeckt mit zahllosen Schlössern, Villen und Parken; durchzogen von Flüssen und Bächen; vermannigfaltiget durch Berg und Thal liegt vor den Blicken des Beobachters ausgebreitet. Gegen Nordwesten ziehen sich am Fuße der königlichen Burg hin Windsor und Eton, durch welche die noch etwas jugendliche Themse strömt, ihren geschlängelten Lauf nach dem Sitze des Welthandels nehmend; in südwestlicher Richtung sieht man den prächtigen Windsorpark, dessen Umfang nach Meilen gemessen wird und nach Osten zu begränzen den Gesichtskreis die in blauen Duft gehüllten Surrey Hills. London selbst, obgleich nur zwanzig Meilen entfernt, ist dem Blicke entzogen durch die in dessen Nachbarschaft liegenden Höhen.

Während ich die Einzelnheiten des herrlichen Panoramas durchmusterte, fand in dem großen Hofe des Schlosses eine ungewöhnliche Bewegung Statt; Staatskarossen fuhren in demselben auf, glänzend gesattelte Reitpferde wurden hinein-

gebracht; Bedientenvolk lief hin und her. Auf meine an die Kastellanin gerichtete Frage, was all dieses zu bedeuten habe, wurde erwiedert, daß um diese Stunde die Königin ihren Morgenritt zu machen pflege. Did you ever see her most gracious Majesty fragte mich die redselige Frau ihrerseits? Als ich ihr bemerkte, daß ich noch nie das Glück gehabt hätte, die Beherrscherin Großbritanniens zu sehen, sagte sie mir: in that case you must make haste and go down directy. Sie nahm mich in eine Ecke des Thurmes, zeigte mir ein kleines in den Park führendes Thörchen und rieth mir, an diesem mich aufzustellen, da durch dasselbe die Königin hinaus zu reiten pflege.

So gerne ich auch noch länger die herrliche Aussicht genossen hätte, so wollte ich doch eine so günstige Gelegenheit, die britische Majestät ganz in der Nähe zu sehen, nicht unbenützt vorüber gehen lassen. Indem ich der gefälligen Frau ein kleines Trinkgeld in die Hand drückte und mich eben anschickte, ihrem guten Rathe zu folgen, rief sie mir noch nach: »J am sure you will be much pleased to ham a look at our excellent queen though she happens to be rather a little bit of a body.« Wie gutmeinend auch diese Bemerkung sein mochte, so weiß ich doch nicht, ob die Majestät durch dieselbe sich sehr geschmeichelt gefühlt hätte und wollte mir es scheinen, daß die gethane Aeußerung nicht ganz am Platz und für eine königliche Dienerin allzu freimüthig gewesen sei.

An dem mir bezeichneten Thörchen angekommen, fand ich dort bereits Leute stehen, welche, wie meine Wenigkeit, Zeuge des Ausrittes der Königin sein wollten. Ein Hofwächter hielt die Neugierigen in Ordnung, welches Amt er

übrigens mit größter Milde und unter Beobachtung der höflichsten Formen ausübte. So oft ein Geräusch aus der kleinen Pforte zu uns heraus drang, flüsterte es durch die Menge: she is coming, she is coming; entblößten sich die Köpfe und nahmen die Leute ein unterthanenmäßiges Aussehen an. Nach vielmaliger Täuschung und längerem Warten hörte man deutliches Wagengerassel, Pferdegetrampe, streckten endlich zwei edle Rosse ihre stolzen Hälse zum engen Thore heraus. Flugs stellten sich nun die Harrenden in Reih und Glied, verschwanden die Hüte von den männlichen Häuptern; noch einige Augenblicke vergingen und das zwanzigjährige Mädchen, dem das seltene Loos fiel, zur Herrscherin des mächtigsten Reiches der Erde, zur Gebieterin von mehr als hundert Millionen Menschen berufen zu werden, erschien auf einem stattlichen Pferde.

Die königliche Person trug ein blaues enganliegendes Reitkleid, dessen Saum beinahe den Boden streifte; das Haupt war mit einem runden schwarzen Hute bedeckt, an dem ein langer Schleier herabhing, und das fürstliche Gefolge bestand aus etwa zwölf Personen beiderlei Geschlechts. Für den Fall, daß das Reiten der Königin beschwerlich falle, schloß den Zug eine leichte Calesche, mit vier kleinen zierlichen Pferdchen bespannt.

Da ihre Majestät nur im langsamen Schritte ritt und ich so nahe am Thörchen mich aufgestellt hatte, daß das königliche Gewand beinahe mich berührte, so konnte ich den Gegenstand meiner Neugierde mit hinreichender Muse betrachten, um mir von demselben das deutlichste Bild einzuprägen. Ich fand vollkommen bestätiget, was kurz zuvor die geschwätzige Thürmerin bemerkt hatte; Victoria, obgleich

durch Rang und Stellung die größte Frau der Erde, ist dieß keineswegs durch ihren Körperbau und wenn man in letzterer Beziehung von ihr sagt, daß sie »rather a little bit of a body« sei, so thut man ihr wirklich kein Unrecht.

Indessen muß man sich doch nicht vorstellen, daß ihre Person der Grazie ermangle, sie von der Natur in Bezug auf körperliche Vorzüge stiefmütterlich behandelt worden sei. Wenn es auch offenbare Uebertreibung wäre, die britische Königin für eine vollendete weibliche Schönheit zu erklären, so hieße es sich eben so weit von der Wahrheit entfernen, wollte man derselben Anmuth und gefälliges Wesen absprechen. Der Ausdruck ihres rundlichen Gesichtes hat etwas frisch Jugendliches, Einnehmendes und ächt Weibliches, und ihr Gliederbau schien mir von schönem Ebenmaaß und nicht ganz gewöhnlicher Zierlichkeit zu sein; worüber ich mir wohl ein Urtheil bilden konnte, da das englische Reitkleid den obern Theil der weiblichen Gestalt deutlicher wahrnehmen läßt, als dieß andere Gewänder gestatten.

Der königlichen Person so ganz nahe, verfehlte ich natürlich nicht, derselben nicht nur durch Hutabnehmen sondern auch durch eine tiefe Verbeugung meine Ehrerbietung zu bezeugen, bei welchem Anlaß meiner Wenigkeit die unverdiente Ehre zu Theil wurde, von der britischen Majestät eines huldvollen und herablassenden Blickes gewürdiget, wie auch durch ein gnädiges Kopfnicken ausgezeichnet zu werden.

Ein Mann, der während des Vorüberzuges der königlichen Cavalcade seine Stellung neben mir eingenommen hatte und ein täglicher Besucher der Umgebungen des Schlosses zu sein schien, nannte der umstehenden Menge die Personen, männliche und weibliche, die sich im Gefolge

Victorias befanden und erwarb sich hiedurch bei seinen neugierigen Zuhörern nicht geringen Dank. Wer die hohen Herrschaften waren, habe ich längst vergessen; noch erinnere ich mich aber recht wohl, unter denselben einige weibliche Schönheiten bemerkt zu haben, wie man sie nur jenseits des Kanals zu sehen bekommt.

Die Zweckmäßigkeit und Paßlichkeit derjenigen Bestimmung des englischen Erbfolgegesetzes, welche unter gegebenen Umständen auch die Weiber den Thron besteigen läßt, ist schon vielfach bestritten worden und wird namentlich bei uns entschieden in Abrede gestellt. Wenn die Gesetze der meisten Länder die Frauen in dem Maaße beschränken, daß diese nur in sehr wenigen Fällen selbstständig handeln dürfen, beinahe überall bevogtet sein müssen, ihnen namentlich nicht die geringste Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gestattet wird und wenn diese Beschränkungen offenbar in der etwas ungalanten Voraussetzung der männlichen Gesetzgeber ihren Grund haben, daß die Weiber zur Ausübung politischer Rechte nicht hinreichend befähiget seien, so erscheinen regierende Königinnen und Kaiserinnen als sehr auffallende und starke Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Man sagt uns und gewiß mit vollem Recht, daß es keinen schwierigern Beruf gebe, als den eines Regenten und daß große Weisheit, ein ungewöhnlicher Verstand und männliche Entschiedenheit und Kraft erfordert werde, um einen Staat zu lenken; und dennoch überläßt ein Land, welches den Frauen nicht einmal die Theilnahme an der Wahl des Vorstehers eines Dorfes einräumt, einem Mädchen von zwanzig Jahren die Herrschaft über ein Reich, in dem die Sonne nie untergeht. Wer kann leugnen, daß dieß eine merkwür-

dige Anomalie sei? — In England, wo in der Wirklichkeit das Parlament herrscht, wo der Landesfürst sich mit der Rolle des Vollstreckers der Beschlüsse der Lords und der Gemeinen sich zu begnügen hat, liegt im Grunde sehr wenig daran, ob der jeweilige Regent männlichen oder weiblichen Geschlechtes sei, ob derselbe wenig oder viel Verstand habe. In Ländern dagegen, wo der Wille des Monarchen Gesetz ist, wo dieser einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten ausübt oder wenigstens ausüben darf, da möchte weibliche Herrschaft am unrechten Orte sein. Welche klägliche Rollen spielen z. B. spanische Königinnen und wie gut und heilsam wäre es für ihr Land, wenn dort kräftige männliche Hände das Scepter hielten. Nur noch einige Worte über Windsor und wir nehmen für immer von diesem Königssitze Abschied.

An der südöstlichen Seite des Pallastes zieht sich ein langer und breiter Spaziergang hin, von dem die Engländer sagen: daß er »the noblest walk« in Europa sei. Und in der That, es dürfte schwer sein, irgendwo eine Promenade aufzufinden, die mit der Windsor »Terrace« verglichen werden könnte; denn auf der Kante des Schloßberges hinlaufend, gewährt sie in die Nähe und in die Ferne die freieste Aussicht auf einen der schönsten Theile des merkwürdigen Eilandes. Die Londoner Welt wallfahrtet von jeher, namentlich aber seit dem durch den Great Western die Hauptstadt Windsor so nahe gebracht ist, häufig dahin, hauptsächlich aus dem loyalen Grunde, die Königin dort lustwandeln zu sehen.

Ganz in der Nähe des Schlosses steht die Hofkirche, welche den Namen St. Georgs Kapelle trägt und zu den

schönsten und niedlichsten gothischen Gebäuden der kleinern Art gehört, die man sehen kann. Im östlichen Theile derselben befindet sich die fürstliche Gruft, in der bereits eine Anzahl von Gliedern der Braunschweiger Linie beigesetzt ist. In der Urswick Kapelle steht ein Denkmal von loyalen Engländern zum Andenken der Prinzessin Charlotte errichtet, das zu den Merkwürdigkeiten Windsors gezählt wird, von mir aber nicht gesehen wurde. Eben so wenig kam ich Zeitmangelshalber dazu, den prächtigen Schloßpark zu besichtigen und die unter Georg dem Vierten so bekannt gewordene Virginia Waters zu bewundern.

Dem Städtchen Windsor, das beiläufig bemerkt etwa sieben tausend Einwohner zählt, merkt man die Nähe des prachtvollen Königssitzes nicht sonderlich stark an. Es besitzt keine einzige Straße, die man schön nennen könnte; die dasigen Häuser sind durchschnittlich klein und unansehnlich; auch mangelt dem Städtchen diejenige Nettigkeit und Reinlichkeit, durch welche in der Regel selbst die kleinsten englischen Villages ausgezeichnet sind.

Während meines frühern Aufenthaltes in London brachte ich meine Sonntage nicht selten im Kreise einer Familie zu, die ein Dörfchen bewohnte, das, obwohl nur wenige Stunden von der Hauptstadt entfernt, doch so still und ruhig ist, als ob es von derselben durch Hunderte von Meilen getrennt wäre. Der Weg dahin führt über das kleine Gebirg, welches im Norden von London liegt und auf dessen Höhen und Abhängen so reizende Dörfchen, Landsitze, Villen und Parke liegen; wohin man auch zu gehen hat, wenn man eine schöne Aussicht auf die Hauptstadt und deren Umgebungen genießen will.

Ich konnte England nicht verlassen, ohne meine Freunde jenseits der »Hills« vorher begrüßt, ohne das mir so liebgewordene Dörfchen gesehen zu haben. Ich benützte zu diesem Besuche einen schönen Sonntag Morgen und schlug, alter Gewohnheit gemäß, meinen Weg über das liebliche Hampstead ein. Ehemals meine Wanderungen nach H..... immer zu Fuße machend, war ich mit der Gegend so vertraut geworden, daß ich von derselben noch nach dreizehn Jahren das deutlichste Bild hatte, mir noch beinahe jede Einzelheit des Weges im Gedächtniß lag. Zu meinem großen Vergnügen fand ich noch Vieles gänzlich unverändert, erkannte ich wieder in einzelnen Baumgruppen alte Lieblingsgegenstände, war namentlich noch der kleine bescheidene Inn, der jenseits der sogenannten Hampsteader Heide liegt, mit seinem alterthümlichen Schilde von dem alles umgestaltenden Einfluß der Zeit verschont geblieben.

Da immer ein Glas Bier mundet, nachdem man einige Stunden Weges gegangen ist und einen steilen Abhang überschritten hat, so verfehlte ich nicht, meine Schritte, wie in frühern Zeiten, nach dem kleinen Wirthshause zu richten; that dieß jedoch eher, um zu sehen, ob der alte Innkeeper noch lebe, als um meinen Durst zu stillen. Weil es eben die Kirchenzeit war und während derselben in England selbst einsam liegende Wirthshäuser keine andere als reisende Gäste aufnehmen, so fand ich die Thüre des kleinen Gasthofes verschlossen und ich mußte lange klopfen, bevor Jemand an dem Fenster erschien. Nicht sofort wurde mir der Einlaß gestattet; ich hatte vorher einige Fragen, namentlich diejenige: are you a traveller Sir! zu beantworten, ehe die Thüre sich aufthat. Der kleine Parlour war wie früher mit Sand

bestreut, die Pewter Kannen standen am gewohnten Orte, glänzten wie ehemals und der Porter schmeckte noch eben so vortrefflich, wie vor dreizehn Jahren; auch war es noch der alte, kurze, dicke Wirth von rosenfarbenem Gesichte und gemessener Höflichkeit, der mir das Bier kredenzte. Langsam schlürfte ich das erfrischende Getränk ein, behaglich blies ich, innerlich vergnügt über das unverändert Gebliebene, meine Havannah-Cigarre in Dampf und Rauch auf und nur ungern verließ ich die trauliche Stube. In der gemüthlichsten Stimmung jedoch ergriff ich nach stündigem Rasten meinen Stab und wanderte hinab in das stille Dörfchen, meine Augen abwechselnd nach vornen und hinten, nach Links und nach Rechts richtend, damit ja dem Blicke kein alter Bekannter entgehe.

Endlich war das Ziel meines Weges erreicht und zu meiner Freude hatte ich auch um und in H..... keine Veränderungen zu bemerken. Noch guckte das spitze Thürmchen des uralten gothischen Kirchleins, wie sonst, aus einem Lindenhain hervor; noch standen die friedlichen, Ruhe athmenden Cottages von Immergrün, Buschwerk und Rasen umgeben in unveränderter Gestalt da; noch weideten auf den mit Weißdorn umgrenzten Matten in aller Behaglichkeit buntscheckige Heerden von Rindern und Kühen; noch umgaben Sykomore die gastliche Wohnung der Freunde. An der mir so wohl bekannten Thüre angekommen, zog ich mit freudig pochendem Herzen die Glocke, und auch sie tönte noch nach alter Weise. Eine zierlich gekleidete Dienerin öffnete die Thüre. Ist Mrs P.... zu Hause? war meine erste Frage. Mrs P....? erwiederte das Mädchen, den Namen in langsam fragenden Tone aussprechend und mich mit Verwunderung

ansehend; Mrs P....., bemerkte sie dann, ist schon lange todt. Ich werde vielleicht Miß C..... treffen, fragte ich nach einigen Augenblicken weiter. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß auch sie vor einigen Jahren gestorben ist, war die betrübende Antwort. Wie plötzlich veränderten diese Trauerbotschaften meine heitere Stimmung. Noch war allerdings ein Glied der Familie übrig geblieben, ich mußte aber auch von Miß C..... vernehmen, daß sie so leidend sei, um mich kaum mehr empfangen zu können. Indem ich bat, meinen Namen ihr zu nennen, wurde ich in den Parlour eingeführt, wo ich mit den Hingeschiedenen einst so schöne Stunden verbrachte. Das Zimmer hatte nicht die mindeste Veränderung erlitten, dieselben Kupferstiche hingen noch an den Wänden herum, auch die Mineraliensammlung, die ich so oft und mit so vielem Vergnügen angesehen hatte, stand an ihrem alten Platze. Aber das Theuerste fehlte, die Freunde waren an den Ort gegangen, von wo Niemand wiederkehrt, der freundliche Ton ihrer Stimme war für immer verhallt. Wer würde unter solchen Umständen nicht weich gestimmt, wer nicht herben Schmerz empfunden haben? Ich war in düstere Betrachtungen versunken, als die Thüre sich öffnete und diejenige Person eintrat, welche der unerbittliche Tod noch verschont hatte.

Man kann sich denken, von welcher Art das Wiedersehen, unsere Unterhaltung, der Abschied war. Ich verließ das stillgewordene Haus unter wehmüthigen Empfindungen, pilgerte gedankenvoll durch einen einsamen Thalgrund hinüber nach Edgware und richtete von da aus meine Schritte hinauf nach den reizenden Höhen von St.....

Die Sonne vergoldete eben den westlichen Himmel Eng-

lands und war im Begriff, hinter die bewaldeten Hügel Windsors hinabzusinken, als ich in das freundliche, von Villen und Landsitzen umgebene Dörfchen eintrat. Auch mit ihm aus frühern Zeiten noch wohl bekannt, fiel es mir nicht schwer, die etwas entlegene Wohnung eines Freundes aufzufinden, welchen nach so langer Zeit wiederzusehen mich sehnlichst verlangte. In seinem Hause sollte ich angenehmer überrascht werden, als ich es in demjenigen meiner Freunde zu H..... wurde; als Junggesellen hatte ich den trefflichen Mann einst verlassen; als Gatten einer ausgezeichneten und liebenswürdigen Frau, als Vater blühender Kinder traf ich den Freund wieder, glücklich auch in andern Verhältnissen.

Einige schöne Tage wurden in St. verlebt; der Kreis, in dem ich dort lebte, ließ es mich beinahe vergessen, daß ich ferne von der Heimat, daß ich von Weib und Kind durch ein Meer getrennt war. Mehrere als Gäste anwesende, fein gebildete, anmuthige Frauen und wissenschaftliche Männer der Hauptstadt trugen nicht wenig zu dem geselligen und geistigen Genusse bei, der mir in St. in so vollem Maaße zu Theil wurde. Nur zu schnell war die letzte dieser schönen Stunden herbeigekommen; es kostete mich eine nicht geringe Anstrengung, mit einiger Fassung von so lieben Freunden mich loszureißen und der Schmerz der Trennung war um so größer, als ich mir sagen mußte, daß ich denselben zum letzten Male die Hand drücke, wahrscheinlich nie wieder das gastliche Haus betreten werde.

Rasch wurden vor der Abreise noch andere Besuche gemacht und in den der Hauptstadt benachbarten Grafschaften nicht zuletzt die liebenswürdigen vortrefflichen Sh... in K. heimgesucht, welche den alten Hausfreund mit gewohnter

Liebe aufnahmen und demselben einen der schönsten Abende bereiteten, die er in England verlebte.

Das freundliche auf den Surry Hills liegende Dörfchen Eh. konnte und wollte ich nicht ungesehen lassen; ein genußvoller Tag wurde bei den dortigen Freunden M. und Br. verbracht und an des letztern unerschöpflichem Humor und genialer Originalität erquickte ich mich noch mehr, als an dessen ausgesuchten Weinen und uraltem schottischen Ale. Wir lachten eine halbe Nacht hindurch über das inhaltsreiche Verzeichniß menschlicher Thorheiten, die mein Freund auf eine unnachahmliche Weise zu schildern und denselben eine komische Seite abzugewinnen weiß, wie kein Anderer.

So nahe bei E. konnte ich es nicht über mich gewinnen, meinen ehemaligen gutmüthigen Hausphilister daselbst unbegrüßt zu lassen. In seine Stube eintretend, fand ich ihn mit seiner Lieblingsarbeit beschäftigt, d. h. home-brewed trinkend und cold beef verzehrend. Der einstweilen sehr gealterte Mann erkannte mich nicht im ersten Augenblick; nachdem ich aber einige Worte an ihn gerichtet hatte, sprang er von seinem Sitze auf, und rief aus: God bless me is it you Mr. . . . . ! How often J have thought of you these last fifteen years and how little did J hope to see once more in dear old England etc. Nachdem der Alte mir die Erlebnisse der letzten fünfzehn Jahre seines Lebens umständlich erzählt, ich mein altes Wohnzimmer wieder gesehen und mich versichert hatte, daß alles im Hause und in der Nachbarschaft noch so sei, wie ehemals; drückte ich dem guten Manne die Hand, stieg ich in meinen Gig und fuhr langsam durch mehrere Straßen des Städtchens, in dem ich früher ein ganzes Jahr gelebt hatte und in welchem mir jedes

Gäßchen, beinahe jedes Haus bekannt war und das ich nun aller Wahrscheinlichkeit nach zum letzten Male sah.

Ich habe all' dieser Einzelnheiten, die natürlich für den Leser nicht das mindeste Interesse haben können, Erwähnung gethan einzig und allein in der Absicht: um vor dem Schlusse meiner Mittheilungen noch eine Gelegenheit zu finden, den genannten wie überhaupt allen meinen englischen Freunden öffentlich den wärmsten Dank auszudrücken für die Beweise von Güte und Wohlwollen, womit sie mich während meines Besuches überhäuften. Sie haben mir durch ihre edle Gastfreundschaft, durch ihre außerordentliche Dienstfertigkeit und durch ihr unabläßiges Bemühen, mir den Aufenthalt in ihrem schönen und merkwürdigen Lande so nützlich und genußreich als möglich zu machen, schwer zu erfüllende Verbindlichkeiten gegen sie auferlegt, mich mit einer unabzahlbaren Schuld belastet. Meine Freunde dürfen sich aber doch für versichert halten, daß überall, wo sich nur immer eine Gelegenheit darbietet, ich durch die That beweisen werde, wie sehr ich mich gegen sie verflichtet fühle.

Ich will diesen Anlaß auch benützen, um einige Bemerkungen über einen Gegenstand zu machen, der von mir bis jetzt noch nicht näher erwähnt worden ist. Bekanntlich fehlt es nicht an Leuten, die Großbritannien beschuldigen, daß es Fremde ungastlich und kalt behandle. Kein Vorwurf kann unverdienter, kein Tadel grundloser als der erwähnte sein. Es bedarf zwar des Zeugnisses meiner Wenigkeit ganz und gar nicht; denn der Ruf britischer Gastfreundschaft und Urbanität ist schon zu alt und zu fest begründet, als daß derselbe selbst durch die entschiedensten Behauptungen des Gegentheiles erschüttert werden könnte; aber ich kann doch nicht umhin,

hier zu erklären, daß ich kein Land kenne, in welchem diese Tugenden allgemeiner, ausgedehnter und auf eine schönere Weise geübt werden, als dieß jenseits des Kanals geschieht. Wenn es manchem Reisenden begegnet sein mag, daß ihm die gewünschte Aufnahme in England nicht zu Theil wurde, so bin ich sehr geneigt anzunehmen: der Grund hievon habe in besondern Verhältnissen eher, als in dem wirklichen allgemeinen Mangel an gastfreundlichen Gesinnungen gelegen.

Wer nach England kommt ohne Empfehlung, ohne Namen, ohne Kenntniß der Sprache und der Sitten des Landes, der ist allerdings in der Regel übel daran; aber in welchem andern Lande wäre er dieß nicht, wenn so beumständet! Es ist nun freilich nichts Ungewöhnliches, daß Leute dieser Art über ein ganzes Land den Stab brechen und ihm alle möglichen Fehler aufbürden, wenn ihnen in demselben nicht zufälliger Weise diejenige Behandlung zu Theil wurde, die sie erwarteten; wenn sie da unbeachtet blieben, wo ihre Eigenliebe auf Auszeichnung rechnete. Welcher Unbefangene wird aber auf Urtheile, unter derartigen Umständen gefällt, irgend einen Werth legen? Ich erinnere mich hiebei eines jungen Franzosen, der vor Jahren mit mir die Ueberfahrt von Calais nach Dover und unterwegs mich in seiner Redseligkeit zum Vertrauten seiner Plane machte. Der gute Mann hielt sich für den ersten Musiker der Welt, wußte kein Wort englisch, kannte keine Seele über dem Wasser und hatte nichts destoweniger im Sinne, eine Kunstreise durch Großbritannien zu unternehmen. Er rechnete mit völliger Sicherheit darauf, in allen Städten des Landes, London nicht ausgenommen, Furore zu machen und in kurzer Zeit, mit Guineen beladen, nach Paris zurückzukehren. Von meinen

Bedenklichkeiten wollte er nichts hören und singend fuhr der sanguinische Pariser mit mir in London ein.

Der Zufall wollte es, daß mir einige Monate später das Schicksal des ausgezeichneten Künstlers bekannt wurde. Die Paar Pfunde, die er nach London gebracht hatte, waren in der theuren Stadt schon nach wenigen Tagen ausgegeben; Niemand zeigte Geneigtheit, den Virtuosen zu hören; bald war er, um den Hunger zu stillen, genöthiget, den Rock vom Leibe zu verkaufen und barfuß traf ihn ein Reisegenosse auf der Blackfriars Bridge an, als jener eben auf seiner Rückwanderung nach Dower begriffen war.

Wenn nun dieser Mensch seine Reise nach England und seinen Aufenthalt in London beschrieben haben sollte, von welcher Art werden wohl die Schilderungen gewesen sein, die er von englischer Gastfreundschaft, britischem Kunstsinn, von den Sitten des Landes ꝛc. gemacht hat?

Die Stunde hatte nun geschlagen, wo ich auch London den Rücken kehren, wo ich meinen dasigen Freunden Lebewohl sagen, wo ich endlich das Haus, das mich in dieser Stadt so lange gastlich beherbergt, in dem ich mit dem trefflichen C..... so genußreiche Stunden verlebt hatte, verlassen mußte. Die gemischtesten Gefühle bewegten mein Gemüth, als das letzte »God bless you« mir zugerufen wurde, ich den letzten Händedruck empfing. Schon einige Monate von meiner Familie getrennt, drängte es mich gewaltig nach Hause und wünschte ich den Augenblick der Abreise sehnlichst herbei. Andererseits schmerzte es mich tief, ein Land zu verlassen, an das mich die innigsten Bande der Freundschaft knüpften, welches mir in mehr als einer Hinsicht eine zweite Heimat war. Glücklicher Weise sind

immer mit den Vorbereitungen zur Abreise und namentlich mit einer Einschiffung so viele Zerstreuungen verbunden, daß man wenig Zeit hat, melancholischen Gefühlen nachzuhängen.

Eine Stunde vor Mittag bestieg ich den „Soho“, ein zwar geräumiges aber nicht überelegantes Dampfschiff, das mich nach Antwerpen bringen sollte. Die Einschiffung fand ohne alle Formalität Statt; von Paß- und andern polizeilichen Quälereien war keine Rede. Schlag zwölf Uhr setzten sich die Räder des Dämpfers in Umlauf; langsam fuhren wir an dem Tower vorbei und vorsichtig bewegten wir uns durch den dichten Mastenwald hindurch. Erst bei Greenwich kamen wir aus dem Schiffsgewirre heraus, durfte man der Maschine ihren vollen Lauf lassen und nun gings, da Dampf und Ebbe ihre Kräfte vereinten, pfeilschnell stromabwärts. Jeden Augenblick holten wir stattliche Kauffahrer ein, die mit vollen Segeln und reich beladen dem Ozean zueilten und bald hatten wir die britische Hauptstadt so weit hinter uns, daß selbst nicht mehr die ewig über ihr schwebende Kohlendampfwolke bemerkt werden konnte.

Nun hatte man alle Zeit, die Schiffsgesellschaft zu mustern, auch fand ich bald aus, daß dieselbe weder sehr zahlreich noch ausgezeichnet war. Ein kleiner Jude machte sich indessen durch seine Lebendigkeit vor allen anderen Passagieren bemerklich. Derselbe schien alle Sprachen der Erde zu reden, mit Allem in der Welt bekannt und überall und nirgends zu Hause zu sein. Hätte der Mann nicht gar zu viel geschwatzt und etwas weniger stark aufgeschnitten, so wäre ich vom Schiffe mit dem festen Glauben gegangen, in dieser israelitischen Person den ewigen Juden selbst kennen gelernt zu haben. Nichtsdestoweniger zeigte aber der Mensch eine

solche Weltkenntniß, daß sie nicht zu klein war, um im Laufe einer achtzehnhundertjährigen Wanderung erworben worden zu sein.

Ein nettes etwa vier oder fünf Jahre altes Mädchen, das in ein Mäntelchen gehüllt fast immer einzig auf dem Verdecke saß, erregte meine besondere Theilnahme durch den Umstand, daß es in seinem zarten Alter schon eine Reise über das Meer ohne elterliche Begleitung machen mußte. Das arme Kind schien an scrofulosen Uebeln zu leiden und sollte, wie ich von der Frau des Schiffskoches erfuhr, deren Sorgfalt das junge Geschöpf anvertraut war, auf Anrathen der Aerzte See- und Schiffsluft athmen. Bei diesem Anlaß vernahm ich denn auch, daß in England bei Kindern dieses Mittel nicht selten angewendet werde.

Ein weiterer merkwürdiger Passagier war ein herrlicher und stolzer Renner, welcher aus den königlichen Gestüten von Windsor gekommen war und die Bestimmung hatte, in den Marstall des Königs der Belgier nach Brüssel zu wandern. In seinem engen Gefängniß verhielt sich das sonst so muthige Thier fromm wie ein Lamm und man sah es ihm deutlich an, daß die Wasserreise nicht ganz nach seinem Geschmacke war. Sichtliches Vergnügen machte es dem Pferde immer, wenn Menschen zu ihm herankamen, es freundlich anredeten, hätschelten und ihm gelegentlich einen Wisch Heu vorhielten. Von Seekrankheit war bei ihm zwar keine Rede, doch versicherte dessen vielerfahrener Führer, daß die Pferde eine rauhe See eben so wenig als die Menschen liebten, daß jene bei einer solchen, wenn auch nicht gerade sich erbrächen, doch deutliche Zeichen eines starken Mißbehagens von sich gäben.

Die wunderlichen Sprünge, welche eine schöne Katze auf dem Verdecke machte und die Meisterstücke des Kletterns, welche dieselbe an den Masten und im Tauwerk ausführte, ergötzte die Schiffsgesellschaft den ganzen Tag über. Das Thier schien ein großer Liebling der Matrosen zu sein; denn wenn einer dieser Gesellen nur immer einige freie Augenblicke finden konnte, so lockte er dasselbe herbei, um ihm einige leckeren Bissen von rohem Rindfleisch in den Mund zu schieben.

Es hatte den ganzen Nachmittag geregnet und war wenig von den Ufern zu sehen gewesen; gegen Abend aber brach die Sonne noch einmal aus den massenhaften Wolken hervor und übergoß die weite Landschaft und den schon breitgewordenen Strom mit ihrem herrlichsten Goldlicht, zu gleicher Zeit den westlichen Himmel in Feuer versetzend. Es war der letzte Blick, den ich auf Englands Küsten warf; ein dicker Nebel zog in der Ferne auf und alles Land verschwand. Die Nacht brach eben an, als wir das Meer erreichten und nun hatten die Leute wohl nichts Besseres zu thun, als Bett und Schlaf zu suchen, die beßten Mittel gegen Seekrankheit und manche andere Reiseübel. Und in der That, um neun Uhr Abends schon war außer den Matrosen auch keine Seele mehr auf dem Verdeck zu sehen; ich allein beschritt dasselbe noch und konnte ungestört den hellgewordenen Himmel in seiner ganzen Pracht, das grenzenlose Meer und dessen Wogenspiel betrachten und behorchen. Ein frischer Nord fing an zu wehen und da ich endlich doch von vielem Gehen müde ward, und von den übermäßigen Geschäften der letzten Tage mich ohnehin sehr abgemattet fühlte, so ging auch ich zur Ruhe und umhüllt von einer Wollendecke schlief ich auf

meiner harten Britsche so sanft und süß, als hätten mir die weichsten Eiderdunen zum Nachtlager gedient.

Als ich am nächsten Morgen das Verdeck betrat, da stieg eben aus wolkenlosem Himmel die Sonne aus dem Ozeane auf, lag die Küste der Insel Walchern schon vor unsern Augen und zogen sich zu unserer Rechten die Dünen, die in der Ferne Bergen glichen, in langgestreckter und mannigfach gebogener Linie hin. Das Meer bot jetzt den wundervollsten Anblick dar; es war von einem starken Wind bewegt und furchte sich in Millionen kleiner Wellen, deren schaumige Spitzen, vom schrägen Morgenlicht getroffen, nach Osten zu die schönste goldene Straße bildeten. Selbst die beflogte Schöpfung schien des herrlichen Tages sich zu freuen; denn so weit das Auge ringsum reichte, sah man Tausende von Fischen munter in die Luft sich schnellen.

Wir rückten bald dem Ufer nahe genug, um hinter den tiefern Ausschnitten der Dünen holländische Dörfer zu sehen, die tiefer lagen, als der Meeresspiegel und ein gar niedliches Aussehen hatten.

Um acht Uhr furchte unser schnelle Dämpfer bereits die Gewässer der Schelde und sahen wir zu unserer Rechten die flachen flanderischen Küsten aus den Fluthen sich erheben. Auch kam uns Vließingen jetzt zu Gesicht, an dem wir so nahe vorbei segelten, daß wir seine mit Bäumen besetzten Straßen und reinliche Häuser deutlich sehen konnten. Mit Gegenwinden kämpfend ging unser Schiff nicht mehr so schnell als früher und erst um ein Uhr Nachmittags entdeckten wir in weiter Ferne die Spitze des hohen Thurmes der Kathedrale von Antwerpen.

Noch einige Stunden unterhalb der Stadt wurden wir

daran erinnert, daß wir uns auf dem Festlande befinden. Eine Barke voll Polizeibeamteter kam an Bord und forderte die Päſſe ab. Die Paſſagiere hatten überdieß noch mündlich anzugeben: wohin ſie ſich in Belgien begeben wollten, wie lang ihr Aufenthalt im Lande dauren ſollte, was Zweck und Abſicht ihrer Reiſe ſei und andere dergleichen wichtigen Dinge mehr. Natürlich heimelte mich der belgiſch-polizeiliche Empfang gewaltig an und er verſetzte mich zurück ins liebe deutſche Vaterland, das, wie man täglich ſieht und ſelbſt erfährt, in vollem Maaß das Glück genießt, von einer Macht geſchützt zu ſein, die Argusaugen hat, der Nichts entgeht, die Alles weiß und wiſſen will, die an jedem Abend in jedem Dorfe ſich ſagen läßt: wie jeder angekommene Gaſt ſich nenne; was ſein Beruf, ſein Alter ſei; woher er komme, wohin er gehe; was er zu thun und laſſen im Begriffe ſtehe. An manchen Orten muß überdieß der Fremde noch der Polizei berichten: zu welchem Glauben er gehöre; ob er lutheriſch, reformirt, ob er katholiſch, Jude oder Türke ſei.

Du armes England, du biſt noch weit zurück; du kennſt ſo wenig als die Türken den ungeheuren Nutzen einer Fremdenpolizei. Ganz ungehindert läßt du die Leute kommen, gehen und machen, was ſie wollen. Es iſt dir einerlei, ob einer Schwarz, der andere Weiß ſich nenne, ob er bei dir Geſchäfte treibe, Vergnügen ſuche, ob kurze oder lange Zeit der Reiſende an dieſem oder jenem Ort verweile. Thut er nur Nichts, was dem Geſetz zuwider iſt, ſo hat ihm Niemand etwas abzufragen und geht er frei und ganz nach eigenem Belieben im Lande hin und her, gleichgültig ob er Brite oder Fremder ſei.

Was muß ein deutſcher Polizeimann von einer ſolchen

Ordnung halten und welches Mitleid muß er fühlen für ein Land, in dem ein Jeder so lang für ehrlich gilt, bis Handlungen das Gegentheil beweisen! Doch weiter nichts mehr über diesen Punkt, wie Vieles sich auch noch darüber sagen ließe.

Um drei Uhr Nachmittags ließ endlich unser Schiff den Anker fallen und wohlbehalten stiegen wir an einem schönen Kai der interessanten Scheldestadt ans Land. Gar gerne hätte ich die prächtige Kirche, den Stolz der Niederlande, wie auch die Festungswerke, in denen Chassé den Franzosen Trotz geboten und einen schönen Namen sich erworben, mir angesehen. Ich hätte auch die nöthige Zeit hiezu gehabt, allein ich mußte mich mit Zöllnern plagen.

Eine kleine aus London mitgebrachte und allerhand physikalische Werkzeuge enthaltende Kiste wünschte ich, da diese Dinge sehr zerbrechlich und, wenn herausgenommen, wieder schwierig zu verpacken waren, uneröffnet mit mir fortzunehmen. Ich that alle möglichen Schritte, ich bot jede Bürgschaft an; aber meine Wünsche wurden nicht erfüllt. Die weisen Zollgesetze Belgiens verlangen es, daß selbst Transitgüter, bevor man sie plombirt, untersucht werden und findet sich z. B. in einer Kiste etwas vor, das nicht im Frachtbriefe oder anderweitig angegeben ist, so wird noch obendrein der Inhalt confiszirt. Unter solchen Umständen mußte ich mich von meinen schönen Sachen trennen und dieselben den rauhen und profanen Händen der Zöllner überlassen. Welchen Zweck eine solche Vorschrift hat, weiß ich nicht zu sagen; mir scheint sie im höchsten Grade unvernünftig und einzig und allein nur deßwegen gegeben worden zu sein, um ehrliche Leute zu ärgern und zu plagen. Das unangenehme

Begegniß verstimmte mich so, daß ich keinen Augenblick länger, als ich mußte, in Antwerpen verweilte und mit dem ersten Wagenzuge nach Brüssel fuhr. Unmittelbar von London herkommend, machte die belgische Hauptstadt nichts weniger als einen großen Eindruck auf mich; es kam mir daselbst Alles etwas kleinlich vor und das neufränkische Wesen, das mir überall darin entgegen trat, trug eben auch nicht viel zu besonderer Empfehlung Brüssels bei. Schon den nächsten Morgen verließ ich Kleinparis und flog in wenigen Stunden hinüber nach dem hübsch gelegenen Lüttich. Die belgischen Eisenbahnen fördern schnell und sind bekanntermaßen die wohlfeilsten in der ganzen Welt. Man zahlt z. B. für den zweiten Platz von Brüssel bis nach Lüttich nicht mehr als sechs französische Franken, für den ersten acht und für den letzten vier; Preise, die man in der That nicht niedriger verlangen könnte. Dagegen sieht man allem es auch deutlich an, daß die Belgier beim Bauen ihrer Schienenwege einer großen Sparsamkeit sich befleißigten und jeden Luxus mieden. Die Bahnhöfe sind äußerst einfach eingerichtet, die Wagen haben auch nicht ein sonderlich elegantes Aussehen. Die Bahnen selbst sind so wohlfeil, als nur immer möglich gebaut und die Bahnwächter tragen nicht, wie anderwärts, hübsche Uniformen, sondern stecken in blauen Hemden. Gegen die mit so großem Luxus ausgeführten englischen Railwags erscheinen daher die Schienenwege Belgiens ziemlich armselig und unansehnlich. Freilich lassen sich dann jene auch zwei oder dreimal so viel als diese bezahlen.

Schon vier oder fünf Stunden vor Lüttich kletterten ein Dutzend Kerle außen an unsern Wagen herum und hielten zu den Fenstern herein Lobreden auf die Lütticher Gasthäuser,

den Reisenden gleichzeitig Karten zuschiebend. Es schien mir dieß ein sehr wagehalsiges Geschäft zu sein und die mit ihm verbundene Gefahr, unter den Rädern zermalmt zu werden, in gar keinem Verhältnisse zu dem daraus gezogenen Gewinn zu stehen.

Bei Ans hört die Bahn auf und Omnibuse stehen hier bereit, die Passagiere nach Lüttich hinab zu bringen. Da es den Kutschern nicht gestattet ist, in das Gebiet der Bahn hereinzutreten, so stehen sie draußen vor den Schranken und winken mit beiden Armen, der Eine den Andern an Heftigkeit des Gestikulirens überbietend, den Aussteigenden zu und deuten auf ihre schon bespannten Wagen hin. Der Anblick ist so komisch, daß man sich des Lachens nicht enthalten kann.

Ich bin schon in manchem Omnibus gefahren, aber solche, wie ich sie in Ans getroffen, sind mir doch noch keine vorgekommen. Ihr Aeußeres zeichnet sich zwar durch übergroße Eleganz nicht aus, auch scheinen sie nicht gar zu oft gewaschen und geputzt zu werden; dagegen ist ihr Inneres in ächt französischem Geschmacke ausgeziert. Damit der Reisende sein werthes Bild so oft als möglich sehe, ist hinter jedem Sitz ein großer Spiegel angebracht. Bei meiner Eile konnte ich leider dem alterthümlichen Lüttich nur wenige Stunden widmen; nachdem ich zu Mittag gegessen, das Rathhaus angesehen, der Straßen einige durchlaufen und mein englisches Geld gegen französisches ausgetauscht hatte, stieg ich wieder in die Diligence und schlug den Weg nach Aachen ein. Der Zufall hatte mir zwei Holländerinnen zu Wagengenossen beschieden, die eine solche Korpulenz zeigten, daß ich in die größte Verlegenheit kam, wo für mich beim

Einsteigen den dritten Sitz des Coupé noch zu finden. Mit Mühe und Noth zwang ich mich in ein Eckchen ein, in dem ich aber, wie man sich leicht denken kann, recht saure Stunden zu verbringen hatte.

Die beiden wohlbeleibten Damen waren wahre Muster von Schweigsamkeit und stillem Wesen; denn von Lüttich an bis Aachen wußten sie weder sich selbst einander Etwas zu sagen, noch irgend ein Wort mit ihrem schwer bedrängten Nachbar zu reden, der trotz seiner peinlichen Lage es an Versuchen, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, nicht fehlen ließ. Sonst sind die Frauen eben nicht durch eine übergroße Schweigsamkeit ausgezeichnet und selbst solche unter ihnen, die wenig Vernünftiges zu reden wissen, machen doch gerne von ihrer Zunge Gebrauch. Meine Reisegefährtinnen bildeten eine so außerordentliche Ausnahme von der Regel, daß sie mir hiedurch bis auf einen gewissen Grad merkwürdig wurden; dieß war aber freilich auch die einzig interessante Seite, welche ich denselben abzugewinnen wußte.

Bekantlich fehlt es Belgien an Bettlern nicht und gibt es deren eine große Zahl in den Dörfern, die zwischen Lüttich und Aachen liegen. Ganze Heerden von Mädchen und Knaben laufen bisweilen halbe Stunden weit neben beiden Seiten des Wagens her und schreien den Reisenden die Ohren voll. Gibt man nun dem zudringlichen Gesindel Nichts, so bricht dasselbe endlich, nachdem es alle möglichen Gebete herausgeplappert hat, in Schimpfen und Flüchen oder in ein lautes Hohngelächter aus. Es wäre eine wahre Sünde, solchem Volke etwas zu geben und in der That hatten die unverschämten Gesellen sich meiner Freigebigkeit auch nur wenig zu rühmen.

Als einmal auf diesem Wege unser Wagen langsam einen Berg hinan fuhr, kam ein alter Mann von kläglichem Aussehen und äußerst ärmlicher Kopfbedeckung herbei und sprach uns um ein Almosen an. Meine Hutschachtel in dem engen Raume äußerst lästig findend, warf ich dieselbe zum Fenster hinaus. Der Bettler, eines solchen Geschenkes sich nicht versehend, sprang erschrocken vom Wagen weg und blickte mir verwundert ins Gesicht. Da ich ganz ruhig blieb und keine Anstalt machte, den hinausgefallenen Gegenstand wieder zu erhalten, so blieb der Bettler stehen, bis wir uns einige Schritte von ihm entfernt hatten und nun hob er die Schachtel auf, um nachzusehen, was darin enthalten sei. Er nahm den Hut heraus, bestrich ihn mit der Hand, beschaute ihn mit Wohlgefallen, that ihm zuletzt sogar die Ehre an, sein graues Haupt damit zu decken und humpelte nun sehr vergnügt den Berg hinab. Wahrscheinlich war es das erste Mal gewesen, daß ihm zur Diligence heraus als Almosen eine Hutschachtel zugeworfen wurde und es mögen deßhalb auch beim Nachhausegehen ihm allerhand Gedanken über das Begegniß durch den Kopf gegangen sein, vielleicht auch der, daß der Geber nicht ganz bei Verstande gewesen.

Mich selbst ergötzte der Auftritt nicht wenig und sogar in dem Gesichte einer der Holländerinnen glaubte ich während der kleinen Scene eine lächelnde Miene wahrnehmen zu können; ob dieselbe aber mir oder dem Bettler galt, weiß ich nicht zu sagen, denn zu einer Bemerkung von ihrer Seite kam es nicht.

Auf dem Wege von Lüttich nach Aachen zogen wir über eine Höhe, von der aus man die herrlichste Aussicht in die Limburgischen Lande genoß. Es müssen diese Gegenden wohl

die schönsten und fruchtbarsten in ganz Belgien sein; von hübschen Männern oder Weibern aber sah ich nichts und die Sprache, die ich da hörte, schien mir ein fürchterliches Kauderwelsch, ein Mischmasch sondergleichen zu sein.

In die uralte deutsche Kaiserstadt, die jetzt der preußische Adler schützt und der es unter dessen Fittichen nicht so übel zu behagen scheint, hielten wir einige Stunden vor Mitternacht unsern Einzug. Sobald wir ausgestiegen waren, wurden wir nebst unsern sieben Sachen in einen Saal gebracht und hier mit einer zöllnerischen Rede regalirt. Ein Mann, der schön berlinisch sprach, setzte uns umständlich auseinander, was bei der Untersuchung der fahrenden Habe der Reisenden Brauch und Gesetz des deutschen Handelsbundes sei; was man zu thun und zu lassen habe, um keine Strafe sich zuzuziehen. Trotz dieser feierlichen und förmlichen Einleitung in die offizielle Kofferschau ging diese selbst sehr leidlich ab und war das Ganze in wenigen Minuten abgethan.

Von meiner weiteren Reise ist nicht mehr viel zu sagen. Zu Köln bestieg ich wieder einen Dämpfer und fuhr gemächlich den Rhein hinauf, dessen Schönheiten ich nie satt bekomme und die ich für »matchless« halte, trotz allem, was tadelsüchtige und spleenbehaftete britische Touristen in neuerer Zeit auch dagegen zu sagen wissen. Ich möchte fragen, wo in England, wo in Schottland oder Irland Etwas von Flußlandschaft zu sehen wäre, derjenigen auch nur von Ferne gleich, die zwischen Bonn und Bingen liegt.

Im netten Koblenz wurde eingesprochen und ein froher Abend im Kreise dortiger Freunde zugebracht. Die Festungswerke besah ich nur von Weitem und freute mich des starken

Bollwerks, das Preußen zum eigenen Schutz wie zu dem des ganzen Vaterlandes errichtet hat.

Am Tage, der mir das Alter gab, in dem die Schwaben weise werden und der folglich auch mich zum Weisen machte, erreichte ich die Heimat und wurde mir das Glück zu Theil, die liebe Frau und Kinder und alle Freunde in beßtem Wohlsein zu begrüßen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schönbein, Christian Friedrich,

Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers England

Basel 1842

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.89
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449044-8